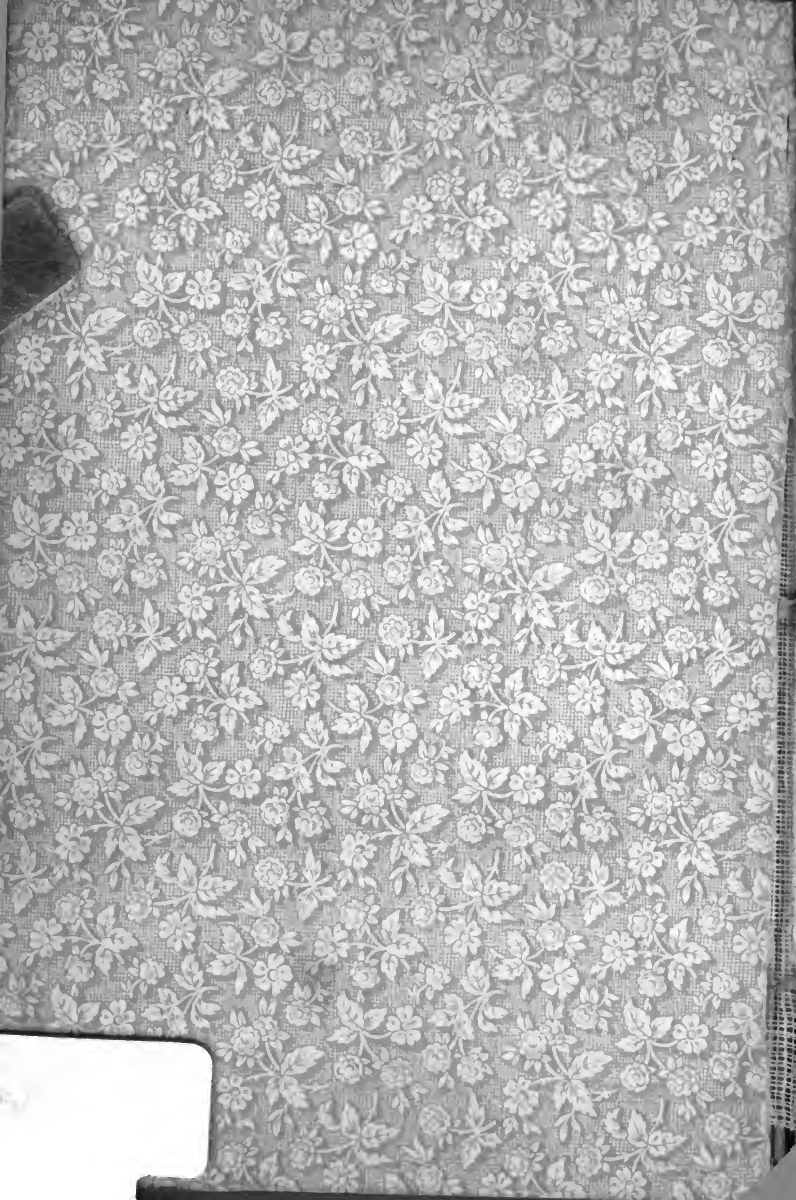
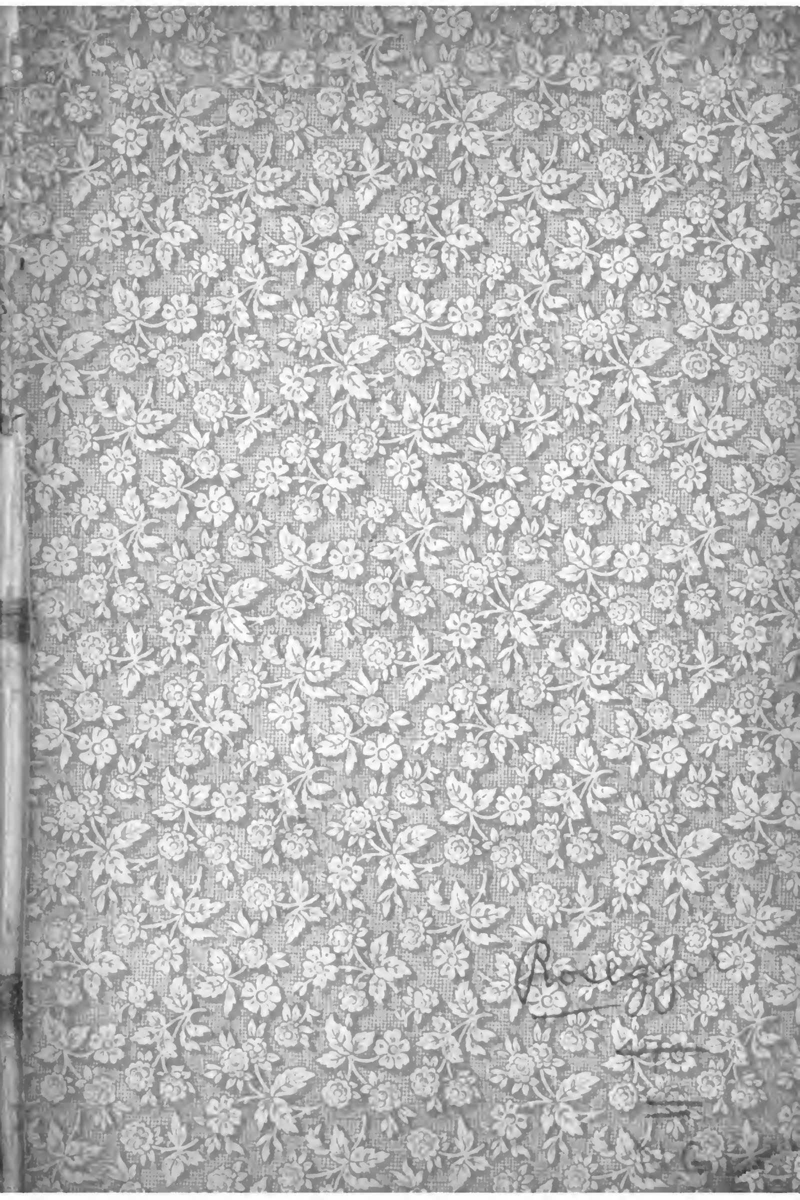
Schriften: Meine Ferien. 6 ed. Leipzig, 1899

Peter Rosegger





Meine Ferien.

Von

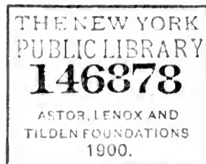
P. K. Rosegger.

Sechste Auflage.

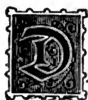
Volks-Ausgabe.



Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1899.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
146378
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1900.

Vorwort.

ieses Buch behandelt im Anschluß an das Waldbauern- und Handwerkerleben eine dritte Periode, nämlich die Studenten- und Studienzeit.

Ich habe daraus mit Vorliebe das Angenehme und Fröhliche gezogen; das Andere ist just gut genug, vergessen zu werden. Aus diesem habe ich wieder blos solche Gegenstände gewählt, die in meinen früheren Schriften nicht bereits behandelt worden sind, so daß „Meine Ferien" manches vorher Erschienene vervollständigen mögen.

Die hier enthaltenen Schilderungen aus meinen studentischen Vacanzen sind — größere Studien und Arbeiten unterbrechend — an beschaulichen Erholungstagen aufgezeichnet worden, tragen die Bezeichnung „Ferien" daher in zweifachem Sinne. Der Anhang der „Nachträge" gehört strenggenommen nur insofern hierher, als die darin enthaltenen Geschichten und Schilderungen ihren Ursprung ebenfalls meinen Ferientagen verdanken.

Ich bin in diesem Buche meine Lieblingswege wieder gegangen, habe jedoch manch' neuen Aussichtspunkt entdeckt

in's Leben und in die Menschenseele. Nicht blos bei schlichten Landleuten, auch bei jungen, weltlustigen Freunden und bei geistig hochbedeutenden Menschen habe ich Sonntag gehalten, um mich dann neuerdings dem Walde mit seinem kleinen, unendlichen Leben zuzuwenden.

Es ist ein Spaziergang ohne viel System. Als ich ihn gemacht, hat mich Morgenluft angeweht, und das ist seine Geschichte und sein Merkmal.

Der Verfasser.

Bei den Landsleuten.



Alte Bekannte.

Im Schatten der grünenden Bäume,
Da sitz' ich so gerne allein,
Da fallen mir goldene Träume
Der fernen Vergangenheit ein.

ie ersten Vacanzen waren kaum zu erwarten. Man sollte meinen, ein lernbegieriger Mensch, der sich so spät und so schwer in die Lehrsäle fand, wäre aus denselben kaum mehr herauszubringen gewesen. Und riethen mir ja meine Freunde, ich sollte über die zwei Ferienmonate hübsch in der Stadt bleiben und den erst vor wenigen Monaten begonnenen Unterricht durch Privatlehrer an mir fortsetzen lassen. Der Rath war gut, aber er machte mir übel bis in den Magen hinab, denn das Heimweh war in dem zweiundzwanzigjährigen Waldbauernbuben unendlich größer, als die Lernlust. Wenn meine Freunde und Lehrer nicht Seelenkenner gewesen wären und es nicht so eingetheilt hätten, daß ich mitten in meinem grünen Heimatlande und selbst in den Waldbergen lernen konnte, ich wäre ihnen entlaufen, ich wäre daheim ein verkommener Mensch geworden und es wäre ein Elend gewesen.

Nun, die ersten Vacanzen waren endlich da, ich nahm meine Bücher in eine große Seitentasche und eilte aus der

heißen, blendenden Stadt in die kühlen Berge, in deren Thälern der Duft der jungen Heumahd war und über deren Höhen der hochsommerliche Julihimmel lag.

Das Haus stand noch auf den Matten zwischen den Wäldern und es hatte sich in demselben gar nichts verändert, als daß die Schwalben wieder um die grauen Bretterdächer schwirrten, auf welchen bei meinem Fortgehen der Schnee gelegen war. Selbstverständlich, es war eine große Freudigkeit, als der Student einkehrte, und meinem Vater kam ich ganz besonders recht. Es war die genöthige Zeit, ich sollte zu den Heuschöbern oder zum Vieh, was ich am liebsten wollte — so einem angehenden „Herrn" da muß man schon die Wahl lassen.

Es war ein böses Ding. Denn ich wußte, die Herren Professoren würden mich zum Beginne des neuen Schuljahres nicht nach Heu und Vieh fragen, sondern nach den Grundsätzen der deutschen Sprachlehre, der Rechnenkunst u. s. w. Und wie auch sollte ich es von meinem Vater verlangen können, daß er mir Dach und Tisch gebe, und ich leistete nichts dafür! Dann die Nachbarn: Jetzt ist er schon wieder daheim und arbeitet nicht; der bringt seine Eltern noch an den Bettelstab!

Verstimmt ging ich über den Bergrücken nach Haustein hinaus. Der dicke, joviale Hausteiner Wirth, Herr Lorenz Haas hieß er, ein Mann, weit und breit bekannt wegen seiner Herlebigkeit, denn er warf jeden Gast, der ihm nicht zu Gesichte stand, zur Thür hinaus — wegen seiner Gutmüthigkeit, denn er verlieh und verschenkte allmählich den größten Theil seines Vermögens an die Leute — wegen seiner Wohlbeleibtheit endlich, denn in seinen besten Jahren mußten wir Schneider um ihn herumlaufen, wie um die alte Dorf-

linde, wollten wir ihm einen Rock anmessen — Herr Lorenz Haas ließ mir jetzt zum erstenmale das Glas Bier auf einer blechernen Ehrentasse vorstellen und that die Bemerkung, ich hätte als Schneidergeselle ein lustigeres Gesicht gemacht, denn jetzo als Studiosus.

Da vertraute ich ihm denn, daß der Studiosus auf seinen Vacanzen kein Dach und Fach habe und sich werde bequemen müssen, seine Studien auf der Hutweide fortzusetzen.

Sagte Herr Lorenz: „Das wäre nicht übel!"

Sagte ich: „Es ist aber sehr übel."

Hierauf ließ er sich seinen feingeschliffenen Weinstutzen zur Hälfte mit Wein, zur andern Hälfte mit Wasser füllen; dann sagte er rasch und schnarrend, als wäre es ein Befehl: „Ich wüßte Dir ein Logement."

„Gut wäre es gewesen, wenn ich in meiner Dachkammer zu Graz verblieben wäre," meinte ich.

„Das wäre gut gewesen," sagte Herr Lorenz Haas, „aber noch besser ist, daß Du über die acht Wochen zu uns heraus gekommen bist. Eine Wohnung weiß ich Dir. Da steht ein Bett und ein Tisch und ein Schrank drinnen, und zu den großen zwei Fenstern winken die grünen Birkenzweige hinein. Wenn Dich nur die Nachbarschaft nicht genirt."

Deß wäre ich nicht heikel, meinte ich, Lärm mache mir nichts.

„Meine Taverne oben auf dem Föhrenriegel, die kennst?"

„Ja, recht gut," sagte ich, „bin in ihr ja einmal vier Wochen in die Schule gegangen, zum Firmunterricht."

„Jetzt ist schon lang keine Schule mehr in meiner Tavern, jetzt steht sie leer. In der früheren Schulstube hat der Küster das heilige Grab stehen, welches am Charfreitag in der Kirche aufgerichtet wird, und die Bahrstangen, glaube

ich, und anderes Kirchengeräthe. Und im Stüblein, wo der Schulmeister gewohnt hat, hätte jetzt prächtig so ein fleißiger Studiosus Platz. Die Aussicht ist auch nicht übel."

„Ja, über den Kirchhof hin," sagte ich.

„Macht Dir das was?" fragte Herr Lorenz.

„Das macht mir nichts," antwortete ich, „aber der Miethzins?"

„Der wird Dir auch nichts machen. Mich soll es recht freuen, wenn Du Dich in meiner Taverne einlogirst, und zum Essen hast nur einen kleinen Weg herab in mein Haus. An einem Tisch, wo für Zehn gekocht ist, wird für den Elften auch noch ein Teller sein. Mach' Dir nichts d'raus, Waldbauernbub', ich hab' Dich allfort gern gehabt, und jetzt sei bei mir daheim."

's war doch ein guter Mann. Und jetzt hatte ich eine Stunde von meinem Vaterhause eine ruhige Wohnung, wo ich unbeirrt von Heu und Vieh meinen Studien obliegen konnte.

Ich vergesse es auch nicht mehr, das Stübchen in der Taverne zu Haustein. Wenn ich des Morgens in meinem schneeweißen Linnen erwachte, war das eine Fenster voll von Wald, wie er jenseits des engen Thales am Berge stand. Das Dörflein tief im Thale, das sah ich nicht, es war versteckt unter den hellen, quellenden Büschen und unter den alten Ahornen und Linden. Und am andern Fenster zitterten die Schatten der Birkenzweige und zwischen den Birkenzweigen schimmerten die bemoosten Steine des nahen Föhrenriegels und die wettergraue Wand des Kirchthurmes, hinter dem die Sonne aufstieg, die so rein, wie ich sie seither nirgends mehr gesehen, durch die großen Glasscheiben auf die weißen Dielen meiner Stube fiel.

Und zwischen meiner Taverne und der Kirche lag ein grüner Anger, der ein wenig uneben, hie und da ein wenig ausgetreten und mit einer niedrigen Mauer umgeben war. Die Mauer hatte jene wettergraue Farbe, wie die Kirche, war aber mit manchem freundlichen Busch bestanden und dort und da war ein Holzkreuzlein an sie geheftet, das eben so grau, wie hier Alles grau dämmerte, was nicht grün war. Wo es aber grün war, da glitzerten die Thautröpflein, und hinter der Kirchhofsmauer standen junge Tannenwipfel und Birken empor, und Alles war so frisch duftig und sonnig, und wenn ich das Fenster öffnete, strömte eine kühle, von Vogelsang durchklungene Waldjugend herein. —

In der Pfarre Haustein sterben jährlich blos vier oder fünf Menschen — und diese nicht einmal gern. Und der Boden des dortigen Kirchhofs ist so festgetreten und hat einen so dichten Rasen, daß man darauf wandelnd nicht jenes seltsame Gefühl hat, wie auf andern Friedhöfen, wo mit jedem Schritte der Boden zu wanken und zu sinken scheint.

Meine Stube war in Ordnung. Die Bücher hatte ich schön hingestellt in den Schrank und das weiße Papier hingelegt auf den Tisch. Als ich jedoch das erstemal zum Frühstück hinabgestiegen war in's Haus des Herrn Lorenz Haas, da sagte ich: „Zum Studiren will sie mir nicht passen."

„Wer," fragte Herr Lorenz.

„Die Taverne. Das ist ein so freundliches, stilles, einsames Haus, daß ich fast glaube, in ihm werde ich dichten."

„In Gottesnamen, so dichte."

Als ich wieder zurückkam in meine Stube, war das Bett und Alles hübsch in Ordnung gebracht; da setzte ich mich an den Tisch und schaute zu den Fenstern hinaus, einmal in den besonnten Wald, das anderemal auf den be-

thauten Kirchhof, und in mir war das Gefühl des lieben, heimatlichen Friedens, der mit gleicher Größe ist über der lebendigen Welt und über dem Rasen der Schläfer.

In der Morgenstunde stieg auch der Pfarrer zur Kirche herauf und las sein Amt. Die Orgel klang sanft zu meinem Stüblein herüber. Dann schritten die wenigen Kirchengänger an meinem Fenster vorbei und guckten wundershalber auch ein bischen herein auf diesen jungen Menschen, der auf der Welt so eigen herumregiert, jetzt als Waldbauernbub, jetzt als Schneidergesell, jetzt als Stadtstudent und jetzt wieder wie ein Einsiedler bei den Todten — man kennt sich nicht aus, wie es mit seiner Seele steht — ist so nahe an der Kirche und geht nicht hinein.

Dann ging vielleicht einmal ganz langsam und bescheidentlich die Thür auf und meine Mutter kam herein und schaute, ob ich in meiner neuen Wohnung wohl Alles habe, was ich brauche, machte sich etwas zu schaffen, daß es mir gut sei und sagte dann gegen das Kirchhoffenster deutend: „Das Fenster ist Dir einmal gesund, kannst schön auf's Sterben denken.“

Ein anderesmal kam mein Jugendfreund Eustach, der gab sich laut und lustig, und wenn ich ihm mit meiner Kirchhofspoesie anhub, lachte er mich aus und sagte, ich wäre ein Student, der auf die Todtengräberei studire. Der gute, lebenslustige Bursche! Heute ist er Moder, aber nicht auf dem friedensstillen Gottesacker zu Haustein, sondern im weiten, dürren, staub- und lärmumbrausten Leichenfeld einer großen Stadt.

Als er nämlich gehört hatte, mir ginge es gut und ich gedächte noch sein, kam er mir nach in die Stadt und ging in eine Fabrik. Von Woche zu Woche wurde er blässer; wenn wir

am Sonntage miteinander gingen, rieth ich ihm stets, er solle wieder heimkehren zur gesunden, ländlichen Arbeit in der Waldluft. Er antwortete: nein. Und als ich ihn fragte, warum er nicht mehr heim wolle, antwortete er noch entschiedener: nein. Erst im Spitale gestand er mir, er möchte wohl sein Heimatsthal noch einmal sehen, aber er wolle der Leute Spott nicht hören. Er hätte bei seinem Fortgehen gesagt, er käme nur als „Herr" wieder zurück aus der Stadt; nun sei er aber noch ärmer geworden, als er gewesen, und die boshaften Leute, die seinen Fortgang verhöhnten, würden seine Rückkehr noch mehr verhöhnen. Da sterbe er lieber in der Fremde. Ich kam hierauf noch drei Tage nacheinander zu seinem Lager, wo er so emsig beschäftigt war Athem zu holen, daß er dazwischen kaum noch einige Worte zu sprechen vermochte. Am vierten Tage war sein Bett leer und mit der Decke zugehüllt. Der Wärter bedeutete mir, er sei in der Nacht fertig geworden. Ich ging in die Leichenhalle, sah lauter fremde Gesichter, aber das seine nicht. Ich ging in den Secirsaal und hatte mit den Herren einen Streit. Der Leib meines Freundes wurde unverletzt aufgebahrt und in christlichen Ehren bestattet.

So ward es später mit Eustach, der meine stille Taverne am liebsten zu einem Tanzboden umgestaltet hätte. Er blieb selten lange bei mir und so war ich allein den langen Tag, nur daß draußen mitunter der alte Bettler-Hiesel vorüberwankte, dem die Leute so viel Almosen gaben, weil sie ihn so sehr fürchteten. Der Bettler-Hiesel that nämlich solche Leute, die ihm zu wenig gaben, „in die Höll' hinabbeten." Das heißt, er hub mit seiner dumpfen, eintönigen Stimme langsam an zu fluchen, und wankte so, mit entblößtem weißen Haupt, tiefgebeugt am Stabe, leise und beharrlich fluchend um das Haus, bis alle Einwohner mit Haut und Haar in

die unterste Hölle verwünscht waren. Er that Jeden einzeln ab und nahm stets auch dessen Vater und Mutter und ganze Verwandtschaft mit, sie mochten noch leben, oder schon im Grabe ruhen. Gewöhnlich geschah es dann, daß ein Nachtrags-Almosen aus dem Hause kam, was die Folge hatte, daß der Bettler anhub, die in die unterste Hölle Verwunschenen in die mittlere, von da in die obere Hölle heraufzubeten und von dieser sie endlich in den Himmel emporzusegnen. Beides, nach unten und nach oben hin, that er ohne Haß und ohne Liebe, nur mit Hinblick auf das Almosen. Er trieb auch sonst allerhand sonderbare Stücklein und die Leute nannten ihn einen Halbnarren, weil er ihnen für einen ganzen zu närrisch schien. Als er starb, hat man in seinem Strohsack viel Geld gefunden, was zum Theile die Priesterschaft eines Stiftes in Empfang nahm, um den Bettler-Hiesel in den Himmel hinauf zu beten.

Wenn nun aber um meine Taverne stundenlang kein lebendiger Mensch war und nicht einmal ein alter Bettler-Hiesel über den Kirchhof hinkte, erinnerte ich mich, daß der Herr Pfarrer zu Haustein gesagt hatte, ich solle mich doch bisweilen bei ihm anmelden. Es war damals die Zeit, wo jeder Simpel über religiöse Dinge rasch und wegwerfend aburtheilen zu müssen glaubte; ich setzte des Pfarrers Wein zu und führte dabei als Einer, der jetzt hoch im Studium sei, eine sehr naseweise Sprache. Der geistliche Herr war geduldig und sagte: „Gott beschütze Dich noch manches Jahr, die Klärung wird sich dann schon vollziehen.“

Oefters ging ich in den kühlen Waldschluchten hin und wählte mir am rauschenden Bach ein Sitzplätzchen zum Studiren; als ich aber drauf saß, schaute ich auf die grünbemoosten Steine, um die das Wasser gischtete, oder in die

finsteren Schatten zwischen den Baumstämmen hinein und es vergingen die Stunden. Dann ging ich auf den weißen Sandwegen der Berghöhen und schaute über die Birken- und Kiefernwälder bis zu den fernen blauen Bergen an der Feistritz und an der Raab, und über die ganze weite Gegend war der sonnige Sommernachmittag ausgegossen. Wenn ich endlich des Abends zurückgekehrt war in meine dunkle Taverne, da dämmerten die hellen Bilder noch lange in meiner Seele, ich setzte mich an das Fenster und schaute auf den Kirchthurm oder auf das Berghaupt, wo man das Farbenspiel der untergehenden Sonne sah, und that, was ich den ganzen Tag gethan hatte, ich träumte.

An einem solchen Abende war die Stunde, mit der meine zweiundzwanzig Lebensjahre voll wurden. Da sagte ich zu mir: Jüngling! Blut Gottes! ist es nicht Schade um die kostbare Zeit, daß du sie verträumst?! Siehe da hinab in die Häuser und Hütten, die Menschen denken nicht an die Schönheit dieser Welt, aber sie lieben sie. Sie fügen sich zusammen in warmen Freuden und begehen süße Stunden. Das wäre auch dein Verlangen, so gehe hin. Dem Schneiderjungen schon waren Herzen offen gewesen, dem Studenten mit den langen Locken werden deren noch mehr offen sein. Nur dreihundert Schritte brauchst du zu gehen — und selbst wenn es vierhundert wären — und du stehst vor Jemandem, der lange heimlich nach dir auslugt, der sich vor einem Kusse nicht länger sträuben wird, als es für's erstemal Sitte ist.

Die Kirchthurmspitze funkelte noch ein letztesmal in der Sonne und der Junge blieb sitzen am offenen Fenster, und sah den Abend dämmern und sah die Nacht werden.

Und in der Nacht, da spielte der sinkende Halbmond draußen auf der Kirchhofsmauer und in den stillen Büschen.

Da waren blasse Streifen und Tücher gezogen über den Rasenplatz hin und es rührte sich einmal ein Zweig und es zitterte einmal ein Laub, und doch war es stiller, als still — die Kirchthurmuhr aber schmiedete in ihrem langsamen Tiktak an dem Ring der Ewigkeit.

Endlich, da der Mond vergangen war und die schwere Nacht über Allem lag, in welche ich auch noch eine Weile hinausstarrte, weil man in solcher Nacht fiebernde Gedankenungeheuer tief versenken und verhüllen kann — zündete ich endlich das Licht an und deckte mir mein Bett auf. Und als ich auf dem Bette saß und noch immer wachend träumte und mir leid war um den Tag, der verträumt worden, und mir leid war um die Nacht, die verschlafen werden sollte, flog plötzlich etwas zum offenen Fenster herein, kollerte klappernd auf den Boden und lag dann mitten auf demselben still. Ich schaute hin, es war ein rundes, löcheriges Ding. Der Athem blieb mir stehen, wie ich so darauf hinstarrte und wie es so auf mich hergrinste. Es war ein Todtenschädel.

Vor Entsetzen waren meine Glieder lahm und meine Gedanken. Als ich zu mir kam, stellte ich mir das tollste Zeug vor. Ich schloß das Fenster und schloß die Läden, daß nicht etwa noch das ganze Zugehör zu mir hereinspringen konnte. Endlich kam ich mit mir dahin überein: Von selber kommt so ein Ding nicht geflogen. Wenn es auch einmal ein Menschenhaupt gewesen war, das Unsinn trieb, so verläßt es jetzt doch nicht sein kühles Erdkissen, um mitternächtig eine Geburtstagsvisite zu machen. Mein wunderlicher Gast — er blieb liegen, wo er lag und grinste mich an — war eigentlich ganz jugendlich, er hatte noch alle Zähne — vielleicht waren wir zusammen in die Schule gegangen. Für's Erste verrammelte ich nun die Thür und setzte mich in Wehrstand

— nicht gegen den Knochen, sondern gegen den, der ihn wohl aus dem Beinhause in die Stube geschleudert haben mochte. Aber draußen regte sich nichts. So wurde ich allmählich dreister, hob den Todtenschädel auf und stellte ihn auf den Tisch.

Aber mit einem solchen Gesellen ist's schwer, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Wie wir uns eine Weile so still gegenübersaßen, war es sehr langweilig. Ueber Sein und Nichtsein wäre ein nicht unpassendes Gesprächsthema gewesen.

Nachdem das erste Grauen sich verzogen hatte, wurde unsere Bekanntschaft insofern intimer, als ich den Schädel in die Hände nahm — so ein Ding wiegt viel leichter als man glaubt — und ihn einmal über und über betrachtete. Und jetzt war auf einmal alle Beklemmung weg, mit der Berührung der Materie war das gespenstische Phantom zerstoben. Wie der Tod im Grunde doch harmlos ist! Nur das Leben bäumt sich so närrisch dagegen auf und stößt jenen gräßlichen Angstruf aus, vor dem es dann selbst bis in's innerste Mark erschrickt.

Und dann ertappte ich das Ding bei einer menschlichen Schwäche. Ich nahm wahr, daß ein Vorderzahn des Oberkiefers mit einem lockeren Metallstift am Kiefer befestigt war. Also falsche Zähne! Sollte in diesen Höhlen das Gehirn einer Frau geherrscht haben? Kannte ich nicht auch einen Mann, der sich einen vorderen Oberzahn, den er sich beim Clarinettblasen ausgebissen, zum Behufe des Clarinettblasens wieder ersetzen ließ? Der lustige Musikanten-Jakel, Gott habe ihn selig, er starb in jungen Jahren, nachdem er aufgespielt hatte, was das Zeug hielt. Bei meines Vaters Hochzeit soll er der Lustigmacher gewesen sein; der Mann hatte Gritze

gehabt da drinnen in dieser Beinbüchse. Ja, wahrlich, das war niemand Anderer, als der Schädel des Musikanten-Jakel — erschienen, um mir das Geburtstagsständchen zu bringen.

Die Nacht war übrigens geruhsam. Am frühen Morgen stieg ich hinab zu meinem Frühstück. Herr Lorenz hatte mir heute das Tischchen mit einem rothblumigen Tuch bedecken und darauf einen Rosenstrauß und einen Gugelhupf hinstellen lassen.

Ich fragte, seit wann in Haustein die Gratulanten nächtlicher Weile zu den Fenstern hereinflögen?

„Wie so?" sagte Herr Lorenz.

„Der Musikanten-Jakel hat mich aufgesucht."

„Der ist ja schon seit vierzehn Jahren todt!" rief mein Gastherr.

„Freilich ist er todt," sagte ich, „und das ist eben das Verdächtige. Da seht ihn!" — Und hielt den Schädel hin.

Herr Lorenz entfärbte sich.

„Junge," sagte er dann, „mit solchen Sachen treibt man keine Späße."

„Aber solche Sachen treiben sie mit uns. Um Mitternacht ist er mir zum Fenster hineingeflogen."

Jetzt hörte ich hinter dem großen Backofen, in welchem die berühmten Hausteiner Semmeln gebacken wurden, ein gurgelndes Lachen. Saß der alte Bettler-Hiesel dort und lachte mich aus. Jetzt stand's nicht lange an, so wußten wir, wer den Knochen in meine Stube geschleudert hatte. Herr Lorenz schritt sehr rasch auf den Alten zu und hob sein fünffingeriges Hausgericht drohend über das weiße Haupt.

Mir gelang es noch rechtzeitig, die Gefahr abzuwenden, worauf der Bettler-Hiesel sich erhob, feierlich vor mich hin-

stellte und anfing in langsamer, eintöniger Art etwa so zu reden: „Vergelts Gott, Herr. Hundertmal vergelts Gott, Herr. Glück in Dein Haus und Dach und Fach. Dein Rath und That soll gesegnet sein. Vergelts Gott, Herr. Deine arme Seel' soll in den Himmel fahren. Deiner Vater und Mutter Seelen sollen in den Himmel fahren. Deine Freunde in den Himmel fahren. Deine Feinde in die Höll' fahren. Vergelts Gott, Herr. Der heilige Erzengel Michael soll Dein Kutscher sein. Der heilige Erzengel Gabriel soll Dein Diener sein. Im ersten Himmel ist Dein Vorhof. Im zweiten Himmel ist Dein Hochzeitsmahl. Im dritten Himmel soll Dein Ehebett sein. Gott der Vater wird Dich krönen. Gott der Sohn wird Dich umarmen. Gott der heilige Geist wird Deine Freud' und Seligkeit sein in alle Ewigkeit, Amen. Vergelts Gott, Herr. Vergelts Gott, Herr." —

Es muthet mich seltsam an, heute, da diese Dinge in meinem Gedächtnisse wieder aufstehen. Es ist die Fluth einer fremden Welt darüber hingefahren, aber sie verlief und aus dem Schlamme steigen die alten Gewächse, die mich wie Schlingpflanzen stets von Neuem umweben. Andere sehen die Zukunft in leuchtenden Farben, die Vergangenheit ist ihnen dunkel geworden, sie wenden sich von ihr ab, als von einem unwiederbringlich Verlornen. Mich däucht, nichts ist so sehr unser Eigenthum, als unsere Vergangenheit, die uns aufgebaut hat, die wir sind. Es sind unbedeutende Dinge aus meiner Vergangenheit; mag wohl nicht immer gerechtfertigt sein, daß ich sie erzähle, denn so kann ich sie nimmer vor die Seele der Leser stellen, als sie vor meiner eigenen stehen — so traumhaft bunt und magisch, so wehmuthsreich und mild, daß ich mir nach meinem Tode gar keinen andern Himmel wünsche, als den, meine Vergangenheit noch einmal

durchleben zu dürfen. Auch die bösen Tage — die oft sehr bösen Tage — ja selbst den gestrigen, den heutigen noch, der eben zu Ende geht und der hart war und einen neuen Splitter in mein Herz gestoßen hat. Wenn der Bettler-Hiesel die Macht gehabt hätte, den Menschen ihr vergangenes Leben zurückzubeten, so hätten ihn wohl Viele vielleicht zur Thür hinausgewiesen, ich aber hätte ihm Alles, Alles dafür gegeben, was heute mein ist.

Ich wäre ja doch wieder dazugekommen.



Geldtragen.

ch habe erzählt von den einzig schönen Vacanzen, die ich als Student in der Taverne zu Kathrein am Hauenstein verlebt hatte. Allein, ich habe von diesen Vacanzen noch vielmehr verschwiegen, als erzählt und ich habe auch heute keine Lust, in meinen Berichten erschöpfend zu sein. Das Gute und Beste will ich schon sagen, aber das Allerbeste, das ist ganz mein eigen, das gebe ich nicht aus, es sei denn, daß hie und da zwischen den Zeilen Etwelches davon zerstreut werde, wie bisweilen Körner zwischen den Furchen liegen, die dann von den leckeren Vögeln aufgepickt werden mögen.

Ich war auf Vacanzen und schaute durch das klare Fensterglas hinaus und plante, wie denn dieser junge, freie und lustige Bursche einstweilen am besten zu verwenden wäre? Das Fensterglas wurde alsbald trübe, weil ich ihm mit dem Munde zu nahe kam. Und mit vielem Andern ist es auch so: die größten Freuden werden oft trüb oder vergehen gar, wenn sie der Hauch des Mundes berührt. Studenten kümmert das nicht und ich zeichnete auf die trübe Scheibe mit dem Finger ein kräftiges M. Und durch dieses M lachte mir der grüne, sonnige Wildhag herein, in welchem es so scharfe Dörnlein und so schöne Röslein gab.

Jetzt war hinter mir auf einmal ein Räuspern und da stand der Ortsvorstand von Kathrein am Hauenstein. Er hatte höflich den Hut abgezogen und glättete nun mit der Hand sein graues Hauptﾠhaar und schaute mich sehr gutmüthig an.

„Muß doch ein wenig nachsehen, was Du machst — wenn man noch Du sagen darf!" lautete seine Anrede.

Dusagen, ja das versteht sich; der Schenker-Karl — und das war der Ortsvorstand — ist mir während der Handwerkerzeit einer meiner liebsten Menschen gewesen, weil er gar gutherzig war und weil er eine so ganz besondere Art von Töchtern gehabt — doch, das gehört auf einen andern Fleck. Kurz, beim Dusagen blieb's, und so sagte denn der Vorstand: „Hättest nicht Lust, morgen mit mir eine Lustreise nach Vorau zu machen? Das Chorherrenstift ist schön anzuschauen und die geistlichen Herren haben einen guten Wein."

Es waren Gründe da, mich zu besinnen.

„Ich habe dort so ein verwunderliches Geschäft," fuhr der Karl fort, „und weil mir durch den großen Wald allein woltern die Zeit lang wird, so wär's mir frei ein Gefallen, wenn Du mitthun wolltest. Daß ich Dich zehrungfrei halten thät, müßtest mir halt nicht für Uebel nehmen."

Die Gründe, mich zu besinnen, waren nun nicht mehr da. Mit Freuden war ich zur Lustreise nach Vorau bereit.

„Ein klein bissel was zu tragen haben wir halt auch," sagte der Vorstand, „wir wollen damit brüderlich abwechseln und so wird's für Einen nicht schwer sein. Vielleicht passirt Dir ein solches Tragen Dein Lebtag nicht mehr."

„Was wird's denn sein?" fragte ich.

Nun streckte er seinen Zeigefinger aus und sagte: „Da will ich Dich einmal rathen lassen Studiosus. Morgen um's Sonnaufgehen kommst zu mir auf's Frühstück, vielleicht hast Du's bis dahin fertig."

Ich hatte an demselben Abende vor dem Einschlafen richtig ein paar Stunden simulirt, was wir denn nach Vorau zu schleppen haben würden. In Vorau war das Bezirksgericht, das nimmt allerhand Sachen, aber diesmal mußte es nach den Andeutungen des Karl was Besonderes sein.

Um's Sonnaufgehen war ich da; auf dem Tische dampfte schon der Kaffee, der in der Morgenfrische, die zu den offenen Fenstern hereinströmte, überaus köstlich duftete. Und auf dem Tische lag die braune Seitentasche des Schenker-Karl, die er auf seinen Kaufmannsfahrten nach Graz — er war ja der Ortskrämer — stets mit hatte und an deren behaarter Decke noch die Klauen des Rehbockes waren, von dessen Haut die Tasche stammte. Diese Tasche war heute ganz gewaltig vollgepfropft, war schwer wie Blei und klirrte ein wenig, wenn man sie hob und schob.

Anfangs trug sie der Karl, später nahm ich sie über die Achsel.

„Wie schwer schätzest Du sie?" fragte mich mein Genosse.

Ich berechnete nach dem mir damals noch immer am nächsten liegenden Anhaltspunkt.

„Das sind zum wenigstens drei Bügeleisen," sagte ich, „wiegen zwölf Pfund."

„Hast nicht schlecht geschossen und wenn ein Pfund Silberthaler auch so schwer ist, als ein Pfund Bügeleisen, so schleppen wir heute zwölf und ein Viertel Pfund nach Vorau."

„Wir werden doch keine Silberthaler schleppen?" war meine Frage.

„'s wird aber doch nicht weit gefehlt sein," sagte der Karl.

„Ja, wachsen denn heuer in Kathrein am Hauenstein die Silberthaler auf den Bäumen, wie Holzäpfel?"

„Auf den Bäumen wie Holzäpfel nicht, aber unter der Erde, wie Erdäpfel. Ja, Studiosus, wie Du itzt dahertrabest, hast Du einen vergrabenen Schatz über der Achsel hängen. — Bist durstig, so wollen wir beim Mostmichel abrasten."

Beim Mostmichel im Narrenhof nahmen wir ein Labniß; und dort, wo der Vorauerwald beginnt, der den stundenlangen Bergrücken bedeckt und zu beiden Seiten weit hinabgeht in die Lehnen und Engthäler, wo dann am Saume die Bauernhöfe und kleinen Dörfer hängen, an der Straße also, wo dieser Wald beginnt, setzten wir uns in den Schatten und rasteten eine Stunde lang.

Der Karl sah mich von der Seite an und rief hernach, auf die Ledertasche schlagend: „Na, was sagst Du dazu?"

So richtete ich mich denn empor, that den Mund auf und sagte: „Da kann ich gar nichts sagen."

„Und ich sag'," versetzte der Karl, „ich sag', das Geld ist eine harte Sach'!"

„Ja, besonders wenn's von Silber ist —"

„— und nicht Dem gehört, der's tragen muß."

„Gehört es also nicht Dir?" fragte ich.

„Schau mich an, Student. Kann ein Mensch, der so ausschaut, wie ich, Silbergeld haben? Wird ein Kaufmann seine Baarschaft anderswo vergraben, als in abgestandenen Waaren? Kann ein Mensch, der jetzt im neunten Jahr Ortsvorstand zu Kathrein am Hauenstein ist, einen vergrabenen Schatz besitzen?"

„Ich weiß es wohl, Karl, daß Du als Vorstand für die Leute, die gepfändet werden sollen, die Steuern oft aus

Deinem eigenen Sack zahlst. Wie oft hast Du den Stegbauer ausgelöst, den Schachenhans, den alten Grabentickel!"

„Den alten Grabentickel," murmelte der Karl, „ja, ja, den Grabentickel habe ich richtig auch ein paarmal ausgelöst. Die Witwe von ihm ist erst vor etlichen Wochen gestorben."

„Der hast gewiß auch Du das Begräbniß gezahlt!"

„Beileib' nicht, die hat Geld genug gehabt, schier so viel, daß zwei Männer, ein junger und ein alter, d'ran zu schleppen haben. Ja, Studiosus, dieser Ranzen voll Thaler ist von der Grabentickelin! Sie hat ihn mir auf dem Todtbett anvertraut."

„Dahinter steckt gewiß eine merkwürdige Geschichte."

„Ah, versteht sich, und die soll ich Dir nun erzählen," sagte der Schenker-Karl. „Ja, ich habe mir oft schon gedacht, wenn ich einen alten Silberthaler in der Hand gehabt: Wüßte Einer die Geschichte von Deinem Lebenslauf!"

„Bisweilen wird's besser sein, man weiß sie nicht."

„Das sag' ich auch. Aber bei den Thalern der Grabentickel'n kann man sich seinen Theil herausnehmen — heißt das, nicht aus dem Ranzen, sondern aus der Geschichte. — 's ist noch nicht vier Wochen aus," erzählte der Karl, „just am Magdalenatag ist's gewesen, daß ich aus der Kirche eilends zur kranken Ticklin gerufen werde. — Bin ja kein Arzt und kein Priester, sage ich. — Macht nichts, meint der Bote, sie wolle just den Vorstand haben, den Schenker-Karl. — D'rauf bin ich in ihr Häusel gegangen und hab' sie woltern krank gefunden. Ich muß mich gleich zu ihr setzen, sie nimmt mich bei der Hand und sagt, daß sie zu mir das Vertrauen hätte, und hebt an zu erzählen; von ihrem Mann, dem Grabentickel, zuerst, wie er sie geheiratet hat. Er ist Holzknecht in Kreßbach gewesen. Und da wäre der Tickel halt alleweil

so viel unruhig und aufgeregt gewesen, und sie hätte nicht gewußt, warum. Nachher, am ersten Tage nach der Hochzeit habe er ihr's frei mit Zittern und Fiebern vertraut, er wäre nicht so arm, wie die Leute von ihm meinten, er habe von seinem Vater her noch ein Erspartes und er selber hätte sich auch was erwirthschaftet; er habe das Geld zwar gut verwahrt oben unter dem Hausdach, zwischen den Brettern, die doppelt übereinanderliegen und wo kein Dieb hindenke, aber er sei halt immer in der Angst, daß es ihm gestohlen werden könne. — Die Tickelin soll den Tickel sehr gern gehabt haben, doch sie hätte sich nicht viel aus dem Geld gemacht: ist's da, so ist's gut, und ist's nicht, so lebt man wie andere Leut', die auch nichts haben, als den lieben Gesund und den Fried. Sie haben aber nicht gelebt wie andere Leut', sie haben schlechter gelebt und der Tickel soll sich halb zu todt gearbeitet haben, daß sich nur um Gotteswillen das Geld alleweil vermehren möcht'. Und dabei die immerwährende Angst, ob nicht doch auf einmal wer einbricht, oder das Haus niederbrennt, oder das Silbergeld auf andere Weise zu Grunde geht. Endlich hat ihm darüber gar kein Essen mehr geschmeckt, er hat die lieben, langen Nächte nicht schlafen können, und was ihm das Weib auch zugeredet hat, er sollt' sich sein Leben doch nicht mit dem Geld verderben; wenn er's schon verderben wollt', so sollt' er's lieber mit Essen und Trinken thun. Soll nichts genutzt haben, noch alleweil ärger soll es worden sein mit der Angst und mit dem Geiz beim Tickel, bis das Weib dem Geld spießfeind worden ist. — Was meinst, Student, was wird jetzt geschehen sein?"

„Den Verstand wird er verloren haben," muthmaßte ich.

„Nein," sagte der Karl, „das Geld hat er verloren. Denn wie das Weib jetzt fest davon überzeugt gewesen:

Tickel, dieses Silbergeld ist Dein Unglück! hat sie es ihm heimlich weggenommen und vergraben für eine Zeit, wo sie den Sparpfennig einmal gut brauchen möchten."

„Vergraben!" rief ich in meiner Entrüstung (ich verlegte mich damals stark auf das Gescheitmachen des Landvolkes) „vergraben und nicht in die Sparcasse gelegt?"

„Die Tickelin da oben im Kreßbachwald hat von einer Sparcasse all' ihrer Tage nichts gehört," belehrte mich der Karl, „oder hat sich darunter einen Thontiegel mit einem Loch vorgestellt, durch das man die Thaler hineinstecken, aber nicht mehr herauskriegen kann. Anstatt das Geld für so was in fremde Hände zu geben, hat sie gemeint, es wäre gescheiter, dasselbe in einen Eisentopf zu thun und sicher zu vergraben."

„Und was hat denn ihr Mann dazu gesagt?"

„Der Tickel soll freilich schauderhaft wild und schier verrückt worden sein, wie er wahrgenommen, das Geld wär' weg und sein Weib hat ihn beim Glauben belassen, daß es Diebe fortgetragen hätten. Nachher soll der Tickel ein Anderer worden sein. Wenn's mit dem Sparen so ausgeht, ist's gescheiter, den Verdienst flottweg wieder verbrauchen, soll er gesagt haben und von dem Tag an — hat mir die Ticklin erzählt — sollen sie brav gegessen und getrunken und keine Noth gelitten haben. Jetzt sind auch die Sorgen weg gewesen, von wegen des Geldes, und der Tickel — nu, Du hast ihn ja auch noch gekannt, Student — ist dick und fett worden. Freilich soll er ein paarmal, wie er so ein Häuflein Geld vor sich liegen gehabt, vom Aufsparen gesprochen haben, aber sein Weib hat allemal gesagt, für Diebe wollten sie nicht fleißig sein, und hat ihn nicht mehr anfangen lassen. Und richtig ist's so gegangen, daß sie von dem heimlich vergrabenen Gelde keinen Kreuzer benöthigt haben. Der Tickel hat in

Frieden gelebt und ist auch so gestorben. Und wie die Tickelin auf dem Todtbett gelegen ist, hat sie mir das Alles anvertraut und ich habe nachher in Gegenwart von Zeugen das Geld ausgegraben und die Sach' bei Gericht gemeldet."

‚Was geschieht jetzt mit dem Geld," war meine Frage.

„Das geht zum Bezirksgericht und will warten, bis sich ein Herr dafür findet."

„Darauf wird's nicht lang zu warten brauchen," war meine Ansicht.

„Vielleicht recht lang," sagte der Schenker-Karl. „Es sind keine Verwandten da. Ein Brudersſohn vom Tickel soll noch leben, aber man weiß nicht, wo er ist. Wird er in Jahr und Tag nicht gefunden, so ist das Geld verfallen."

Nun wußte ich die ganze Geschichte. Hierauf rückten wir wieder an.

Zu Vorau im Stifte, vor dem Herrn Bezirksrichter, hat der Karl das Silbergeld in eine große Lade geschüttet, daß es gar merkwürdig geklimpert hat. Die Beamten in den anstoßenden Kanzleien haben gestanden, sie hätten Zeit ihrer Praxis niemals ein solch' volles und schönes Klimpern gehört.

Der Herr Bezirksrichter selbst unterließ es nicht, mit seinen Fingern die Silberstücke ein wenig aufzukrausen und wir weideten — zu Lohn für das Tragen — unsere Augen. Uralte Münzen waren dabei, aus aller Herren Länder und Zeiten. Die meisten trugen wohl das Bild Leopold's und der Maria Theresia. Sie waren gar abgegriffen, so daß man die Prägung oft nicht mehr erkennen konnte. Manche waren durchlöchert, beschnitten und gar nicht mehr rund. Etliche waren so groß, daß der Karl sagte: „Helle Kaffeetopfdeckeln!" — Hätte ich damals nur einige numismatische Kenntnisse besessen,

ich wüßte sicherlich Wunderdinge zu berichten über diesen Schatz des Grabentickel.

Endlich, nachdem das Geld von Berufenen geschätzt worden und Alles in Ordnung befunden war, schob der Bezirksrichter die schwere Lade zu und wir konnten nun gehen.

Wir thaten uns was zugute im Wirthshaus und dann gingen wir leicht und lustig heimwärts. Ein paar Tage lang hatte die Haut meiner rechten Achsel, auf welcher der Riemen gelegen, einen blauen Streifen. Dann vergaß ich auf die Sache und erst jetzt, nach vielen Jahren, ist mir jenes Geldtragen nach Vorau wieder in Erinnerung gekommen. Ob sich für das Silbergeld des Grabentickels der rechtmäßige Erbe gefunden hat, das weiß ich nicht. Vermuthlich haben die schönen Thaler ihrem neuen Herrn bessere Dienste erwiesen, als ihrem alten; möglicherweise auch noch schlechtere. Geld ist ein gefährlich Ding.



Eine Begegnung.

isweilen besuche ich sie gern, die alten, wohlbekannten Wege. Ich finde auf denselben die graubemoosten Kalksteine noch, aber kein barfüßig Waldbauernbüblein hüpft mehr darüber. Es sind die klaren Brünnlein noch, aber die Holztröge liegen abseits vermodert. Es sind auch die Ameishaufen noch an den nämlichen Stellen, wie einst, aber der Ameisgräber Rodel ist längst dahin. Wo dazumal — zu meiner Zeit — die Wälder gestanden, da breiten sich jetzt die Lichtungen der Schläge; wo dazumal die Schläge gewesen, grünt heute junger Wald und auf den Aeckern, wo ich einst den Pflug geführt habe, stehen heute schlanke Fichtenbäume, die zwei- und dreimal so hoch sind, als ich bin. O, hier in diesen stillen Bergen stehen die Zeichen der Jahre, die an mir so spurlos vorübergegangen zu sein scheinen, aber im Innern den alten jungen Menschen mitgenommen und den neuen alten geschaffen haben.

Dort dehnt sich noch der wagrechte Bergzug der Fischbacheralpe mit der stundenlangen, schnurgeraden Linie seines Horizontes. Seine Lehnen sind Wald, seine Mulden und Gräben sind Wald, seine Hochflächen sind Wald — schwarzer, üppiger, herrlicher Fichtenwald, ein würziges, bis in's Herz erfrischendes Meer von Luft und Duft um sich verbreitend.

— Dort steht noch der blaue Wall des hohen Wechsels und dort ragen die Matten und Kuppen der Rattner- und Pretulleralpe wie schwellende Busenhügel auf. Die fernen Wände der Schneealpe und der Veitsch grüßen auch noch immer herüber auf die alten Fichten, unter denen das Haus steht. Das verfallende Haus mit seiner verfallenden Umzäunung. Die modernden Wände, die moosigen Bretter kennen mich nicht mehr — und da ist ein Druck in meiner Brust und in meiner Stirne — und da ist es besser, ich laß Dich allein, Du liebe Kindeswelt, ich laß Dich versinken und kehre rasch in die Gegenwart zurück, die laut ist und heiß ist, die mich belebt und verzehrt.

's ist längst vorbei, machen wir das Kreuz darüber, wie über ein Grab. Aber dort am Rain sitzt eine Bauersfrau, mustert gesammelte Pilze, schaut mich an und schreit. „Noch gar nicht lang ist es her, daß Du in meiner Stuben als Schneidergesell' bist gesessen."

Sie ist dieselbe geblieben, wie der graue Zaunpfahl, an dem sie sitzt.

„Allerdings, Frau Agnes, ist es erst fünfzehn Jahre her, aber Dein splitteriges Haferbrot, das Du mir dazumal vorgesetzt, könnte ich doch nicht mehr essen, auf Deiner Gewandtruhe, den Haussack als Kopfkissen, könnte ich heute nicht mehr schlafen."

„Das glaube ich," sagte sie, „Du bist ein Herr geworden."

„Der war ich damals," sagte ich, „heute bin ich der Knecht der Gewohnheiten. Behüte Dich Gott in Deiner Jugend."

Sie lacht mich aus — und wenn ein armes Bauernweib einen Stadtherrn auslacht, so ist das allemal am tollsten. Ich gehe davon.

Das war auf meinem Waldgange in den jüngsten Ferien. Ich ging den Weg gegen das Thal der Mürz zurück. —

In den Wäldern, durch die der Alpsteig zieht, war bisweilen der Schall eines Jauchzens zu hören. Das Jauchzen kam näher, und ich begegnete einigen Burschen aus Alpel, die lustig plaudernd und schäkernd von Krieglach zurückgingen. Sie boten mir einen guten Tag, den gab ich ihnen zurück und fragte, ob dieser gute Tag denn ein Feiertag sei, weil sie im Sonntagsgewand vom Pfarrdorfe herkämen.

„Nein," sagten sie, „im Kalender steht heut' ein steinharter Werktag, aber bei uns in Alpel ist spazi, weil wir eine Leich' nach Krieglach getragen haben."

„Ah so," sagte ich, „also darum seid Ihr so lustig!"

„Freilich," antwortete Einer unter den Burschen, „traurig sind wir ausweg̃s gewesen mit der Leich', hat aber nichts genutzt, und so haben wir gedacht, wollen wir heimwegs wieder lustig sein."

„Wer ist denn gestorben?"

„Die Schneidhofer-Tochter, ein jung Dirndl, neunzehn Jahr alt."

„Und da vergeht Euch das Jauchzen nicht?"

„Sie hat das Lustigsein niemalen verschmäht."

„Was ist ihr denn widerfahren?"

„Vor zwei Wochen ein Kirchtagstanz," war der Bescheid, „hat d'rauf kalt getrunken und hat sterben müssen. Dort kommt ihr Vater."

Sie gingen ihres Weges. Ein alter Mann schritt daher, der hatte seine beiden Arme auf den Rücken gelegt, sein Haupt war vorgebeugt und die grauen Haarsträhne lagen ihm auf den breiten Schultern.

Das ist ihr Vater. Der Schmerz beugt ihn, was soll ich ihm für ein gutes Wort sagen? Es giebt gar viele wohlgemeinte Worte, die in derlei Fällen bitter in's Herz schneiden. Daß ich nur kein solches erwische!

„Grüß Gott, Schneidhofer!" sagte ich und hielt ihm meine Hand entgegen. Er schlug den Blick auf, um zu sehen, wem diese weiße, magere Hand angehöre.

„Der Peter," murmelte er hierauf, „bist auch wieder einmal in's Alpel heraufgestiegen?"

„Ja," sagte ich, „aber Ihr habt, wie ich höre, nicht gut gewirthschaftet, habt Eure Tochter verhalten (verloren)."

„Ja freilich wohl," antwortete er traurig.

„'s ist hart, ein so junges Geschöpf," sagte ich, „man muß sich halt nur denken, sie ist gut aufgehoben."

„Das wohl, das," meinte er, „aber gar so viel hart g'rathen (entrathen) thun wir sie. Sie hat schon so brav Alles arbeiten können und jetzt mitten im Heumahd ist sie auf einmal weg."

Jetzt erst habe ich die ganze Tiefe seines Schmerzes begriffen. Sie hat brav arbeiten können!

Weiter unten, wo der junge hellgrüne Lärchwald anhebt, saß im Schatten dieses Lärchwaldes ein Bursche und ein Dirndl. Sie wollten, als sie meine Schritte hörten, auseinanderstieben, aber da sie sahen, ich wäre schon zu nahe, blieben sie sitzen, und als sie sahen, wer es wäre, genirten sie sich nicht weiter — der Bursche war eben beschäftigt, dem Mädchen ein Ringlein vom Finger zu ziehen. Das Mägdlein wehrte sich nicht sonderlich, hatte aber ein Gesichtlein, das gerötheter war, wie sonst die Gesichter hübscher Mädchen zu sein pflegen, die sich nicht anstrengen und so ruhig dasitzen.

Die Zwei sind gewiß auch beim Begräbniß gewesen, dachte ich mir, und — wie ich später erfuhr — es war so. — Der Bursche war der Liebhaber der Verstorbenen gewesen; was war natürlicher, als daß er sich zu trösten suchte, so gut es ging. Und es ging leidlich gut. Ich sagte ihnen einen guten Tag, sie gaben mir ihn nicht zurück, sie behielten ihn selber.

Ich ging fürbaß und dachte bei mir: Wie es doch im Walde schön ist! Der Tod kommt nicht auf. Er mag mitten in den Reigen fahren und das blühendste Leben knicken, er kommt nicht auf — Ichliebe und Lebenslust wuchern auf über seinen kahlen Schädel und er kann nichts thun, als kriechend an den Wurzeln nagen.

Es war schon der Abend, als ich am Krieglacher Friedhofe vorbei ging. — Du hast mit ihren Leidtragenden Bekanntschaft gemacht, nun magst sie selber auch besuchen. Ich dachte es, und ging dem neuesten Hügel zu. Dort saß der alte Bettler-Hiesel. Er schnitzte ein Kreuz aus Weiden.

„Ist sie Euch verwandt gewesen?“ fragte ich.

Da antwortete er unwirsch: „Kein Mensch auf der Welt ist mir verwandt gewesen.“

„Ihr lästert, Ihr habt Vater und Mutter gehabt.“

„Nein,“ sagte er, „ich hab' nicht Vater und Mutter gehabt; nur daß einmal ein paar Leut' gewesen sind, die ein Kind weggethan haben, und daß wieder Leut' gewesen sind, die es aufgehoben haben und ausgenutzt, bis ich wieder zum Wegwerfen bin gewesen.“

„Aber man hat Euch alten Mann doch den Unterhalt nicht versagt. Ihr wäret ja lange schon gestorben, wenn man Euch zum Leben zu wenig gegeben hätte.“

„Oho!“ rief er heiser, „ich lebe nur, weil sie mir zum Sterben zu viel gegeben haben. Und das thun sie, weil

sie mich noch lange narren und verachten wollen. Schaut Euch an die da unter dem Rasen liegen, nicht Einer ist dabei, der so dumm, boshaft, jämmerlich gewesen wäre, wie der Bettler-Hiesel; und liege ich da unten, so gehöre ich auch zu den Rechtschaffenen und Braven. Das wäre doch Schade, gelt!"

Er war noch immer der bissige Alte, wie einst.

„Darf ich vielleicht nicht sitzen da?" fragte er giftig.

„Ich wehre Euch's nicht, nur wissen möchte ich, warum?"

„Möchtet Ihr? Weil ich der Schneidhofer-Dirn ein Andenken aufstell'. Das ist halt meine Wohlthäterin gewesen. Die Leut' haben mich ausgespottet, sie nicht — niemalen. Sie hat etlichemal ein gutes Wort für mich gehabt, das mir getaugt hat — so viel getaugt. Gott trage sie hinauf! in den Himmel hinauf! in den dritten Himmel hinauf! Und vom Bettler-Hiesel soll sie ein Andenken haben. So, da steckts."

Das Kreuz stak auf dem Hügel.

Arme Schneidhofer-Dirn! Dein Liebster, Dein Vater und Deine Verwandten sind von Dir gegangen — der alte, grämige Bettelmann ist Dir dankbar und treu geblieben bis an's Grab. — 's ist doch absonderlich bisweilen, auf dieser Erden!



Eine Winternacht.

Unsere Alpenhöhen werden nachgerade trivial. Sie halten sich zur warmen Jahreszeit nicht rein genug. Man sucht da oben die Erhabenheit und findet die Lächerlichkeit. Bäuerliche Kellner im Stadtfrack und Städter im Bauernrock; städtisch kokette Senninnen und ländlich ungezogene Stadtherren — allerlei Ungereimtheiten, Niedertracht, die zur Höhe steigt, Naturfreude, die sich erniedrigt. Die Natur hat ihr Recht und die Cultur hat ihr Recht, aber wo sich Ländlichkeit und Stadtthum unvermittelt vermählen wollen, da kommt Unsinn und Gemeinheit heraus.

Das städtische Sonntagspublicum hat die Reinheit unserer Alpennatur längst geschändet, aber kommen nur erst die Spätherbststürme — diese fegen alljährlich den Unrath in die Tiefe und auf den nebelumhüllten Berghäuptern und Felsenzinnen wohnt Niemand mehr, als die Größe und die Schönheit.

Ich habe den Göttern einmal in's Angesicht geschaut, doch nicht aus Vorwitz oder aus touristischen Gründen — meine Bergpartie im Winter hatte eine andere Ursache. Ich suchte in den Wildnissen des Eises und des Gesteines ein in Verlust gerathenes Kind.

Es sind nun Jahre vorbei, seit ich den Christmonat bei einem Freunde in Spital am Semmering zubrachte. Die

kurzen Tage verlebten wir auf dem Schlitten und glitten durch das Alpenthal oder fuhren zum Semmeringsattel hinan, um in's schöne Oesterreicherland und in die Flächen Ungarns hinauszuschauen, oder wir fröhnten dem lustigen Eisschießen. Die langen Abende verbrachten wir in der warmen, gemüthlichen Stube bei heiteren Gesprächen, Spielen, guten Cigarren und freundlichen Frauen. Derlei Dinge machen die langen Abende sehr kurz und es war oft schon gegen Mitternacht, als ich in meine Schlafkammer ging. In dieser Kammer wurde ich einmal zur Nacht plötzlich aus dem Schlafe geschreckt. Draußen auf dem Wege, der am Hause vorbeiging, war Lärm, ein lautes Durcheinanderreden von männlichen Stimmen und Fackelschein drang durch das Fenster und zitterte in schiefen Tafeln auf der Zimmerdecke dahin. Als der Auftritt vorbei war, rief ich in die untere Stube hinab, wo mein Freund und Gastherr schlief: was es draußen gegeben habe?

„Ja," gab Der unter mir zur Antwort, „einen sechsjährigen Schulknaben suchen sie. Der ist gestern nach der Schule in Verlust gerathen, wird sich verirrt haben. Soll gegen den Kaltenbach und Stuhleck hingegangen und seitdem nicht mehr gesehen worden sein."

„Dummer Junge," murmelte ich und kroch wieder unter die warmen Decken. Mir war darunter aber nicht mehr behaglich und nach einer Weile rief ich wieder in die untere Stube hinab: „Schläfst Du schon?"

„Nein," sagte mein Freund.

„Du," versetzte ich, „d'rin im Kaltenbach stehen ja ein paar Häuser."

„Ja, die stehen."

„Der Knabe wird doch so vernünftig gewesen sein und in einem derselben zugesprochen haben."

„Das glaube ich auch," lautete die Antwort, dann waren wir wieder still.

Doch mit dem Schlaf war's vorbei. Ein verirrter Knabe und eine Winternacht, und eine trostlose Mutter und etliche Menschen, die mit Fackeln in den Weiten umhersteigen und rufen — vergebens rufen, das sind Gedanken, die am Bette rütteln, an der Decke zerren, im Kopfe wühlen und sich endlich in's Herz hineingraben.

Ich sprang aus dem Bette und rief in die untere Stube hinab: „Ich will suchen helfen, gehst Du mit mir?"

Keine Antwort.

„Wache auf!" schrie ich. In der unteren Stube blieb es still, mein Freund war schon fort.

Rasch zog ich mich an, faßte meinen Bergstock und ging davon.

Es war etwa zwei Uhr, die Nacht war finster und das Prickeln auf meinen Wangen und an meinen Händen sagte mir, daß es schneie. Aus der Schlucht, der Kaltenbach genannt, gewahrte ich ein paarmal das Schimmern der Fackeln. Dem eilte ich nach und erreichte einen Mann, der eine Laterne trug und Decken bei sich hatte, im Falle der Kleine halbverfroren aufgefunden werden sollte.

„Wem gehört denn das Kind?" war meine Erkundigung.

„Wenn es hin ist, so thue ich mir was an," sagte der Laternenträger.

„Also gehört es Euch?"

„Nein!" rief er, „aber meine höllische Dummheit ist Schuld." Und etwas später erzählte er: „Ich bin beim Rochusberger der Knecht. Der Knabe ist das Kind von unserer Magd Christiana, die es im vorigen Herbst aus Rettenegg mit herübergebracht hat. Sind gebürtige Retteneggerleut'. 's

ist aus der Weis', wie dieser Bub' an seiner Mutter hängt, freilich sonst hat er Niemand auf der Welt und im Haus wird er auch nur so herumgeschummelt; am allerbesten aufgehoben ist so ein Wesen gerad' zu sagen in der Schul'."

„Das ist richtig."

„Wie er von der Schul' heimkommt, ist seine erste Frage allemal: Wo ist meine Mutter? So auch gestern Nachmittags; ich bin vor der Stallthür just im Streuhacken, kommt er dahergetrippelt: Wo ist meine Mutter? So ein dalkert Fragen da! Wo wird sie denn sein! sage ich ärgerlich, denn ich habe just meinen Zahnwehtag. In's Rettenegg ist sie heut' hinübergegangen, kommt nimmermehr zurück. — Er schaut mich an, steht ein Nandel (ein Weilchen) da und schaut umher — und ist nachher weg. Steht drauf nicht lang an, schaut seine Mutter, die Christiana, bei der Stallthür heraus: Ob das Franzerl nicht wäre dagewest? Ja, sage ich, wird in's Haus gegangen sein. Wie wir aber später zu der Jausenmilch in's Haus gehen, ist kein Franzerl da. Sein neues Lodenjöppel ist auch weg. Der Christiana schmeckt die Milch nicht, sie schaut zu allen Fenstern hinaus. Ich gehe um den Hof herum und schrei nach dem Knaben; da sagt mir eine Nachbarin, sie hätte das Franzerl vor zwei Stunden gegen den Kaltenbach hineingehen sehen. Jetzt ist die höchste Zeit, daß ich's sag', denke ich, wie er etwan meinen Spaß für Ernst gehalten hat. Unser Bauer schickt gleich ein paar Knechte aus, aber der Christiana haben wir noch immer nichts merken lassen und hat es geheißen, der Junge ist bei anderen Knaben unten auf dem Eisschützenplatz. Im Finstern kommen die Knechte zurück: sie hätten im Kaltenbach seine Spur verloren und wüßten nicht, was anfangen. Jetzt ist schon die Christiana da — ganz ruhig und kernfest, hätt's meiner Tag nicht ver-

meint, daß dieses Weibmensch so sein könnt' — und sagt, sie verlange, daß alle Männer vom Spitalerdorf ausgehen, den Knaben zu suchen, und sie geht voraus in den Kaltenbach. Da ist's schon lang finstre Nacht. — Der himmlische Vater geb's, daß wir ihn beim Leben finden!"

So hat's der Knecht des Rochusberger erzählt, und wir gingen weiter und weiter. Im Geleise des Schlittweges, auf welchem schon eine zarte Schichte neuen Schnees lag, sahen wir beim Schein der Laterne die Fußspuren Derer, die uns vorangegangen waren. Auf freien Blößen, wo in den vorhergegangenen Sonnentagen der Schnee festgebeizt worden war, trug uns seine Decke auch neben dem Wege, wozu ich bemerkte, das sei gut, weil wir nach Belieben herumsteigen könnten, und wozu mein Begleiter sagte, das sei nicht gut, weil der Knabe vielleicht nicht auf dem Wege geblieben sei, sondern über den tragenden Schnee hin abgelenkt haben könne, so daß wir jetzt gar keine Muthmaßung hätten, wohin er gegangen sei.

„Weiß der Franzel den Weg nach Rettenegg?" war meine Frage.

„Den kann er wissen, weil er im Spätherbst mit seiner Mutter auf demselben herübergekommen ist."

„So wird es sein, daß er nach diesem Wege fortgegangen ist."

„Jesus und Maria!" rief der Knecht, „dieser Weg geht ja über das Gebirge. Das wäre gar keine Möglichkeit jetzt in diesem Schnee!"

Ich kannte das Gebirge wohl, es war das hohe Stuhleck mit seinen steinigen Kuppen und stundenweit hingestreckten Almen. Im Sommer ist auf diesen Höhen viel Leben; Halter und Senninnen, Jäger und Touristen; für Letztere ist nahe

an der Spitze des Stuhleck ein Schutzhaus erbaut worden; aber die Bauernburschen, die eifersüchtig auf ihre Almerinnen sind, haben den Städtern das Bergnest wieder zerstört. Auch die Jäger sind keine Freunde der Touristen, weil diese das Wild verscheuchen; der Bauer wieder fürchtet, daß die müßigen Alpengeher in seinen Schwaighütten allzuviel unbezahlte Milch und Butter verzehren — und so ist ihnen das Touristenhaus gut weg. Das ändert aber nichts an der Luft, die zur Sommerszeit auf den Höhen herrscht. Selbst dem Wanderer, der auf dem fünf Stunden langen Weg zwischen Spital und Rettenegg geht — und mag's ihm noch so kümmerlich zu Muthe sein — ihm wird leicht, wenn er auf der Höhe ist und hinschaut über die sonnigen, von Gesang und Rinderglocken umklungenen Almen, über die fernen, blauenden Felsen der Rax, des Schneebergs, der Veitsch, des Hochschwab, und wenn er niederblickt auf die grünen, von glitzernden Wassern durchzogenen Thäler, wo die Menschenwohnungen sind, die so viel Kümmerniß bergen, und die von Höhen aus gesehen so schön und friedlich daliegen. —

Solche Erinnerungen zogen wie dämmernde Träume durch meine Seele zur Stunde, da wir nächtig durch Frost und über Schnee dahinschritten. Der Kaltenbachgraben ist lang; das Wasser, welches vom Gebirge niederkommt und in den sommerlichen Tagen so betäubend hinbraust, war streckenweise verhüllt unter Schnee und Eis. Die Stege, die darüber hinführten, waren schmal und schlüpferig, so daß es keiner der Suchenden unterließ, unterhalb derselben mit seinem Lichte in den Bach zu leuchten. Wir trafen mit mehreren Männern zusammen, Keiner hatte vom Knaben eine Spur entdeckt. In einer der letzten Hütten des Kaltenbaches — wir weckten die Leute — wußte uns ein Weib zu erzählen,

daß es Tags zuvor, gerade schon um's Dämmern an der Rabenwiese, die sich vom Thale gegen das Stuhleck hinaufzieht, die mit einer glatten Schneeschichte bedeckt war und über welche der Steig nach Rettenegg führt, daß es auf dieser Rabenwiese ein schwarzes Pünktlein gesehen hätte, welches sich ein wenig nach aufwärts bewegte. Das Weib habe noch ein Randel hingesehen und sich gedacht, was das denn sein könne? für einen Menschen wäre es zu klein und für einen Raben zu groß. Es wäre dann finster geworden und sie hätte nicht weiter mehr d'ran gedacht.

„Das ist der kleine Franzel gewesen!" sagten nun die Leute. Wir mußten auf den Berg. In meinem Leben sind mir auf einer Alpenpartie die Füße nicht so leicht gewesen, als diesmal. Die Wege waren verschneit, aber der Schnee war hart und trug uns. An den Hängen liefen wir Gefahr, auf der ehernen Kruste abzurutschen, wir mußten unsere Stiefelabsätze mit Gewalt in den gefrornen Schnee graben.

„Hier kann der Knabe ja nicht hinauf gekommen sein," meinte ich.

„Zur Tageszeit und früh Abends ist der Schnee nicht so hart," belehrte mein Begleiter, „da klebt die Sohle daran und man kommt vorwärts."

So gingen wir weiter und wir kamen rascher vorwärts, als wir gedacht hatten. Die Steine und das Gestocke waren verlegt, die Schluchten von Schnee überbrückt. Oft standen wir still und riefen laut den Namen des Knaben. Auch an gegenüberstehenden Bergen riefen Leute nach dem Vermißten — aber es war keine Antwort und keine Spur.

Als wir bis zu den Spitalerhütten emporgekommen waren, wurde der Nebel, der uns eingehüllt hatte, ein wenig grau, so daß wir die Laterne auslöschen konnten. Die gar

kleinen Hütten lagen öde und still da, halb vergraben im Schnee. Wir wollten in eine derselben dringen, um auf Genossen zu warten, aber der Eingang war ganz und gar verweht und wie wir durch die Fensterlücken bemerken konnten, lag auf dem Tische, auf dem Herde der Schnee und ein paar Töpfe auf dem Schrank hatte der Frost gesprengt.

Wir eilten weiter. Der Schnee wurde lockerer, aber stellenweise auch seichter und unsere gefrornen Stiefel klangen, so oft sie an einen Stein schlugen. Als der Nebel licht geworden war, standen wir an der Ruine des zerstörten Alpenhauses. Alles todt und starr. Ein scharfer Wind peitschte durch den Nebel und jagte Schneeflocken hin und her, und im Aufwirbeln des finsteren Gewölkes war es, als sollte zur Morgenstunde eine neue Nacht anbrechen. — In's Thal kommt jetzt vielleicht ein Sonnenstrahl, aber auf den Höhen bauen sich die Festen des Schnees, um die Felsriffe branden die Winde, und wenn in den Wolken schon keine Flocke ledig zu machen sein sollte, so fahren die Winde in die lockeren Massen des schon gefallenen Schnees, und wirbeln sie auf hoch über die Zinnen der Wände, daß sie diesen Schnee noch einmal und immer wieder als Flockenstaub niederschleudern können. Doch auch der Nebel waltet seines Amtes, er sammelt die Feuchtigkeit in allen Thälern, Schluchten und wo er sie findet, und braut und preßt und münzt daraus die wunderbaren Gebilde der Flocken und weht sie hin, emsig und nimmermüde, auf die einsamen Höhen. Die Thiere, die laufenden wie die fliegenden, haben sich längst geflüchtet niederwärts gegen schützende Wälder, die Nähe des friedlichen Menschen ist ihnen lieber, als das öde Schneeland, wo Alles verdeckt und vertilgt ist, was sie brauchen. Wo der Wind den Boden kahl gelegt, da hat der Frost die schwarze Erde ver-

steinert und es scheint, als ob Keim und Lebenskraft für alle Zeit vernichtet sein sollte. Eine urgewaltige Herrschaft ist auf den hohen Bergen, gegen welche keine Menschenmacht siegen kann, eine Gewalt, die ewig mit der Sonne kämpft, im Frühjahre unterliegt, im Spätherbste wieder siegt und dann ihr Leben aufschlägt dort oben — ein Leben, das den Wesen des Thales zum Tode werden müßte. Mit dem Maßstabe der Jahrhunderte und nach den Traditionen der Geschlechter ist es zu messen, wie das Reich des Eises immer weiter vordringt und niederfließt gegen die Wohnsitze der Menschen. Es wird der große todte Winter kommen; das Schneegestöber wird in dem Maße aufhören, als die Niederungen erstarren; die Menschen auf beiden Hemisphären werden vom Winter dem Aequator zugedrängt, und im hohen Afrika, dort, wo heute die Sonnenglut jedes Hälmchen der Sandwüste verbrennt, wird der letzte Mensch von — Eisbären getödtet werden.

Solch' unbeschränkter Herrschaft trachtet der Winter zu, und die Alpen sind es, die er sich für unsere Jahrtausende zum Kampfplatze erkoren hat, und unsere langen Decembernächte sind es, in denen da oben bei den Bergkuppen, Felshörnern und Gletschern eine Macht waltet, von der die Bewohner des Thales oder der Ebenen draußen keine Ahnung haben. Das Meer gehorcht den Stürmen des Oceans, es ist ein Sichergeben des fügsamen Elementes; aber die Steinriesen der Berge trotzen dem Sturme, ragen, von feindlicher Gewalt umbraust, in finsterer Starrniß da, und die unendlichen Kräfte der Luft, die den Ocean vor sich hertreiben, zerschellen an den Felsen der Berge. Dieses ewige Gebrochenwerden und doch in ewiger Gewalt fortrasende Element der Winterstürme ist eben das Große, Erschütternde und Erhebende für's menschliche Gemüth.

Den Felsriesen wird auch erst der Frühling gefährlich, und die Sonne, die das in den Klüften ruhende Eis schmilzt und auf diese Weise im Gebirge eine von Jahr zu Jahr wiederkehrende Sprengarbeit verrichtet, wird solchergestalt als Zerstörerin der Schutzwälle eine Verbündete ihres eigenen Feindes, des Winters.

Freilich giebt es auch im December und Januar Tage, da die Niederungen in Dämmerung und Nebelfroste schauern, während die Höhen, welche wie Inseln aus dem Nebel ragen, sich des blauen Firmamentes und seines Sonnensternes freuen. Für Bergwanderer wären solche Tage noch gefährlicher, als jene des Frostes und der Stürme, weil unter den Füßen der Boden bricht. Mancher schon ist, verschlagen vom Sturm, verirrt im Nebel, in den Abgrund gestürzt; aber häufiger gehen Menschen zu Grunde, indem der sie bisher getragene Schnee unter ihren Füßen allmählich anfängt einzubrechen; sie arbeiten sich noch eine Weile weiter, mühen sich ab, die Kräfte schwinden, sie haben das Bedürfniß nach einer kurzen Rast, der weiche Schnee wird dem hinsinkenden Körper zur bequemen Ruhestätte, sie schlafen ein, da kommt der Frost — und sie werden nicht mehr wach.

Wo unentbehrliche Pfade über das Gebirge ziehen, da hat man als Markzeichen hohe Stangen gepflanzt, die dem Wanderer die Richtung des Pfades andeuten sollen. Aber es giebt Stellen, wo man die längsten Stangen nicht sieht, weil sie aus dem Schnee nicht hervorragen. Man kann sich die Unmassen des Schnees denken, wenn in mancher Mulde noch im Juli und August so große Schneefelder liegen, daß Alpenunkundige Gletscher aus ihnen machen können.

Der Pfad, welcher von Spital nach Rettenegg führte, war nicht mit Stangen bezeichnet, weil derselbe zur rauhen

Jahreszeit überhaupt nicht begangen wurde. Es vergingen die Wintermonate, ohne daß auch nur ein Mensch auf diese Höhen kam. — Mein Begleiter und ich standen nun allein mitten in dem Schneegestöber, welches uns in Dunkelheit und feine Flocken einhüllte und ganz so that, als sollten wir in kürzester Zeit begraben sein unter dem Schnee, so wie das Zirmgesträuche begraben war, ohne daß auch nur ein Zweiglein an die Oberfläche ragte. Keiner der Suchenden war uns bis zum hohen Stuhleck hinan gefolgt und mein Begleiter sagte jetzt, es sei ganz unmöglich, daß der Knabe hierher gekommen wäre. Er habe, wenn er schon nach Rettenegg gehen wollte, sicher eine ganz andere Richtung eingeschlagen, denn so viel er — der Knecht des Rochusbergers — sich erinnere, sei an jenem Herbsttage die Christiana mit dem Knaben spät in der Nacht von Rettenegg nach Spital gekommen; wenn sie auch noch bei Sonnenschein auf's Stuhleck gekommen wären, so hätten sie doch den Weg abwärts und durch den Kaltenbachgraben im Finstern machen müssen.

„So ist der Weg dem Knaben vollständig fremd," meinte ich.

„Das wird sein," sagte der Knecht.

Mit Mühe fanden wir uns in dem von Minute zu Minute wilder werdenden Gestöber zurecht, mit Mühe und Gefahr erreichten wir den Kaltenbach. Der neue, flaumige Schnee ging uns stellenweise bis an die Hüften, es war schon nach Mittag, als wir erschöpft in Spital anlangten. Wir hatten gehofft, daß der Knabe mittlerweile aufgefunden worden sein würde. Aber die Leute waren unverrichteter Dinge zurückgekommen und einige derselben waren, nachdem sie sich ein wenig gestärkt hatten, wieder davongegangen, um den Vermißten zu suchen

Die Christiana hatte sich bereits auf den weiten Umweg über das Mürzthal und den Alpsteig gemacht, um Rettenegg zu erreichen und dort nach einem — wie die Leute sagten — Unmöglichen zu fragen, ob ihr Kind nicht angekommen wäre? Und auf diesem Wege, mitten in den Wäldern des Alpsteigs, ist ihr der Bote aus Rettenegg begegnet. Der wollte nach Spital zum Rochusberger und berichten, daß in der vorigen Nacht der sechsjährige Knabe der Magd Christiana mitten in Schnee und Wind mutterseelenallein in Rettenegg angekommen sei. Er hätte an der Thür des Ziehhofers geklopft, wo die Christiana vorigjahrs im Dienste gewesen, er hätte nach seiner Mutter gefragt und dann sei er, bevor die Leute des Ziehhofers noch ein Wort von ihm herausbringen konnten, umgesunken und eingeschlafen. Morgens, als der Bote fortging, habe der Knabe in dem ihm bereiteten Bette noch geschlafen.

Hierauf ging der Bote nach Spital, zu sagen, daß sie nicht mehr länger suchen sollten; die Christiana eilte nach Rettenegg, wo sie spät Abends ankam. Der Knabe schlief noch immer, aber sein Athem ging ruhig und seine Wangen waren leicht geröthet. Jetzt erst fing die Magd an zu weinen, und weinte so heftig und heiß, daß die Leute an sie herantraten und zu beruhigen suchten, aus Besorgniß, sie würde vor Aufregung erkranken. In der Angst, im bittersten Herzweh war sie still, schien gefaßt und ergeben, jetzt im unmeßbaren Glücke ob des wiedergefundenen Kindes brachen die Gewalten des Frauenherzens durch.

Am drittnächsten Tage kamen Mutter und Kind über den Alpsteig und Mürzzuschlag wohlbehalten in Spital an. Der Knecht des Rochusberger soll vor der Christiana niedergekniet sein und ihr seinen ganzen Jahrlohn angeboten haben

für die Angst, die er ihr durch seine „Unsinnigkeit“ gemacht. Sie sagte: das wäre mit Gut und Geld nicht zu zahlen, aber sie habe ihr Kind wieder, und so sei Alles vergessen.

Wir Alle gingen, den Knaben anzusehen — es war ein sehr schöner, aufgeweckter Junge. Als wir ihn fragten, wie er denn nach Rettenegg hinübergekommen sei, antwortete er, er sei hinübergegangen.

„Auf welchem Wege?“

„Ueber den hohen Berg, wo mich die Mutter einmal herübergeführt hat.“

„Kind! und hast Du den Steig gefunden? Bist Du denn nicht über die Felsen gestürzt?“

„Ich habe nichts gesehen, es ist finster gewesen.“

„Und bist Du denn nicht erfroren?“ rief der Rochusberger.

„Ich bin schnell gegangen.“

„Und hast uns nicht schreien gehört?“

„Es ist der Wind so stark gewesen.“

Weiter wußte er nichts anzugeben. So sagten die Leute: Hier sei ein Mirakel geschehen und der Schutzengel habe ihn geführt.

Im Thale war Schneien und Trübniß tage- und tagelang; was auf dem hohen Berge vorging, auf welchen das schwere Gewölbe des Himmels niedergesunken, das ist dem menschlichen Auge verhüllt gewesen.



Der Studentenhansel.

Jene Menschenpfade, die von Wildnissen und Einöden den Städten und den lichteren Bereichen der Gesellschaft zuführen, sind ziemlich belebt. Der Hirte, der Waldmensch, der Feldarbeiter, der Bergknappe und andere Leute im rauhen Arbeiterkittel, alle erblicken dort ihr Ideal, wo dieser Arbeiterkittel aufhört und der feine Tuchrock anhebt. Sie ahnen es nicht, daß im feinen Tuchrocke Conflicte stecken können, die dreimal qualvoller sind, als all' das Weh ihres stumpfen, ungepflegten Herzens zusammen. Und trotzdem ist es ein Glück und eine Erhöhung für Einen, der aus Wildnissen in den Bereich der Cultur tritt.

Umgekehrt aber bedeutet es fast immer eine schwere Schuld oder ein zerrissenes Leben und Unterliegen und Verzweifeln, wenn Einer aus der Welt in die Wildniß geht. Es geschieht das nur in außerordentlichen Fällen. Es geschieht, daß der Weltsatte in der Abgeschiedenheit der Wälder Muße und Beschaulichkeit sucht und am Busen der Ursprünglichkeit den Glauben wieder einsaugen will, den ihm das entartete Weltleben vernichtet hat, aber es geschieht selten. Kaum Einem gelingt es, den Netzen, welche die Spinnen „Comfort" und Gewohnheit ihm gewoben, sich zu entreißen. Sie grämen sich, verbittern und verzehren sich am Welthaß oder an der Blasirt-

heit, sie gehen unter, ohne am Urquell der Kraft und Lebensliebe zu trinken. — Es geschieht vielleicht einmal, daß ein Mensch einen so hohen, gottbegnadeten Blick hat, daß er auf die Pracht der Paläste keinen Werth legt, daß er in der Armuth und Einfachheit der Hütten keine Entbehrung und keine Erniedrigung sieht, daß er überall die gleiche Größe und Heiligkeit dessen findet, was er als unvergängliches Ideal in seinem Herzen trägt, und daß er nicht aus Haß gegen die Welt, sondern aus Liebe zu verlassenen Menschen von höherer Stellung zu ihnen in die Wälder und Oeden herabsteigt. Sein Niedersteigen wird ihm und Anderen zur Erhöhung.

So war's bei jenem Manne wohl nicht gemeint, der in der Hauptstadt von einem Wege, der ihn emporführen sollte zur Erkenntniß und zu Ehren, plötzlich links abbog und in die Wälder des hintersten Gebirges ging, um dort mit der Holzaxt und dunklen Gaukeleien sein armselig Brot zu erwerben.

Der Mann ist durch meine Kindheit gegangen, wie ein unheimlicher Schatten. Zu sehen war er nicht, denn er kam aus seinen Wäldern nicht heraus. Das Dorf und die Kirche hatte er leicht meiden, denn in seinem Walde, wo eine Schaar von Holzschlägern lebte — es war der Filmbaumwald am Teufelsstein, der zur selben Zeit geschlagen wurde — stand ein Wirthshaus und in demselben hatte er seinen Unterstand. Es verging aber keine Woche, daß wir nicht vom „Studentenhansel" hörten. Ein Zauberer war er. Er hatte geistlich werden wollen, war aber nach der „achten Schul" ausgesprungen. Die achte, das ist nämlich die schwarze Schule, in welcher die Theologen mit dem Teufel Bekanntschaft machen. Und da wäre er — der Studentenhansel — so er-

zählte er gern, zur Ueberzeugung gelangt, daß sich's auf der Welt mit dem Teufel weiter springt, als mit dem lieben Herrgott, und er habe also mit dem Schwarzen Bruderschaft gemacht.

„Geld kunnt er von ihm haben, so viel er wollt'," erzählten die Leute, „aber er verschmäht's, er braucht den Hörndelbuben lieber zu was Anderm. D'rum nur dem Studentenhansel nichts in Weg legen!"

Sie hatten eine heilige Furcht vor ihm und am meisten graute ihnen vor dem „Kopfwegzaubern," weil Jeder vom Aberglauben befangen war, daß er welchen hätte. Der Hansel trieb's in seinem Waldwirthshause nämlich nicht selten, daß die Leute, die am Tische saßen, gegenseitig plötzlich keinen Kopf auf dem Rumpfe sahen. Dann wieder war es, daß in der Stube über dem großen Kachelofen Nebel aufstieg, daß es in diesem Nebel zu blitzen und donnern begann und die Hagelkörner hin über die Zechtische prasselten. Daß sich der Hansel auch „verblenden," d. h. unsichtbar machen konnte, wurde von Vielen behauptet, aber von Keinem bestritten. An Geld litt der Hansel niemals Mangel, er soll die feinsten Bocklederhosen und kostbaren Gamsbart getragen haben. Seine Liebste — das war das schönste Weib weitum — sah an den Sonntagen vornehmer aus, als die reichste Bäuerin im Gau und sie soll um einen ganzen Kopf größer gewesen sein, als der Hansel und sie allein soll vermocht haben, seine Zaubereien aufzulösen.

„Wenn sie früher stirbt als er, kann's ihm schlecht gehen," sagte man.

„Weswegen?" fragte man.

„Wenn sie zu seiner Sterbstund' an seiner Seiten ist, kann's noch gut enden."

„Wieso?"

„Kommt der Teufel um seine Seel', sie rauft mit ihm, sie laßt ihm's nit."

„Das glaube ich," sagten Andere, „sie geht noch über den Teufel. Aber sehen möcht' ich's, wenn sie miteinander raufen."

So wurde gesprochen und ich armer Junge war der, den all' das am wenigsten anging und der sich davor am nachhaltigsten fürchtete.

Die Zeit verschob sich und als ich eines Tages fortging, um ein Student zu werden, da schüttelten die Leute sehr bedenklich ihre Häupter und einer unserer Nachbarn sagte, es wäre nicht schlecht, wenn ich meine junge Seele in ein weißes Leintuch wickeln und ihm aufzubewahren geben wolle.

„Narr!" rief ein Anderer, „da thut er doch viel gescheiter, er verschreibt sie Einem, der ihm der Rede werth was dafür giebt. Er wird das rechte Thürl schon treffen."

Als ich über eine Weile nach Hause kam, hatten sich auch die Leute verschoben. Sie grüßten mich in einer Art von Ehrfurcht, dann gingen sie mir aus dem Wege und betrachteten mich nur aus der Ferne. Dort und da, wo es Gelegenheit gab, machte sich irgend ein verwilderter Waldmensch an mich, der sonst das Dorf mied und scheu in seinen Dickichten umschlich. Man merkte, er wollte von mir was, aber er wußte seine Sache nicht vorzubringen, lobte nur mein Wachsthum und wie es schön sei, wenn der Mensch was aus sich zu machen verstünde und bog wieder seitab.

Einmal beim Hausteinerwirth war es aber doch, daß ein alter Holzbrenner ganz nahe zu meinem Sitz heranrückte,

mir seine knorpelige Hand auf die Achsel schlug und ausrief: „Na, junger Herr, wie steht's mit dem Wettermachen? — nichts gelernt?"

Ich war mir, wie ein Wicht. Es war in unserem Institute Aehnliches wohl vorgekommen. Der Professor machte allemal ein „Wetter," so oft Einer seine Hausaufgabe nicht im gewünschten Stand hatte. Einige der Collegen konnten sich auch „verblenden," und zwar auf ganze Tage lang, da sie häufig im Lehrsaale nicht zu sehen waren. Und wieder von Anderen, die gekommen waren, behauptete der Professor, sie wären ohne Kopf gekommen. In einer solchen Anstalt, aber höherer Classe, mußte wohl der Studentenhansel studirt haben, dessen Fertigkeiten nun auch von mir verlangt wurden. Ich konnte jedoch gar nichts dergleichen und blöde, wie ich unter fremden Leuten von jeher war, schlich ich jetzt kleinlaut aus der Wirthsstube.

Es wollte sich aber doch was zutragen.

Eines Abends — ich hatte eben nach Vollendung meiner Arbeit mich auf die Bank gestreckt, eine Cigarre meines Gastvaters, Lorenz Haas, angebrannt und bei mir gedacht: jetzt bin ich ein gemachter Herr. Meine Reichthümer sind so unermeßlich groß, daß ich sie gar nicht zählen mag, so kümmere ich mich um nichts und will einmal in meiner ganzen Länge auf der Bank liegen — eines solchen Abends polterte ein Kerlchen zur Thür herein; der Lärm, den er machte, war viel größer, als er selber. Dabei that er wieder so schleichend und geheimnißvoll und flüsterte mir die Frage zu, ob ich allein sei.

Das wäre ich gewesen, sagte ich, jetzt aber sei eben Einer zur Thür hereingetreten, von dem ich nicht wisse, was er wolle.

Das reime sich gut, meinte er, denn er sei eben gekommen, mir das zu sagen. Kennen würde ich ihn doch? Er sei ja der Ameis-Rodel.

„Das ist bewiesen," sagte ich, „denn mein Stübchen war bereits voll von jenem stechenden Geruche, wie er aus den Ameishaufen aufsteigt, wenn man in ihnen wühlt. Der Ameis-Rodel war einer jener Waldschmarotzer, vor welchem kein Harzkorn am Baum, kein Würzlein im Grund und kein Thierchen im Baue sicher geht. Er faßte den ganzen Ameishaufen mit Allem, was d'rin lebte und webte, in einen Sack, trug ihn davon, stäubte und siebte ihn dann, so daß er zu den Ameiseiern kam, die er gut zu verwerthen wußte. Die zahllosen, ihrer bluteigenen Sach' beraubten Ameisen, soweit sie bei der Procedur nicht zu Grunde gegangen waren, konnten dann allemal wieder davonlaufen und trachten, daß der Rodel im nächsten Jahre wieder zu seiner Ernte käme. Oft ähnelt das Angesicht eines Menschen irgend einer Thierphysiognomie, ohne daß man sagen könnte, worin diese Aehnlichkeit eigentlich bestehe, von welchem Zuge sie bedingt werde. Mein Rodel sah wie ein Ameismarder aus. Er hatte sehr kleine Augen und eine sehr kleine, aber scharf hervorspringende Nase, während Stirne und Kinnbacken höchst bescheiden in den Hintergrund traten. Der Bart war nur durch wenige Härchen vertreten, weil, wie er selbst sagte, die Ameisensäure dieses Gewächs schon im Keime zerstöre. Auch seine Glatze schrieb er diesen Einflüssen zu. Von einem betagten Alter konnte noch keine Rede sein, was sich alsbald erweisen wird.

„Ich treib' nicht lang' um," sagte nun der Rodel, „der Herr Student wird mich gleich verstehen, was ich will. Ich hab' halt eine Liebste, die mich nicht mag."

Da habe ich ihn sprachlos angestarrt.

„Sie beißt nicht an, und da möchte ich so ein Sympathiemittel haben. Wenn mir der Herr Student was wollt' rathen, daß ich sie herumkrieg', zu sparsam thät' ich ihm nicht sein."

„Wenn sie Dich nicht mag, was giebt's denn da zu rathen!" lachte ich auf. „Stehen lassen. Eine suchen, die Dich mag."

„Aber mir stünd' sie an, so viel sauber ist sie. Und hab' ich gemeint, weil der Studentenhansel auch allerlei Mittel weiß, daß Einem das Dirndl nachlauft wie ein Pummerl, so —"

„Geh' zum Studentenhansel."

„Was glaubst denn — der liegt ja auf dem Tod!" sagte der Rodel. „Hast nichts gehört, daß Einer kommen ist und ihm die Knochen zerschlagen hat, daß — will er sich rühren — Alles in ihm klappert, wie ein Sack voll Scherben!"

„Und wer hat ihn so geschlagen?"

„Wer? wenn Du's nicht weißt — mich darfst nicht fragen. Ein fremder, baumstarker Gesell' ist's gewesen. Kein Mensch hat ihn früher gesehen und seither auch nicht. Der Studentenhansel liegt in der Filmbaum-Köhlerhütten; man geht nicht gern zu ihm, weil man wohl weiß, heut' oder morgen wird er kommen, der Andere — Derselbe — der Schwarze, und da steht man nicht gern daneben, er kunnt sich vergreifen. Bin desweg lieber zu Dir gangen, Du bist schon so gut und weist mir was, daß mir die Stasel nicht ausmag. Was sagst denn dazu, wenn ich ihr drei Haar von mir eingeben thät, so unter Brot oder Sterz, oder was sie halt am liebsten ißt?"

Nochmals rieth ich ihm, eine Andere zu suchen, da schrie er drein: „Mir steht keine Andere an! Die Stasel will ich

haben. So kreuzsauber giebt's keine mehr. 's Dirndl ist klein, die Nachfrag' ist groß, aber mit heißem Wasser jagt der verflixte Satan, der liebe, die Mannerleut' aus der Hütten. Und nachher, wenn sie lacht, will Jeder wieder hinein. Studenten-Herr, wenn die lacht! Alle zwölf Apostel kunnt sie vom Himmel auf die Erden herablachen, wenn die lacht!"

Und hierauf gab der Rodel eine Beschreibung von der Stasel, bis mälig mein Studentenblut aufgemischt war und ich bemerkte, daß ich in dieser Sache weder was thun noch was rathen könne, so lange ich sie nicht selbst gesehen.

„Das hab' ich mir wohl gedacht," sagte er, „auch der Studentenhansel hat die Dirndln allemal selber sehen müssen, daß seine Sympathiemittel nachher angegriffen haben. Die Stasel ist jetzt in der Heschel-Almstuben oben. Gehst mir hinauf?"

„Ich geh' hinauf."

„Ich zahl' Dich gut, Student, wenn Du mir was zu Weg bringst. Du wirst Dein Lebtag noch viel Geld verdienen, aber ich steh' Dir gut dafür, Du wirst oft sagen: besser ist mir nichts gelohnt worden, als wie dieselbigen zwei Stunden hinauf zur Heschel-Almstuben."

„Ich verhoff's, Rodel. Wann meinst denn, daß es sein sollte?"

„Besser heut' als morgen. Brauchst was von mir?"

„Nur drei Ziffern will ich wissen."

„Drei Ziffern brauchst?"

„Drei Ziffern: ihr Alter, Dein Alter — und die dritte weiß ich."

„Sie? sie wird einundzwanzig haben — nicht mehr."

„Das ist günstig. Und Du?"

„Ich? — Ich zähl' eilf dazu."

„Wäre zweiunddreißig. Rodel, Du bist viel älter. Zu meiner Kinderzeit hast Du schon so ausgeschaut, wie jetzt."

„So werde ich auch in dem Alter verblieben sein."

„Ernster Weis', Ameisenmarder, wie alt?"

„Thu' halt noch acht dazu."

„Vierzig? — Rodel, wenn die Ziffer auch nur um Eins gefälscht ist, so mißlingt das ganze Spiel!"

„Meinst? Gar so genau müßt's sein?"

„Ganz genau."

„Aber gelt, ihr sagst es nicht? So mach' in Gottesnamen noch die letzten fünfe d'rauf. Aber jetzt sind wir oben, ganz oben!"

„Also fünfundvierzig."

„Gerade in den besten Jahren."

Soweit die Auseinandersetzungen. — Und die dritte Ziffer?

Als ich durch den jungen Kirwald gegen den Filmbaumschlag und gegen die Heschel-Almstuben hinging, bedachte ich meine vierundzwanzig Jahre. Vierundzwanzig und einundzwanzig giebt auch fünfundvierzig — da brauchen wir den Rodel nicht dabei. — Daraus erwäge, lieber Leser, wie schlecht der Mensch wirklich sein kann, sobald er auch nur im Geruche steht, mit dem Teufel zu paktiren.

Als ich durch den unteren Filmbaumwald ging, stieß ich auf etliche Männer, die im Heidekraut kauerten und einem Gewimmer zuhörten, das aus der nahen Köhlerhütte heraufdrang.

„Pst!" zischte mir Einer zu, „da drinnen verreckt was!"

Und ein Anderer: „Wenn's der Herr Student sehen will, wie den andern Herrn Studenten der Teufel holt, so braucht er nur ein klein Eichtl dahier zu warten."

„Leistet dem Hansel Jemand Beistand?" fragte ich.

„Braucht keinen. Sein Beistand wird bald da sein," spottete Einer.

„Ich will Euch was sagen, Leute, Ihr seid erbärmlich schlecht."

„So? Sonst nichts?"

„Wollt Ihr noch was, so sage ich Euch, daß Ihr auch erbärmlich dumm sein müßt, wenn Ihr nicht merkt, wie Ihr selber vom Teufel besessen seid."

Da stand der Stämmigste unter ihnen langsam auf und murmelte: „Den Studenten da will ich mir jetzt aber doch einmal vergunnen."

„Geh nur her!" sagte ich und schlug mit dem linken Daumen ein „Trudenkreuz" über meine Brust, „rühr' mich nur an!"

„Rühr' ihn nicht an!" warnten ihn die Anderen.

Und er rührte mich nicht an. Lange blieb ich aber bei dieser Gruppe nicht stehen, ich stieg zur Hütte hinab und in derselben fand ich eines der elendsten Wesen, die mir je vor Augen gekommen sind. Auf dem Erdboden, der nur spärlich mit feuchtem Stroh bedeckt war, lag der Studentenhansel. Wie er aussah — ich will es nicht beschreiben. Eins war in mir, das wollte mich von ihm fortdrängen, ein Anderes war in mir, das zog mich zu ihm nieder, daß ich mit meinem Tuche sein Haupt trocknete und sagte: „Du armer Mensch, wie kann ich Dich laben?"

Als er mich so sah und das hörte, fing er so entsetzlich zu weinen an, wie ich seither keinen Schmerz mehr schreien gehört habe. Es war aber nicht der Schmerz allein, der solchergestalt losbrach, denn als er endlich wieder ruhiger geworden war, sagte er die Worte: „Mensch, Du gehst ja bald

wieder fort; aber Du bist bei mir gewesen und ich habe vor meinem Ende noch einmal einen wirklichen Menschen gesehen, wie schon lange nicht — wie schon lange nicht."

„Vielleicht hättest Du es anders haben können," sagte ich, „es ist kein Vorwurf jetzt, aber was man von Dir gehört, Du hast die Leute, die um Dich gewesen, entmenscht."

„Ich habe sie entmenscht," wiederholte er, „so ist es, ich habe sie entmenscht. — Und jetzt will ich Dir was sagen. Dein Gesicht kannst ja wegwenden, nur Dein Ohr leihe mir. Du bist, glaube ich, der Waldbauernbub, der jetzt studirt."

„Ja wohl."

„Willst auch von mir was studiren?"

„Wärest Du gesund, ich wollte Dich fragen, warum Du Deinen schlechten Ruf ausgesprengt hast, daß sie Dich für einen Zauberer halten."

„Wäre ich gesund, mein lieber Waldbauernbub, so wollte ich Dir das kaum sagen. Aber weil ich sterb', so bitte ich Dich, höre mich an."

Er überwand seine Qualen und begann zu erzählen:

„Geistlich habe ich werden wollen. Nach der achten Schule in den Vacanzen habe ich was angestellt. Ist ein Mädchen gewesen, die Braut von einem Bergknappen. Sie hat mir gefallen, und wenn sie schon einen Mann will — ich bin auch einer. Sagt sie: sie will nur ihren Bräutigam, der in der finsteren Erden sein hart' Brot gräbt. Da sage ich im Uebermuth — denke aber nichts dabei — schönes Kind, sage ich, Du weißt, ich habe die schwarze Schule studirt und wenn ich will, so kommt Dein Bräutigam nimmer aus der Erde. Drei Worte spreche ich, und die schlagenden Wetter haben ihn umgebracht. — Ein Zauberer! sagt sie. — Ja, sage ich, und just zu trotz, weil Du mich jetzt nicht willst,

sollst Du den Andern auch nicht haben. — Ich sehe es heute noch, wie sie blaß geworden ist. Närrchen, sage ich, Du kannst es ja leicht abwenden. Wirst doch Deinen Bräutigam retten, wenn Du kannst! — Ich sage Dir sonst nichts, Waldbauernbub', als: sie hat ihn gerettet. — Sie ist aber nicht blos dumm, sie ist auch ehrlich gewesen und hat es ihm erzählt. Der Bergknappe geht in mein Institut und verklagt mich. Ich werde ausgestoßen und habe zu thun gehabt, den Händen des Knappen zu entkommen. Armer Leute Kind bin ich, alle Wege sind verschlossen gewesen bis auf den in die Wildniß. Ich will arbeiten mit den Händen, ist mein Vorsatz, da kommt mir jedoch fort und fort zu Sinn: brauche deine schwarze Schule, die hat dir einmal gedient, sie wird dir öfter dienen. So bin ich in die Gaukeleien gekommen; was willst denn? wenn die ausgelernten Priester vom Glauben leben, so mögen die abgefallenen Priester vom Aberglauben leben. Wie mir im Innern gewesen ist, das kann ich Dir nicht sagen und Du kannst es nicht versteh'n. Erst wie plötzlich der Bergknappe da ist, der mich jahrelang gesucht haben soll, und mir meinen Leib zerbricht, denke ich: die Schuld ist bezahlt — und ist mir inwendig leichter gewesen. — Nur Eines wollte ich noch den Leuten sagen, wie sie betrogen worden sind."

„Das kannst," entgegnete ich, „da hinter der Hütte sind gleich etliche Holzleute."

„Was treiben sie denn?"

„Sie warten auf etwas," sagte ich, „sie wollen sehen, wie der Studentenhansel in die Hölle fährt."

„Daß sie auch mitfahren!" knirschte der Kranke; „solchen Ungeheuern gebe ich keine Genugthuung."

„Einer ist aber dabei, der Weihwasser und Amulette bei sich hat, um Dich dem Teufel abzujagen."

„So gehe hinaus," rief er laut, „und sage ihnen: ich kann nichts über sie und sie können nichts über mich. Sie sollen meiner vergessen. Es ist der große Gott im Himmel, und dem befehle ich meine Seele."

Da er drängte, so ging ich hinaus, die Männer zu suchen, die waren aber fortgegangen. Als ich wieder in die Hütte zurückkehrte, war der Studentenhansel todt.

Ich bin an jenem Tage wohl nicht mehr zur Heschel-Almstube hinaufgestiegen. Von einem Sterbenden habe ich gehört, wie weit es kommen kann, wenn man es in Unehren treibt und sich in fremder Leute Liebe mischt.

Auf meinem Rückwege begegnete mir der Ameis-Rodel. „Na," flüsterte er mir zu, „wie steht's? Kann ich schon kommen?

„Ja gehe mit mir, Rodel, wir haben einen Todten zu begraben. Vielleicht kommen Dir dabei andere Gedanken."



Der Arsenikesser.

Auf einer meiner Studentenfahrten war es, daß ich bei einem Bauer in Gradenbach bei Köflach einkehrte. Bei jenem Bauer diente ein alter Bekannter von mir, ein junger Knecht aus meiner Heimat, mit dem ich in die Schule gegangen war.

Er war in diesem Hause Pferdeknecht und lud mich ein, die Nacht über in seinem Stalle zu schlafen. Ich hatte noch selten so muntere und wohlgepflegte Pferde gesehen, als meine Schlafgenossen hier waren, und ich theilte das dem Knecht Urban mit, als wir nebeneinander im finsteren Stalle saßen und Tabak rauchten.

„Meine Rößlein meinst?“ entgegnete er darauf, „und was glaubst, daß ich thue, daß die Rößlein so flink und sauber werden? Ich will Dir's sagen: Hüttenrauch füttere ich ihnen.“

„Arsenik!“ versetzte ich, „bist Du auch so Einer?“

„Das will ich meinen! Und es ist mir lieb, daß wir davon zu Red' kommen,“ sagte er, „Du thust studiren und verstehst was.“

„Bei den Pferden verstehe ich gar nichts.“

„Bei den Pferden, das glaub' ich schon, daß Du nichts verstehst,“ sagte er nicht ohne Selbstgefälligkeit, „da muß

Einer von Kleinheit auf dabei sein; das ist nicht so, wie etwan bei den Ochsen oder Schafen! Ein Roßknecht muß seinen Kopf haben, ja das glaub' ich! Sollst nur einmal in's Biber-Gestüt hineinschauen, da möchtest Dich verwundern. So ein Polaker-Hengst, wie sie dort stehen, dagegen ist Dir Unsereiner gerade ein dummes Vieh. — Was meinst," fuhr der junge Knecht fort, „was ist mein Fuchs dort für eine Rasse?"

„Der hat Hitze! Kann spanisches Vollblut sein," antwortete ich.

„Ein gemeiner Ennsthaler ist's," belehrte er, „und wie alt wirst Du ihn schätzen?"

„Mag ein Zehnjähriger sein."

„Der Fuchs dort?"

„Der Fuchs dort."

„Mein Lieber!" sagte der Pferdeknecht, „der Fuchs dort ist seit einundzwanzig Jahren ein Roß. — Das kommt davon, weil er Hüttenrauch kriegt."

Ich gab es schweigend zu, denn ich wußte es, daß man in manchen Gegenden Pferden, die recht glatt und feurig werden sollten, pulverisirten Arsenik in's Futter mischt. Mein Bursche aber blies seine Pfeifenglut an, daß ich sein frisches Gesicht rosenroth beleuchtet sah, dann fuhr er lauernd fort: „Für die Leut', heißt es, wäre der Hüttenrauch auch gesund."

„Das ist gewiß! Einer, der Arsenik ißt, braucht weiter keine Medicin mehr."

„Nicht so," entgegnete der Knecht, „so meine ich's nicht. Wer ein haselnußgroßes Stück frißt, na bei dem glaub' ich's wohl, daß ihm kein Zahn mehr weh thut. Herentgegen, ein stecknadelkopfgroßes Körndl, sagt man, soll nicht schlecht thun, soll flink und munter machen, auch die Leut', und daß man

fein wird und lang' jung bleibt. — Was sagst denn Du dazu, Student?"

„Fein willst werden, Urban?" fragte ich, „bist ja fein."

„Stark möchte ich werden," sagte er, „für's Bergsteigen soll der Hüttenrauch so viel gut sein."

„Was hast denn Du bei Deinem Fuhrwerk auf ebener Straße so viel bergzusteigen?"

„Eine gute Kraft hat Einer alleweil zu brauchen," war seine Entgegnung.

„Das wohl, eine gute Kraft, das wohl."

„Und Kurasch'."

„Auch Kurasch' zum Raufen im Wirthshaus."

„Und Jungheit, viel Jungheit," sagte der Urban.

„Ist's leicht der Weiberleut' wegen?" fragte ich.

„Laugn's nit!" versetzte er und blies seine Glut an.

„Und willst Dich auch auf spanisches Vollblut hinausspielen?"

„Das nicht," sagte er, „mein Schatz ist eine Italienerin. Und möchte ich gerade wissen, ob man's denn probiren dürft' mit dem Hüttenrauch?"

Ich rieth ihm nicht dazu. Aber er zählte mir Beispiele auf von Bauernknechten und Bergmannsleuten und Schmieden, die schon seit Jahren Arsenik äßen und sich dabei gar wohl befänden. Dann zündete er die Stalllaterne an und suchte eine Papierdüte hervor, in welcher weiße Stückchen enthalten waren.

„Das ist der Zucker," sagte er.

„Ja, das ist Arsenik," rief ich, „ist genug, daß Du damit alle Gradenbachleute in's Himmelreich schicken kannst."

„So gut möchte ich es ihnen doch nicht meinen," sagte der Urban, „aber ich probir's. Probiren thu' ich's. Bin ich hin, so grabt's mich ein."

Er nahm ein Körnlein zwischen die Finger und führte es in den Mund und zerbiß es und verschluckte es und schnalzte mit der Zunge.

„Wie schmeckt's?" war meine Frage.

„Nicht übel. Just wie eine alte Schafkäsrinde," war sein Bescheid.

„Vielleicht ist's eine!" bemerkte ich.

„Ist nur um's Kosten," sagte er und hielt mir die Düte hin. Auf das ließ ich mich nicht ein; jedoch that ich ein Uebriges, ich untersuchte die weißen Stücke nach meinen im Institute erworbenen chemischen Kenntnissen; in der That, es war Arsenik.

„Gar nicht einmal übel wird mir," sagte der Urban, sich stemmig vor mir aufrichtend, seine Beine ausspreizend, seine sehnigen Arme — er war in Hemdärmeln — in die Seiten stemmend, „eher ist's, als wenn ich eine Maß Wein getrunken hätte. Morgen nehm' ich wieder ein Körndl; ich freue mich schon d'rauf. — Mußt es aber nicht weiter sagen, alter Kamerad, sonst giebt mir der Jäger-Thomas keinen Zucker mehr. Und ich bin der Angesetzte."

„Von einem Jäger hast ihn? Und wozu braucht ihn denn der?"

„Zum Schrotgießen, sagt er, damit die Kugeln rund werden. Aber jetzt wett' ich was d'rauf, daß auch der Thomas nascht."

Seit diesem Gespräche in jenem Pferdestall sind viele Jahre vorbei. Den Urban sah ich erst vor Kurzem wieder, er ist in Prednig ein tüchtiger Pferdemeister. Ich bin seither

ein gesetzter Mann geworden; er ist ein junger Bursche geblieben und sieht aus wie das Leben. Wir sprachen wieder von der Sache, denn ich hatte Interesse, der Sitte näher auf den Grund zu kommen.

Ob er noch Zucker nasche? fragte ich ihn.

„Naschen? das nicht,“ antwortete er, „aber Erbsen essen.“

Ißt dieser Mensch täglich ein erbsengroßes Stück Arsenik.

„Jedem,“ sagte er, „Jedem möchte ich's nicht rathen! Meine Kellnerin ist d'raufgangen. Weil die Weibsleut' halt früher alt werden, als die Männer, mußt wissen, so hat sie gemeint, sie nehm' um das mehr Hüttenrauch. Ist zu viel angekommen, hat ihr das Leben gekostet. Mir thut's alleweil noch leid um sie. Recht leid thut's mir, höllisch leid um die Dirn.“

Ich habe Arsenkesser gefunden in der Gegend um Eisenerz, in Judenburg und bei Köflach und Voitschberg. Im Sulmthale soll dieses Gewürz besonders im Schwunge sein und sollen die Leute den Arsenik aus Krain beziehen. Anfangs wird das Gift, die arsenige Säure, entweder in kleinen, lauteren Stücken, oder mit Getränke, oder als Pulver auf Brot oder Speck gestreut, etwa alle Wochen einmal, oder von zwei zu zwei Tagen in sehr geringen Dosen genommen, allmählich steigert man das Quantum bis zu 10, selbst bis zu 20 Gran, nimmt es mitunter sogar täglich, und die Leute schwören darauf, daß es stark und munter mache, das jugendliche Aussehen und den Glanz des Auges erhalte.

Der Bräutigam fragt die Verlobte, ob sie Hüttenrauch esse; sie verneint es stets, weil sie wohl weiß, daß ein solch' künstliches Auffrischen ihrer Reize ihren wirklichen Werth nicht steigern würde.

So wird der Genuß des „Hüttenrauches“ stets geheimgehalten und es geht der Glaube, daß derselbe ein Laster sei. Daher genießt Einer, an dem man dieses Laster vermuhet, auf dem Dorfe keine große Ehre und Thatsache ist auch, daß bei der Beichte das Arsenikessen scharf getadelt und strenge verboten wird, was freilich wieder ein Grund mehr ist, nach dem Ding zu langen.

Manches Bauernmädchen versucht das Gift auch, um damit eine süße Sünde zu tödten, bevor sie laut und lebendig wird; ein Beginnen, das nur allzu wirksam ist und oft schon das Leben der Esserin selbst rasch und mit heißen Peinen abgeschnitten hat.

Im Pölßgraben (Obersteier) hatte es vor Jahren ein Hammerschmied versucht, Arsenik in Pfeifen wie Tabak zu rauchen. Er wurde wahnsinnig und ist bald darauf gestorben. Häufig mischt man das Gift unter Wein oder Bier, doch stets nur ein winziges Körnlein. Wem nun aber der Genuß des Arsenik nicht gefährlich wird, dem kann der Abbruch desselben tödtlich werden. Wer einmal begonnen hat, Arsenik zu essen, der darf — heißt es — nicht mehr aufhören, denn sobald die einmal daran gewöhnte Natur das Mittel entbehren muß, hebt sie an zu welken, zu sinken und es ist keine Rettung.

So soll es vorkommen, daß eifersüchtige Dirnen ihrem Liebsten täglich Arsenik beizubringen wissen. Manche ist der That fähig, ohne daß der Geliebte es merkt. Bleibt der Bursche bei ihr, so kommt das Gift ihm und ihr zu statten; verläßt er sie aber und hält es mit einer Andern, dann entbehrt er eben das Elixir, welkt hin und stirbt. So geht der Glaube.

Eine ähnliche Geschichte wird im Paltenthale erzählt. Dort soll vor etwa zwanzig Jahren ein häßlich gestalteter

Holzschläger ein junges Mädchen in der Weise an sich gekettet haben, daß er ihr täglich etwas Arsenik beizubringen wußte, und als sie sich ihm nicht willfährig zeigte, sie mit der Einstellung der Giftration bedrohte. Sie wußte in ihrer Unerfahrenheit Arsenik nicht zu bekommen und weil sie im Wahne war, bei der plötzlichen Entziehung und Entbehrung des Hüttenrauchgenusses sterben zu müssen, fiel sie dem Wichte anheim.

Später, als er ihrer satt war, gestand er aber, daß es nicht Arsenik gewesen sei, was er ihr als solchen gegeben, sondern gelber — Schwefel.

Bei der Naturforscherversammlung in Graz im Jahre 1875 ist die Sache vom Arsenikessen in Steiermark zur Sprache gekommen. Man ließ ein paar berüchtigte Arsenikesser aus der Gegend von Stainz und Liegist holen, verhörte und untersuchte sie und constatirte an ihnen, daß sie durch den Genuß des Giftes einen Schaden an ihrer Gesundheit nicht genommen hatten.

Im Gegentheile, sie sahen recht aufgeweckt aus. Als Grund des Arsenikgenusses gaben sie an, daß sie demselben gegen Ansteckungsgefahr und Verdauungsbeschwerden fröhnten. Der andere Grund, durch Arsenikessen im Liebesleben stark zu werden oder stark zu bleiben, wird in der Regel verschwiegen. Die in medicinischen Kreisen herrschende Ansicht, daß der Arsenikgenuß impotent mache, fand bei dem Naturforschertage in Graz ihre Widerlegung, indem die Aerzte, welche sich im Volk mit Arsenikstudien beschäftigt hatten, gerade das Gegentheil zu bestätigen wußten.

Jedenfalls gehört eine sehr kräftige Natur dazu, dieses Elixir zu vertragen und gewiß ist, daß die Herren Naturforscher etwas stark in Erstaunen gesetzt wurden, als die

beiden Landleute vor ihren Augen das scharfe Gift mit Behagen verzehrten.

Gekauft wird von Bauersleuten der Arsenik unter dem Vorwande, denselben zur Vertilgung von Ratten zu benöthigen. Trotzdem ist es nicht leicht, das Gift zu bekommen; häufig wird es durch Hausirer colportirt. Die meisten Giftmorde auf dem Lande werden mit Arsenik verübt; bisweilen auch geschieht es, daß Einer, der dieses Gift im Interesse seiner Gesundheit und Jugendlichkeit nimmt, aus Unvorsichtigkeit damit um's Leben kommt.

Wie viel übrigens ein Mensch unter Umständen von diesem Gifte vertragen kann, bewies der Director eines Salzburger Arsenikwerkes, welcher in seinem 17. Jahre mit 3 Gran arseniger Säure anfing und bis zu 23 Gran stieg. Er erreichte ein hohes Alter.

Den Arsenikesser soll man an dem scharfen und bisweilen glasartigen Glanze der Augen erkennen. Er soll ferner durch eine nervöse Aufgewecktheit und sinnliche Reizbarkeit auffallen. Selbst in seinen älteren Tagen will man an dem Arsenikesser eine gewisse Jugendlichkeit bemerken, die jedoch fast plötzlich aufhört und einer überaus rapiden Hinfälligkeit Platz macht.

Medicinen sollen bei einem Giftesser gar nicht angreifen, und so hat Mancher sich dadurch geholfen, daß er zuletzt absichtlich so viel seines Gewürzes zu sich nahm, daß es mit einemmale aus wurde.

Wenn die Sitte des Arsenikessens in Steiermark also auch nicht abgeleugnet werden kann, so bin ich doch der Ansicht, daß sie seltener geübt wird, als man etwa annehmen mag. Der Mensch hat instinctiv ein zu großes Entsetzen vor dem Gifte, als daß er einiger, noch dazu angezweifelter Promessen

wegen sich demselben auf Gnade und Ungnade hingäbe. Schließlich ist die Sache mit dem Arsenikessen doch nichts anderes, als ein Ueberrest vom mittelalterlichen Gesundheitselixir des Teufels. Man trank es, wurde jung und nach einiger Zeit vom Teufel geholt.



Auf der Wanderschaft.

Ein Sommertag.


inmal bin ich mit einem klugen Manne gereist. Der wußte Alles.

Ich konnte von ihm profitiren, denn ich bin damals ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren gewesen und erst ein Jahr lang in der „Studie.“

Erfahren hatte ich wohl schon manches, aber gelernt noch nichts. Wir hatten viel Nebel und Regenwetter, woran der Eine seine Weisheit wohl hätte prüfen können, wenn ihm nicht immer die Geduld ausgegangen wäre.

Wir kamen auf unserer Wanderung in das Alpenthal von Aflenz und wir beschlossen, uns in dem freundlichen Flecken niederzulassen, um nach meinem Vorschlage die Zeit abzuwarten, bis Gott schönes Wetter vom Himmel gäbe.

„Läppisch!“ sagte mein Genosse, „was hat Gott mit dem Wetter zu schaffen! Wenn die Differenzen in der Barometer-depression, welche, wie das Central-Observatorium“ — — und hielt mir einen populären Vortrag über die neuesten Fortschritte der Meteorologie.

Er sprach sehr schön, und trotzdem waren wir sehr naß, als wir in Aflenz einzogen. Aflenz ist bekannt ob seiner hübschen Mädchen; da wir alsbald ein paar davon ansichtig wurden, so steckte mein Begleiter sein munterstes Gesicht auf

und wusch eilig davon den Straßenstaub herab, während jedoch die Spuren des Bücherstaubes nicht ganz zu vertilgen waren.

Da mein Genosse das fürnehmste Gasthaus des Ortes wählte, während ich mich mit bescheidenerem Quartiere begnügen mußte, so wurden wir getrennt. Ich fand in einem Wirthshause schlichteren Ranges ein trautsames Stüblein, und mein Wirth, ein gleichwohl nicht mehr junges, aber behendiges und überaus gemüthliches Männlein, bemühte sich, mir sein Haus so behaglich als möglich zu machen. Ich aß gut, ich trank gut, ich schlief gut, ich packte meine paar Bücher aus, und mein Schreibzeug und meine Zeichenmappe, und saß denn recht heiter und warm im neuen Heim des stillen Alpenthales, über dem fest wie eingegossen und erstarrt der Nebel lag.

Da trug sich in diesem Hause etwas Unangenehmes zu: Ich verliebte mich in meine Wirthin. Das war ein junges, blasses, schönes Weib. Wir saßen sonst Alle ganz froh und lustig beisammen, aber wenn der Wirth und die Anderen fortgingen und ich bei der Wirthin allein blieb, oder wenn sie in mein Stübchen kam, um nachzusehen, ob auch alle meine Wünsche gedeckt waren, da plauderte sie nicht und plauderte ich nicht, da stellten wir uns schier linkisch zu einander; wenn sich aber dann einmal unsere Blicke trafen — 's ist unbeschreiblich ..... 's ist unbeschreiblich.

So bin ich denn eines Morgens früh aufgestanden, habe meinen Sack gepackt, kurz und finster meine Rechnung bezahlt und bin fortgezogen, hinaus in den frostigen Nebel.

Am Ende des Ortes begegnete ich meinem heute verwunderlich früh aus dem Bett gekrochenen Reisegenossen, der am Zaune lehnte und sich mit einer Futtermäherin schäkernd

zu unterhalten suchte, bis sie ihm zur Antwort gab: „Ich kann jetzt nit schwatzen, ich muß mah'n."

Mein Genosse beklagte sich über die Unfreundlichkeit dieser Bevölkerung. Ich rieth ihm, selber einmal die Sense in die Hand zu nehmen und Tag für Tag das schwere Gras niederzumähen, um zu sehen, wie viel Lust dabei für Scherz oder Höflichkeiten übrig bleibe.

Auf diese Sache nicht weiter eingehend, bewunderte er aber den ästhetischen Sinn dieser Leute, die in ihre Bewegung so schöne geschwungene Linien und ein würdiges, fast feierlich langsames Tempo in die Sense zu legen wüßten.

„So viel ich von der Sache verstehe," war meine bescheidene Antwort, „denken die Leute beim Mähen weder an Aesthetik noch an Würde und Feierlichkeit; die geschwungenen Linien machen sie, weil sie ihre Arme nicht so strecken oder einziehen können, wie die Schneck' ihre Hörner, und so feierlich langsam fahren sie mit der Sense, weil sie rascher nicht können. Der Zuschauer merkt es nicht, daß das Mähen für den Landmann die schwerste Arbeit des ganzen Jahres ist."

Wenn wir auf einem Punkte standen, wo mein Wandergenosse beigeben sollte, sprang er allemal rasch auf einen andern Punkt, wo er wieder seine unbeschränkte Bewegung hatte. „Was Teufel!" rief er jetzt, als er mich näher ansah, „Sie sind ja reisefertig. Gefällt's Ihnen so gar nicht in Aflenz, daß Sie bei Nacht und Nebel davongehen?"

Ich theilte ihm kurz und kläglich mit, das es mir in Aflenz nur zu gut gefalle, daß ich eben deswegen fort müsse, weil ich mich in meine Wirthin verliebt hätte.

Er war von solcher Nachricht kaum überrascht, nur meinte er, andere Leute würden in diesem Umstande Grund finden, erst recht zu bleiben.

„Wenn Sie wüßten," sagte ich, „wenn Sie wüßten, daß sie aber verheiratet ist!"

Er fand gar nichts Auffälliges daran, daß eine Wirthin verheiratet sei. Als er jedoch meinen Einwand hörte, daß in solcher Sache möglicherweise eine Falschheit und ein großes Unrecht herauskommen könne, klopfte er mir lachend auf die Achsel: man merke es wohl, daß ich noch nicht lange in der gebildeten Welt lebe.

So bin ich ganz allein, wie ich zu wandern liebe, hinabgestiegen gegen das Wasser, welches die Stübming heißt.

Das ist ein klarer, breiter, leise rieselnder Bach, der weit oben in den Mulden der hohen Veitsch entspringt. Ich ging diesem Wasser entgegen und schaute auf seine flinken Forellen hinein. Ich war eingemauert neben diesem Wasser, aber so weich und lind, daß ich die graue Mauer jeden Augenblick durchbrach. Endlich begann sich der Nebel zu lösen, durch den blauen, durchsichtigen Dunst brach sich die Sonne und es standen die Berge da. Das wird ja ein schöner Tag heute, Frau Wirthin! Sie hätte es sicherlich zugegeben, wenn sie bei mir gewesen wäre; aber ich war den schönen Tagen, die sie mir bieten konnte, ja entflohen.

Doch, laß vorbei sein! laß vorbei sein! Gottes Alpenwelt ist auch kein Stümperwerk.

Mir zur Rechten hatte ich den reichbewaldeten Bergzug, der die Stübming von der Mürz trennt. Er zog sich im Aether der Morgensonne so duftig blau hin, daß man seine Schluchten und Schatten kaum sehen konnte. Ueber dem letzten Hochthale herab, mir entgegen, winkten die kahlen Bergkuppen des Fistereck, des Rauschkogel und der hohen Veitsch mit ihren Almen, auf welchen die Schwaighütten standen, zu sehen, wie zerstreute winzige Steinchen. Links blaute das

Engthal von Seewiesen, hinter welchem sich die Aflenzerstaritzen aufbaut, an der zu jener Stunde die letzten Nebelpelze sich noch nicht gelöst hatten. Hinter der zahmen Mitteralm duckte sich der Große, an dessen Brüsten und Häuptern der Nebel zuerst anhebt und zuletzt aufhört. Es mag in der Gegend viel Sonne sein, und heiße Sonne sein, so lange der Hochschwab seinen grauen Wettermantel nicht wegwirft, so lange ist nicht zu trauen. Und wenn ich mich nun umwandte, so sah ich dort auf grüner Anhöhe die weißen Häuser von Aflenz stehen. Vom spitzen Kirchthurm wehte der Ton einer Glocke herüber. Schreit sie mir nach? Soll ich zurückkehren? Ist's recht, daß ich fortging?

„Ih woaß a schöns Glöckerl,
Däs hot an schön Klong,
Und da Weg der von Dirndl führt,
Is a trauriga Gong."

Nun kam ich in das schöne Dorf Turnau. Das liegt mitten auf den hügeligen Matten des weiten Hochthales, durch das die reinen Wasser rinnen. Lustig pochende Hammerwerke, schnarrende Brettersägen, klappernde Mühlen überall. Dann thaufunkelnde Wiesen und schattige Schachen und kühle Wälder und durch geflochtene Holzzäune abgegrenzte Viehweiden mit den munteren Herden, mit den liederlustigen Hirten und Hirtinnen. Dort und da am weißen Sandwege steht ein Crucifix, oft mit einem „Martertaferl," daß „hier plötzlich Einer todt war," wie es auf einem solchen heißt. An Stellen, wo die Leute lebendig werden in diesem idyllischen Thale, dort braucht man keine Tafeln aufzurichten, das singen die lieben Vögel überall. Ein solches Vöglein, das auf der Esche sang, welche links am Eingang in das Turnauerdorf steht, dieses

Vöglein kam mir schier vor, als käme es von Aflenz herübergeflogen.

„— oda fliagst eppa hin,
So sog nix, wo ih bin.“

Wer ein stilles Sommerheim sucht, wo kein Locomotiv die Waldvöglein verscheucht, kein Steinkohlendunst den Wiesen- und Tannenduft verpfeffert, kein elektrischer Draht die Nervosität der Zeit hinschleudert, wo selbst die Postkutsche anstatt vier Rädern nur zwei Füße hat, wer ein Sommerheim sucht mit dem unverfälscht schlichten, ländlichen Leben, und wohl auch mit Kugelbahn, Schießstatt und Tanzboden, wer ein reichgegliedertes Thal sucht, in das aus weiter Halbrunde die hohen Berghäupter niederschauen, der gehe nach Turnau. Manch ein Fähnlein Gottesstreiter zieht vorbei, herüber aus dem Thale der Mürz, hinüber nach dem heiligen Mariazell, das weit hinter diesen felsigen Höhen seine Thürme erhebt.

In Turnau goß ich frisches Oel in meine Lampe und nun der Körper gesättigt, konnte die Freude über mein liebes, schönes Heimatland wieder von Neuem glühen. Hinter Turnau verengt sich das Thal, durch welches mein Weg führte. Aber es blieb belebt, wie früher. Zerstreute Häuser, zerstreute Herden, zerstreute Menschen, die bei ihrer Arbeit waren.

Es ist eigen, wenn man so einen ganzen Tag lang durch eine Gegend hin mitten durch ein arbeitendes, fleißiges, munteres Volk spazieren geht. Man möchte schier vor manchem schleppenden Mütterlein, vor manchem grabenden Greise stehen bleiben und demüthig um Entschuldigung bitten, daß man mit seinen jungen, gesunden Gliedern „im Feiertag“ herumgeht und die köstliche Luft in die Lunge, und die herrlichen Alpenbilder in die Seele zieht. Aber liebe Leute, das Genießen der Schönheit ist kein Faulenzen, das Glücklichsein in dieser

schönen Welt ist kein Müßiggang und schließlich braucht der Mensch für solch ein tiefes und seliges Glück nicht einmal eine Wirthin von Aflenz.

Wo der Stübmingbach herniedergießt, dort steigt der Weg hinan, schnurgerade den Höhen der Veitsch zu.

Aber ich bog rechts ab über den Paß Predal. Meine Stimmung war zu weich für Felsenhöhen und versteinerte Rundbilder; die grünenden Almen und der süßdunkelnde Wald waren mir für heute lieber. Beim Kreuze auf dem Predal legte ich mich in's Gras, so daß unseres lieben Herrn Martersäule einen kühlenden Schatten legte auf meinen Leib. Und ich hätte nach dem Schattenbilde die Hände ausstrecken können und in solch süßem Gekreuzigtsein einschlummern, und träumend in die Vorhölle der heißen Weltfreuden niedersteigen, aber man soll Gott und sich selbst nicht versuchen.

Vom Kreuze schlug ich rechts einen Waldsteig ein gegen das Troißeck. Am sommerheißen Hochmittage durch einen finsteren Wald wandeln, wo kein Häher schreit und keine Amsel schlägt und keine Meise singt; wo die Thierlein rasten im Dickicht oder unter den Rinden, unter den abgefallenen Nadeln und moderndem Laube, wo kein Zweiglein zittert und kein Sonnenstrahl niederglänzt aus dem himmlischen Tage — in solcher Einsamkeit wandeln und keinen Blick in eine andere Welt thun — das kann nur sein, wenn die Seele blind ist. Wenn ich hier gestehen wollte, was ich in jenem finsteren Walde Alles gesehen habe, und gehört und gelebt, so würde es wieder einmal offenbar sein, wie viel göttliche Narrheit in einem träumerischen Studentenhaupte Platz hat.

Weil aber auch der dichteste Hochwald und die blühendste Narrheit ihre Grenzen haben, wonach dann freilich nicht selten

die kahle Steppe und die nüchterne Thorheit anheben, so kam auch ich auf einen anderen Plan. Der alte Fichtenwald ging in jungen Lärchenanwachs über, dieser verlor sich in Almmatten, wo noch einzelne langbeästete Baumgruppen standen oder knochenfarbige Strünke, und endlich nur mehr das feine, glatte Birstlinggras war, mit dem die Kuppen des Troißeck und des Stubanger überzogen sind.

Und ganz auf der Höhe, wo man nur den Kopf zu wenden braucht, um nach allen Weltgegenden hin über das weite Land Schau zu halten, legte ich mich in's weiche Gras. Die Sonne hatte aus dem frischen Alpenhauch hier eine Luft gebraut, wie sie köstlicher noch keine Menschenbrust geathmet hat. Das landschaftliche Bild, das sich mir bot, hätte den Hochgebirgstouristen vielleicht nicht entzückt, es war zwar weitaus reizender, als manch anderes von Neun- oder Zehntausendern aus, aber der niedere Standpunkt! Kaum viertausend Fuß!

„D Naturfreund, de hot zwor
Da Herrgott aufbrocht,
Oba da Teufel, der hot draus
Die Bergfexn gmocht."

singt ein bösartiger Poet, den ich hier weiter nicht zu Stimme kommen lassen will, weil noch anzudeuten ist, was damals der Student an diesem Sommertage sonst für Herrlichkeiten gesehen hat.

Mit Sonnenaufgang hebt der Tag an, und auch ich mit dem Rundbild. Ha, wie dort vom Sonnenaufgang der Sonnwendstein zu mir herübergrüßt, stolz auf seinen Semmering, von dem ganz Europa spricht. Die Spitaler und Mürzzuschlager Berge halten es auch noch lieber mit der

großen Welt, die zu ihren Füßen rauscht, als mit der wilden Alpenherrlichkeit, zu welcher erst die gewaltige Felsenburg der Rax und die blauenden Zinnen der Neuberger Alpen den stattlichen Anfang machen. Der Himmel war tiefblau, daher ließ die hohe Veitsch, die mir mit Brust und Schild gerade gegenüber stand, ihre volle Schönheit spielen. Dieser Berg mit seinen schroffen Felsgewänden, seinen Höckern, seinen finsterblauen Knieholzfeldern, seinen Schneeresten da und dort, dieser kahle Hochrücken, der aus Waldbergen herausgewachsen, alle umliegenden Höhen fast um's Doppelte überragt, bietet vom Troißeck aus ein herrliches Bild, und ist es bisweilen, als spiegle sich in seinen ätherschimmernden Wänden der blaue Himmel.

Daneben steht etwas engbrüstig, aber immerhin noch augenfällig genug, der spitzige Rauschkogel, dessen Stirne zur Frühsommerzeit mit dem brennendsten Alpenrosenkranz geschmückt ist. Nun weitet sich's allmählich hinan gegen die versteinerte Welt des Hochschwab. Der steht rein und ernst und seine riesigen Wandflächen schimmern wie winzige Silbertäfelchen herüber von der gewaltigen Hochwüste. Die scharfgeschnittenen Tragößer Berge ragen in ihrem Sonnenäther wie graue Glastafeln auf und darüber kräuseln bis in's Kärntnerland hinein die leichten, wolligen Wölklein, welche sich bei dem Nahen der sinkenden Sonne in eitel Glanz verwandeln. Dann kommen, wie wir uns gegen Süden wenden, die zahmen Berge von Leoben und Bruck und das stattliche Rennfeld, hinter welchem der Hochlantsch aufsteigt und mir das Bild Maria-Schüsserlbrunn herüberhält, das ich nur mit dem geistigen Auge sehen kann, das mir aber zu jeder Zeit an's Herz greift, weil in den Hochwildnissen der Natur, in welchen es steht, das Anbild aller Milde und Lieblichkeit

doppelt mächtig wirkt. Dann hebt hinter dem Mürzthale sich sachte aufbauend der Wald an, die Höhen des Wolfeck, des Heuberges, des Kaiserkogels, des Teufelssteines und hundert andere, und ebenso viele Engthäler und Schluchten mit einem finsterblauen Meere bedeckend. Mitten drin, in einem Kessel geborgen, ruht auch jenes kleine Eiland, das sie Krieglach-Alpel heißen.

Und da unten zwischen jenen Waldbergen und unserem Gebirgsstock liegt im goldig grünen Abendsonnenschein das Mürzthal. Es ist stellenweise so dicht besäet mit Dörfern und Höfen, daß die zahllosen weißen Punkte ineinanderschimmern, und daß es scheint, als liege eine große Stadt hingegossen.

„In der Tholn, wia weissi Oarler in Nest,
Duckn sih d Häuser unta die Aepfelbam,
Leuchtn in da Sun, wia Korfunkelstoan!“

O, wie ist die Heimat schön! Und da ich jetzt so ruhe auf hoher Grüne, im weiten Ring umstanden von Hochgebirg und Waldland und die schönen fruchtbaren Thäler bewohnt von einem schlichten, munteren Volke, da preise ich den Himmel, daß er diesen Gau auf die Erde fallen und ihn meine Heimat werden ließ.

Der Sommertag geht zu Ende. — Und die Pointe?! frägt nun der Leser.

Die Pointe? Die Geschichte von der Aflenzerwirthin hat keine und die Wanderung auf das Troißeck braucht keine. — Steigen wir über weiche Matten und dunkelnde Waldbestände in das Thal der Mürz hinab. Im Walde ist das Leben wieder erwacht und wenn es das Rehlein wüßte, daß dieser Knab' vor holden Wirthinnen davonläuft, es würde vor ihm nicht davonlaufen.

Wer den Thieren nichts thut, thut auch den Menschen nichts, sagt ein Sprichwort. Auch umgekehrt läßt sich's brauchen.

Beim ersten Bauernhofe, der auf der Bergschneide steht, so daß unter ihm das obere und das untere Mürzthal daliegt, stehen auf grünem Anger etliche stramme Bursche in Kniehosen, Hembärmeln und befederten Hüten und singen frisch und keck, daß es in den Wäldern hallt, das folgende Lied:

„Lusti singa, Buabn,
Mir singa stoansteirisch,
Oda zithernschlogn,
So schlogn ma stoansteirisch,
Oda tonzn mar Oans,
So tonzn ma stoansteirisch,
Recht schön stoansteirisch umareibn.

Auf da Kegelbohn,
Do sein ma stoansteirisch,
Aufn Eisschiaßplotz
Scha wieda stoansteirisch,
Wan ma s Dirndl liabn,
So liabn ma s stoansteirisch,
Schiaßn stoansteirisch ah auf d Scheibn.

Ollweil stoansteirisch,
Ollweil boanbäurisch,
Gibts a Weinl z liapern (schlürfen),
Trinkn ma stoansteirisch;
Will da Feind in's Lond,
So zoagn ma s stoansteirisch,
Daß ma stoansteirisch wölln bleibn."

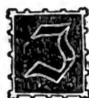
An der offenen Hausthür steht ein blondes Mädchen, das hat ein Heideröslein stecken in seinem weißen, sanft ge-

rundeten Mieder. Wir hüten uns wohl, ihm ein Kosewort zuzurufen, denn sie ist erst tausend Wochen alt und leicht verscheucht. Wir machen nur ein treuherziges, frommes Gesicht und fragen: „Darf ein fahrender Bursch' bei Euch übernachten?"

Die Antwort giebt der Hausvater, sie fällt gar nicht schlecht aus.



Der Prälat.


n einem der lieblichsten Thäler Oberösterreichs, das gegen Mitternacht hin von dem Strome, gegen Morgen und Abend von belaubten Hügeln begrenzt wird und dessen Hintergrund, Felder, Obstgärten, erhöhte Mulden bildend, sanft emporsteigt, bis den Ausblick gegen Mittag die blaue, scharfgeschnittene Kette der Alpen schließt — steht das Stift eines alten, wohlthätigen Ordens.

Einst zur Frühsommerzeit, als ich mich bei zwei jungen Freunden in der Hauptstadt des Landes aufhielt, kam uns von dem Prälaten dieses Stiftes die Einladung zu, am Pfingstsonntag bei ihm zum Mahle zu erscheinen. Meine Freunde, die den Herrn näher kannten, sagten, ich sollte nur mitkommen, würde mich nicht reuen; und in dunkeln Kleidern und Handschuhen, anständig gebürstet und gekämmt, fuhren wir am Pfingsttage hinaus in das Land. Wir fuhren dem stillen Thale und dem Stifte Sanct Anna zu, dessen Kuppeln uns zwischen den hellgrünen Obst- und Weingärten auch bald entgegenschimmerten. Der Wagen rollte durch das Portal in den weiten, wohlgepflasterten Hof, wo ein blaubebordeter Diener sogleich den Wagenschlag aufriß. Dann stiegen wir die breite, mit grauem Teppich bedeckte Marmortreppe hinan.

In einem langen, weißübertünchten Corridor angelangt, sah ich auf Bänken sitzen eine Reihe armer, gebrechlicher Leute, Greise mit Krücken, bleiche Weiber mit Säuglingen, darunter auch junge Bursche in dunklen, freilich fadenscheinigen Anzügen, aber mit langen, glattgekämmten Haaren. Sie saßen da, Jedes für sich und Keines sprach mit dem Nachbar; sie waren einander vielleicht weltfremd, nur der Hunger hatte sie zusammengeführt.

Als wir durch diesen Saal geschritten waren, öffnete sich eine der zahlreichen braunen Flügelthüren, und vor uns stand ein schlanker Mann mit schneeweißem Haupthaar, im Ordenskleide der Cisterzienser. Ein goldenes Kreuz an einer goldenen Kette hing ihm über der Brust und über die breite, silberig schimmernde Ordensbinde. Von den Achseln ging über dem weißen Talare eine schwarze Seidenschleife nieder bis zu den Schenkeln. In der linken Hand hielt er noch ein halbgeschlossenes Buch; die rechte, an welcher ein Ring mit einer großen Edelsteinkrone strahlte, streckte er uns zum Gruße entgegen. „Brav," sagte er, „daß ihr endlich nur da seid; ihr habt meinen Appetit schon auf die Probe gestellt, wir gehen gleich zum Essen." Dann zu mir: „Und Sie verzeihen mir doch, daß ich Sie heute gefangen nehmen ließ. Ein Recht habe ich wohl keineswegs dazu gehabt. Soll aber, hoff' ich, unser Schade nicht sein." Dabei hob er seine weißen, buschigen Augenbrauen und blickte mich recht freundlich an.

Die beiden Jünglinge, meine Freunde, küßte er auf die Stirne. Dann führte er uns in den Saal. Dieser war hoch und geräumig und nach der Weise des vorigen Jahrhunderts ausgeschmückt. Eine sehr angenehme Kühle herrschte in demselben. An den Fenstern rankte sich junges Weinlaub durch die Gitter, so daß die Sonne in gezackten und gebrochenen

Täfelchen auf den Fußboden des Saales fiel. An den Wänden herum hingen lichtgehaltene Landschaftsgemälde. Es waren die Bilder der Kirchen, Pfarrorte und Landhäuser, welche dem Stifte einverleibt sind. Dem Eingange gegenüber, zwischen zwei Fenstern, hing ein großes, kunstreich geschnitztes Crucifix.

Im Saale stand eine lange Tafel zwischen zwei Reihen gothisch geformter Sessel. An dem oberen Ende der Tafel war für vier Personen gedeckt. Das überraschte mich; ich hatte vermuthet, daß wir mit der ganzen Priesterschaft speisen würden. Diese sollte indes in einem andern Zimmer ihr Mahl einnehmen; der Prälat aber blieb bei uns.

Wir verrichteten nach dem Beispiele des würdigen Herrn gegen das Crucifix gewendet still unser Tischgebet; dann setzten wir uns zu Tische. Die einfachen, aber wohlzubereiteten Speisen und die trefflichen Weine, die uns ein alter Diener auftrug, mundeten; das Gespräch wurde bald ungezwungen und heiter, und ich fühlte mich in diesem priesterlichen Hause sehr wohl. Wir sprachen anfangs von den Verhältnissen des Stiftes und des Ordens, über welche uns der Gastherr stets offenen und klaren Bescheid gab; wir sprachen von dem Priesterstande im allgemeinen; und ein wenig vorlaut, wie die liebe Jugend zuweilen schon ist, verstiegen sich unsere Aeußerungen endlich bis zum Oberhaupte der Kirche und rügten die neuen Satzungen, die dasselbe festgestellt. Der Greis hörte uns ruhig zu und lobte schließlich unsere Offenheit und unser Bestreben, die Wahrheit zu finden. „Es hat nie eine Zeit gegeben," sagte er dann, „in welcher den Menschen nicht Menschliches passirt wäre. Möglicherweise sind wir Alle im Wahn. Das Beste wäre wohl, wenn die Menschen Nachsicht miteinander hätten."

Es war wohl der Pfingsttag.

Plötzlich, bevor noch das Mahl geendet, erhob sich der alte Herr, und ohne ein Wort zu sagen, ging er davon.

„Nun wird Hochwürden wohl der übrigen Geistlichkeit Gesellschaft leisten wollen," sagte ich zu meinen Tischgenossen.

„Nein," antwortete der alte Diener, der eben mit einer neuen Sorte Weines kam, „der Herr ist in den Saal der Zwölfe gegangen."

„Wo die Armen speisen," ergänzte mir einer meiner Freunde; „im Stifte werden nämlich täglich zwölf arme Leute gespeist, und an jedem Sonntag trinkt der Prälat ein Glas Wein mit ihnen. Das ist so der Brauch seit sechsunddreißig Jahren, da der Herr Oberer des Klosters ist.

Nach einer Weile kam er wieder, setzte sich und forderte uns auf, zu trinken; und er hatte sich in dieser Angelegenheit auch nicht fruchtlos an uns gewendet.

Als endlich die Tafel aufgehoben war und als wir wieder unser Gebet verrichtet hatten, führte uns der Greis durch mehrere freundliche, aber einfach ausgestattete Gemächer und endlich in die kleine Hauskapelle. In derselben stand er still und sagte leise: „Hier lese ich täglich meine Messe." Es lag eine seltsame Bewegung in diesen Worten.

An die Kapelle stieß eine Art Rumpelkammer, in welcher, als wir eingetreten waren, der Prälat sehr geheimnißvoll that.

„Ein wenig behutsam," lispelte er, „in diesem Gemache spuken zuweilen Geister!" Er öffnete ein Wandkästchen und nahm aus demselben eine braune, funkelnde Flasche und zwei Kelchgläschen hervor.

„Jetzt kommt der Weichselgeist!" jubelte mir hinter seinem Rücken einer der Freunde heimlich zu, „und dann kommen die Cigarren, wirst sehen; er macht es immer so!"

Der Prälat schenkte lächelnd die Gläser voll und sagte: „Nun packet an!“

Wir stießen an auf sein langes Leben.

„Das wird auch sein,“ versetzte er, auf seine schneeweißen Haare deutend.

Dann öffnete er ein zweites Wandkästchen, lächelte und sagte: „Jetzt kriegt ihr Jeder zwei Cigarren; aber auch nur zwei.“ Und dann legte er seine, mit weißem Flanell bekleideten Arme übereinander und sagte: „Jetzt kriegt ihr nichts mehr.“

„Hochwürden,“ entgegnete einer meiner Genossen, und paffte seine Cigarre an, „wir kriegen noch den schwarzen Kaffee.“

Bis in's Herz hinein erschrak ich über das kecke Verlangen; der Prälat aber versetzte schmunzelnd: „Richtig! auf den hätt' ich schier vergessen.“

Und als wir wieder zurück in den Speisesaal gelangten, stand bereits die große schimmernde Kanne auf dem Tisch und drei Porzellantäßchen dabei.

Da ich mein Befremden ausdrückte, daß unser Gastherr keine Schale hatte, riefen meine Freunde: „Hochwürden, erzählen Sie die Geschichte vom schwarzen Kaffee!“

„Ihr Schlingel,“ versetzte der Prälat, „die Geschichte kennt ihr schon längst, aber um des Vierten willen, der unter uns ist, will ich's thun. Denkt aber, daß sie ein alter Mann erzählt, von dem der Jüngling manchen Wink für's Leben nicht verschmähen mag.“

Wir schwiegen mäuschenstill; dieser Ton klang unvermuthet ernst.

Der Prälat erhob sich, ging zu einem Fenster und sagte: „Da über die Waldhöhe schaut hinauf, gerade, wo die zwei

hohen Bäume hervorragen und wo der Berg schon völlig blau ist. Dort steht mein Geburtshaus. — So, jetzt setzen wir uns wieder, und ihr trinket den Kaffee. — Meine Eltern waren Bauersleute und ich sollte meines Vaters Nachfolger werden. Der Bauernstand ist gar sehr ehrenwerth; aber unser Nachbar hatte einen Jungen, der studirte in der Stadt und wurde Priester. Das ließ mich — ich war dazumal ein Knabe von 10 Jahren — nicht ruhen und zufrieden sein; ich wollte auch Geistlicher werden. Aber mein Vater war nicht wohlhabend, und ein jahrelanges Siechthum meiner Mutter hatte uns sogar in Dürftigkeit gebracht. So war freilich keine Hoffnung für mich, und ich half dem Vater in seinen wirthschaftlichen Verrichtungen und in der Pflege meiner kranken Mutter.

Meine Mutter war eine gottesfürchtige Frau, und das hielt sie in ihrer Drangsal noch aufrecht. Des Jahres viermal mußte ich sie mit unserem einzigen Pferde auf einem Steirerwägelchen herab zur Kirche von Sanct Anna führen, auf daß sie dem Meßopfer beiwohnen konnte. Das Meßopfer war ihr stets zum großen Troste und sie fühlte sich nach einer solchen Kirchenfahrt selbst körperlich gestärkt. — Einmal aber, an einem Frohnleichnamstage — war das ganz anders. Ich hatte meine Mutter zur Kirche gefahren; der Gottesdienst war in gewohnter Feierlichkeit abgehalten worden. Nach demselben fuhren wir gehobenen Gemüthes langsam wieder heimwärts. Als es aber dort hinanzog, wo die Straße in den Wald geht, und wo ich das Pferd ein wenig rascher antrieb, um der glühenden Sonne zu entkommen, sagte meine Mutter plötzlich: „Julius, wenn ich fortgeh', so kann ich Dir nichts hinterlassen; aber das Meßopfer empfehl' ich Dir an. Die Betrachtung des Leidens und Sterbens unseres Herrn wird dich geduldig und sanftmüthig machen."

Und als wir wieder eine Strecke gefahren waren, sagte meine Mutter: „Halt still, Julius. Ich denk', du eilst zurück in's Kloster und bringst einen Geistlichen." — Ich blicke der Kranken in's Angesicht — da sehe ich eine Sterbende. — Weit und breit ist kein Mensch, um beizuspringen, kein Haus, um die Mutter unterzubringen. So führe ich das Pferd mitsammt dem Wagen ein wenig seitwärts auf einen schattenkühlen Waldanger, und weil mich die Mutter noch einmal bittet, einen Priester zu holen, so raffe ich nur noch kühles Gras zusammen, lege es ihr auf die Stirne und laufe, was ich laufen kann, gegen das Kloster zurück. Nie bin ich in so kurzer Zeit vom Ebenwald bis zum Stift herabgekommen und nie ist mir der Weg so lang geworden, als an diesem Frohnleichnamstag.

Ich läute die Klosterglocke, daß es klirrt; möge ein klein wenig warten, heißt es, die Geistlichen seien gerade bei der Tafel; und ein Diener geht mit Kaffeetassen durch den Corridor. Ich habe ein wenig gewartet, ich kann sagen, ich bin alt geworden bei diesem Warten. Wohl läutet der Küster schon das Versehglöcklein, während der Priester noch den Schwarzen schlürft — und ich an die sterbende Mutter im Walde denkend, bin fast närrisch geworden. Endlich ist der Geistliche fertig und wir gehen mit dem Allerheiligsten die Straße hinan. Aber der Priester, sonst nach dem Mahle ein kleines Schläfchen gewohnt, hat die Sach' nicht recht erquicklich gefunden, und ich bin ihm immer an die zwanzig Schritte vorausgewesen. In Todesangst war ich, als wir nun zum Walde kamen; doch siehe, auf dem schattenkühlen Anger stand kein Fuhrwerk mehr. Noch sah ich die Spur davon, sie ging tiefer in den Wald hinein. Ich hub zu schreien an nach dem Pferde, nach der Mutter; der Priester hinter mir brummte,

was denn das für ein verrückter Versehgang sei! und wollte mir kaum folgen. — Wir haben lange Zeit im Walde gesucht; endlich am Steinbrunnen, wohin das Pferd öfters zur Tränke geführt worden war, stand das Fuhrwerk . . "

Der Prälat erzählte nicht mehr. Vom Thurme der Klosterkirche klangen die Glocken.

„Es ist nun Zeit geworden zum Nachmittagsgottesdienste," sagte der geistliche Herr; „fühlt Ihr das Bedürfniß, so kommt mit mir in die Kirche, sonst aber geht im Garten spazieren, wie Ihr wollt."

Wir entschlossen uns für das Letztere.

Als wir in den Laubgängen des prächtigen Gartens wandelten, waren es meine Freunde, die mir die Geschichte zu Ende erzählten.

„Das Pferd trank aus der Quelle; das arme Bauernweib lag im Wagen, hielt die Hände über der Brust gefaltet und war todt. — Vielleicht wegen einer Schale schwarzen Kaffee's hatte sie ohne geistlichen Trost die Augen schließen müssen. Das hatte auf den Knaben einen tiefen Eindruck gemacht, und er hat sich später, als er vor wohlgedeckten Tafeln sitzen konnte, vorgenommen, sein Lebtag lang nach der Mahlzeit keinen schwarzen Kaffee zu trinken."

„Und wie kam es, daß derselbe Bauernjunge heute Oberhaupt dieses Stiftes ist?"

„Das kam einfach. Der damalige Prälat hatte die Gewohnheit, täglich seine Messe zu sehr früher Morgenstunde zu lesen. Die Kapelle blieb dabei noch völlig leer, nur den Bauernknaben sah er allmorgendlich in einem Mauerwinkel knien, bis der Abt eines Tages nach der Verrichtung zu demselben hintrat und ihn fragte, wo er denn wohne, daß er so früh zur Kirche kommen könne? — Ich bin des Wald-

michel's Sohn, antwortete der Knabe, und tagsüber muß ich mit meinem Vater in der Wirthschaft schaffen; meine Mutter ist ohne Priester gestorben, und ich höre alle Tage eine Messe für sie, daß sie der liebe Gott in den Himmel aufnimmt. — Das rührte den Abt und er fragte den Knaben, ob er nicht selbst Geistlich werden wolle, auf daß er täglich für seine Mutter die Messe lesen könne. Ueber dieses Wort brach der Knabe in Weinen aus vor Freude. Und kurze Zeit danach nahm ihn der Prälat in die Schule und ließ ihn später studiren. So wurde er Priester, widmete sich dem Orden der Cistercienser, lebte manches Jahr in diesem Kloster, von Allen geachtet und geliebt, und wurde nach dem Tode des alten Herrn zum Prälaten gewählt." —

Mit doppelter Verehrung trat ich dem freundlichen Greise entgegen, als er nach dem Gottesdienste uns im Garten suchte.

Er stand vor einem Strauche still, an welchem eine Purpurrose prangte.

„Das ist die erste Pfingstrose," sagte der Prälat; sogleich bettelten meine Freunde, daß er sie ihnen schenken möge.

„Aber Welchem soll ich sie geben," versetzte der Greis, und legte die Finger an den wiegenden Stengel; „ich meine dem fremden Gaste gebührt der Vorrang. — Was würden Sie mit dieser Rose machen?

„Ich würde sie plätten und zum Andenken an Euer Hochwürden aufbewahren," versetzte ich.

„Will mir nicht recht gefallen," sagte er darauf, und dann zu meinem älteren Freund:

„Und Du?"

„Ich würde sie in das Knopfloch stecken und zu Hause der Schwester verehren."

Der alte Herr schwieg eine Weile und schüttelte lächelnd das schneeweiße Lockenhaupt. Dann wendete er sich zu meinem jüngeren Freunde, einem schönen, blühenden Jüngling mit blondem Haar und nußbraunen Augen: „Und wenn ich Dir die Rose schenken würde, mein Junge?"

„Ich gebe sie meinem Liebchen," antwortete dieser.

„Der ist der Aufrichtigste," sagte der Prälat, „Der soll die Rose haben."

Als wir uns endlich verabschiedeten, küßte er meine beiden Begleiter wieder. Und zu mir sagte er, daß wir uns vielleicht nicht mehr sehen würden, wie wir uns bisher nicht gesehen hätten; daß ich aber auf meinen Lebenswegen manchmal des alten Mannes gedenken möge, der in früher Jugend schon zu den Alten gegangen, und der in seinen alten einsamen Tagen nur inmitten der heiteren, blühenden Jugend glücklich gewesen sei. Und dann hat er auch auf meine Stirne einen Kuß gedrückt.

Der Wagen rollte über den weiten gepflasterten Hof durch das Portal. Mein beschenkter Freund legte den Saum der Pfingstrose an seine Lippen; der Prälat stand mit übereinander geschlagenen Armen am Thore und blickte uns nach.



Auf der Rudolfsbahn in der Herberg.

as war ein Jubeltag für mich, als im Jahre 1872 die Rudolfsbahn durch das Gesäuse eröffnet wurde, Ich stieg von einem der Ennsthaler Berge nieder. auf welchen ich mich wochenlang munter herumgetrieben hatte, und löste mir in Rottenmann eine Fahrkarte, als vaterländischer Dichter selbstverständlich für die höchste Wagenclasse — nämlich die vierte. Auf der vierten giebt's keine Sitzbänke, da bleibt man aufrecht und das ist im Leben viel werth. So stand ich mich denn an Selzthal und Admont vorbei durch das Gesäuse bis Hieflau.

Mir war auf dieser ersten Fahrt durch die großartige Alpengegend nicht anders zu Muthe, als damals in der Kindeszeit, als mein Vater an unserem Hause eine neue Thüre ausbrechen ließ und ich von der Stube durch dieselbe glückselig hinaussprang in den grünen Wald. Eine solche Neuheit an einem Altbekannten und Trautgewordenen hat etwas Berückendes. Wie oft hatte ich in der Sonnenhitze und mit wunden Füßen die Gegend durchwandert, mit Mariazeller Processionen gebetet, mit Fuhrleuten geflucht, mit Almerinnen gescherzt, mit Handwerksburschen gefochten! O ihr lieben Wege und Stege und jetzt schaue ich aus dem rollenden Dampfwagen stolz auf euch hin!

Das war der Anfang. Kurze Zeit danach fand mich in meiner Stadtzelle ein Schreiben von der Betriebs-Direction der Rudolfsbahn, die mich einlud, ihre Strecke nach Belieben zu benützen. — Selbstverständlich, das steht Jedem frei. Es war aber anders gemeint. Dem Schreiben lag ein goldgelbes Kärtlein bei — eine permanente Freikarte für alle Strecken der Kronprinz-Rudolfsbahn erster Classe.

Da ist mir denn nachgerade etwas warm geworden in der Brust und etliche Stunden später saß ich schon in einem gelben Waggon der mir geschenkten Bahn und fuhr nach Villach. Auf rothem Sammt saß ich, zwischen hellen Scheiben saß ich, durch die eine wundervolle Welt auf mich hereinlachte, vor einem prächtigen Spiegel saß ich, aus dem mich ein Junge anlachte, mir zunickend: bei den Dampfwagenclassen sei Eins mehr als Vier!

Es geht ein Spruch: Vierte Classe: grober Conducteur, kuschender Passagier; dritte Classe: grober Conducteur, grober Passagier; zweite Classe: höflicher Passagier, höflicher Conducteur; erste Classe: grober Passagier, kuschender Conducteur. Da ich jedoch der letzterwähnten Gepflogenheit nicht nachkam, so wurde mein Schaffner vertraut mit mir und zeigte mir alle Herrlichkeiten, die meinem Range als „Gelber" zur Verfügung standen. Da ich nach Schluß der Saison, obzwar die milde Herbstsonne entzückend niederleuchtete auf die grünen Almen und weißen Felsen, fast der einzige Reisende erster Classe war, so wählte ich die feinsten Coupés, Salonwagen mit Schlafgemach, Toilette- und Arbeitsgelaß. Es gab Augenblicke, wo ich eine faule Stellung einnahm, eine langweilige Miene machte und mich für einen hohen Herrn hielt, bis mir plötzlich wieder ein Jauchzer und Jodler über die Lippen sprang und Alles verdarb. Die Stationen Hieflau, Selzthal,

St. Michel, Glandorf und Villach boten Gottesgab' und so kam es, daß ich die Partie wiederholte, wöchentlich einmal nach Klagenfurt, Villach oder Stadt-Steyr fuhr und allmählich ganz in die ersten Classe-Waggons der k. k. priv. Kronprinz-Rudolfsbahn übersiedelte.

's ist keine Mär: Im Spätherbst 1872, sowie im Sommer 1873 und später wohnte ich großentheils auf der Rudolfsbahn. Da hatte ich ohne Hotelrechnung allen mir nur denkbaren Comfort und, was bei meiner Reiselust die Hauptsache war, ein wanderndes Haus. Da saß ich am braunpolirten Schreibtischchen, arbeitete Vormittags an der Enns, Nachmittags an der Mur, genoß den Feierabend an der Drau und hielt Nachtruhe an der Laibach. Am andern Tage ging's in umgekehrter Richtung und so oft ich zum Fenster hinausschaute, stand mein Haus in einem anderen Thale und bald kannte ich meine Nachbarshäuser, sie mochten nun in Veldes stehen oder in Tarvis, oder in Friesach, oder in Judenburg, oder in St. Valentin. Ich theilte Tag und Nacht nicht in Stunden ein, sondern in Stationen, mein Stundenschlag war das Läuten auf den Bahnhöfen. Das Rollen der Räder hörte ich gar nicht mehr und in der Nacht ging's mir wie dem Müller, den die plötzlich eingetretene Stille aufweckt, wenn die Räder stehen bleiben.

Wohl geborgen fühlte ich mich in Wetterstürmen, denen mein Haus nicht stillhielt, sondern zumeist rasch enteilte, ohne, wie andere Häuser, erst abzuwarten, bis es dem Unwetter gefällig ist, davonzuziehen. Nächtlich trieb ich bisweilen Mondstudien; mein Mond war nämlich kein sentimentaler Geselle, der darob durch junge Mondansinger in den übelsten Ruf gerathen und sich jetzt gewiß darüber gewundert hätte, einen deutschen Poeten in der ersten Wagenclasse des Eilzuges zu

finden; nein, mein Mond, den ich durch das Coupéfenster beobachtete, glitt und tanzte am Himmel munter umher, gerieth bald nach rechts, bald nach links. „Schau, Freundchen, das kommt davon, daß Du mir vorhin im Wirthsgarten zu Selzthal zwischen den Bäumen so beständig in's Bierglas geguckt hast."

Einmal jedoch glaube ich, daß diese Unruhe des blassen Jungen eine andere Ursache gehabt hat. Es waren in die dritte Classe zwei Leutchen aus einem Rauch- und aus einem Damencoupé eingestiegen, die nichts Eiligeres zu thun hatten, als den Fenstervorhang vorzuschieben. Das kam dem Monde nicht geheuer vor und darum huschte er hin und her, ob er denn nicht irgendwo durch ein Spaltchen — doch das geht uns weiter nichts an.

In solch' poetischer Wohnung bin ich denn auch nicht müßig geblieben; es kamen die Berge und Länder zu mir, ich sah allerlei Menschen, machte allerlei Erfahrungen, und ältere Studien verarbeitend, sowie stets neue machend, habe ich in der ambulanten Arbeitsstube einen Theil meines „Volkslebens in Steiermark" und meiner „Aelpler" geschrieben. Und wenn die Berge allzu herrlich dastanden draußen im sonnigen Gottestag, und wenn eine ganz besonders einladende Gegend sich heranschob, wie etwa der grüne Thalkessel von Waidhofen, oder die von wilden Wässern durchrauschten Waldgräben bei Reifling, oder die leuchtenden Felszinnen bei Eisenerz mit dem See, oder die gestaltenreichen Berge bei Lietzen, oder die malerischen Burgen zu Scheifling, Hochosterwitz, Friesach, oder die frischen Alpenthäler von Oberwölz, Murau, Raibl, oder der „heilige Berg Luschari" bei Tarvis — so nahm ich die Station wahr und machte meine Ausflüge. Da gab's Mancherlei. Auf der Admonter Alm belauschte ich einmal

eine junge Schwaigerin, die ihrer Kuh eine Liebesgeschichte erzählte, welche für mich höchst lehrreich war. In einer Halterhütte auf dem Reiting hatte ich verbrennen sollen, da der Halter in der Nacht die Hütte verließ, dieselbe von Außen zusperrte, mittlerweile aber das Zeug zu glosen begann, so daß ich mich nur mit genauer Noth rettete. In den Sölker-Alpen war ich tagelang bei einem Köhler eingeschneit. Auf dem Ossiacher See wollte mich mein Fährmann, ein Halbnarr, in's Wasser werfen, weil ich, auf der Eisenbahn dahergefahren, der Antichrist sein konnte. Auf dem Berge Luschari verhöhnten mich etliche Stadtherren, weil ich vor dem Muttergottesbild mit den Wallfahrern ein frommes Abendlied sang. So waren derlei Ausflüge überaus anregend, doch war ich immer wieder froh, wenn ich in mein rollendes Haus zurückkehrte.

Als hernach die Aussichtswaggons aufkamen, deren Wände von eitel Glas waren oder ganz wegschiebbar, so daß man wie im Freien saß, da erlebte ich des Entzückenden Mancherlei. Es war eine Freude, zu sehen, wie auf fremde Reisende unser Alpenland wirkt. Mancher Norddeutsche, der sonst stumm dagesessen, explodirte plötzlich in einen Wortschwall des Jubels. Manch Anderer aus jenen kühleren Himmelsstrichen drückte dem lieben Gott mit gemessenen Worten seine Anerkennung aus für die Gelungenheit der steierischen Berge. Wieder Andere waren, die unterhielten sich auf der ganzen Fahrt äußerst anregend mit russischer Politik und deutschem Zollsystem und sahen die draußen still und groß vorüberziehende Herrlichkeit nicht. Ganz abseits und allein saß freilich mitunter Einer, der schaute andächtig hinaus und sagte kein Wort. Alles Zeugende und Schöpferische ist keusch, man soll es mit trivialen Worten nicht berühren.

Wo die Größe der Natur spricht, sei es in blumiger Au, sei es im wogenden Goldmeere des Kornfeldes, sei es im düsteren Rauschen des Hochwaldes, sei es in den Gewalten des Felsengebirges, dort hat der Menschenmund zu schweigen und der weise schweigt auch gern, weil er nichts Ebenbürtiges zu sagen weiß.

Die Rudolfsbahn gehört zu den wenigen Eisenstraßen unseres Landes, welche alle Arten landschaftlicher Schönheit zeigt. Von St. Valentin bis Steyr das fruchtbare Flachland; von Steyr bis zur steierischen Grenze die üppigbewaldeten Vorberge; von Weißenbach bis Selzthal das Hochgebirge, wie es mannichfaltiger und malerischer nicht gedacht werden kann; dann Almland, grünes, hohes Almland und fruchtbare Landstriche; in Kärnten und Krain abwechselnd freundliches Hügelgelände mit Gebirgswildnissen. Stattliche Einzelgehöfte, reizende Dörfer, malerische Städte, blinkende Seebilder wie bei Ossiach, bei Veldes, und Ausblicke auf Wasserfälle und Gletscher. Und die Flüsse: die tosende, gischtende Enns, die muntere Ybbs, die tiefe, stille Mur, die idyllische Gurk und Glan, die rasende Gail, die eisblasse Save. In jedem Thale ein anderes Wasserspiel, in jeder Gegend, von den Innsthaler Alpen an bis zu den Schründen der Karawanken und des Triglav, ein anderer Gebirgscharakter. Und in jeder Stunde der Strecke ein anderer Menschenschlag, so daß man sich den Morgenkaffee von der heißblütigen Oberösterreicherin kochen, das Mittagsbrot von der munteren Murthalerin bereiten lassen und die Abendcigarre an der Augengluth der hübschen Krainerin anzünden kann.

Seitdem nun gar die Strecken des wundervollen Salzkammergutes und der Pontebbabahn dazu gekommen sind, so daß ein Fühlhorn der Rudolfsbahn die baierische, ein zweites

die italienische Grenze berührt, seitdem ist meine Wohnung, Rudolfsbahn, 1. Classe, Nr. 57, freilich stets besetzt von Passagieren aus aller Herren Länder, die von den Naturschönheiten Oesterreichs singen und sagen lernen. Die Rudolfsbahn hat ja doch den Schlüssel zum steierischen Schatzkästlein Eisenerz und zum steierischen Prunkkästlein Aussee, in ihrem eisernen Stirnbande prangen die Perlen Hallstadt, Ischl und Gmunden.

Ich habe diese Landstriche durchwandert zu einer Zeit, da zum Baue dieser nun so weitverzweigten Bahn noch nicht ein einziger Spatenstich gemacht war und die erste Kunde von dem projectirten Bau einem schrillen Hohnlachen der Fuhrleute und Postwirthe begegnete. Allerlei Teufelswerke sind losgelassen worden gegen die neue Bahn. Einer der Postmeister hatte dem Baue und Betriebe derselben so lange verschiedenerlei Hindernisse entgegengestellt, bis in einer Nacht, da seine Scheune brannte, aus dem nächsten Orte die Feuerspritzen mittels Bahn herangerasselt kamen, noch rechtzeitig, um seinen Hof zu retten. Ein Anderer glaubte den Bahnbau zu verhindern, wenn er seine kleine Besitzung, über welche die neue Bahn nothwendig führen mußte, auch gegen große Ueberzahlung nicht hergab. Da das Terrain dazu günstig war, so machten sich die Ingenieure den Spaß und überbrückten die nicht verkäufliche Besitzung, so daß des Bauers Häuschen nun gerade unter der Brücke steht, was der Nachtruhe nicht eben zweckdienlich sein soll. Ein Dritter suchte den ersten heranbrausenden Zug durch Beschwörung mit Kraftsprüchen und Weihwasser zu hemmen. Die Felsen der Alpen zu durchbrechen, machte den Erbauern dieser Bahn wenig Sorge, aber durch die Dummheit der Bevölkerung Tunnels zu bohren, das war schwierig, unverläßlich, gefährlich. —

Heute hält es fest und die ursprünglichen Feinde der Bahn fahren munter darauf hin und her und möchten sie kaum mehr missen.

Mir ist zur Jahreswende mein Fahrschein stets erneuert worden, bis ich doch einmal einen Fragebrief schrieb, wieso ich zur Auszeichnung käme, die mir allerdings schon so viele Freude bereitet, so viele ersprießliche Anregung gebracht habe? Die Eilzüge der Rudolfsbahn seien mein Pegasus geworden. Die Antwort darauf war: ich möge diesen Pegasus nur fleißig reiten. Man freue sich, dem fahrenden Sänger eine angemessene Herberge angedeihen lassen zu können. — Ich habe es der Bahn noch heute Dank. Ich kenne den persönlichen Wohlthäter nicht, aber er gab mir mehr, als er wohl selber ahnte. Er gab mir die Alpenwelt.

Bald darauf nahm ich ein Weib. Ich bezog mit ihr meine Wohnung auf der Rudolfsbahn nur noch für die Hochzeitsreise, um mir dann ein eigenes Heim zu gründen, das wohl nicht erster Classe ist, aber fest und treu auf Einem Flecke stehen bleibt.



Beim Rösselwirth im Kärntnerland.



Das war im schönen Kärntnerland, beim Rösselwirth zu — nein, den Ort verrathe ich nicht, ich weiß warum. Er liegt so recht mitten im Lande, und von seinem Kirchthurme aus sieht man das weite, blaue Bergrund, das den Garten Carantaniens umfriedet. Im Süden schließt er in den finsteren Hängen der Karawanken mit einem wahrhaft germanischen Trotze ab — denn dort sind die Grenzen des deutschen Landes.

Doch! nicht zu viel von der Landschaft, lieber von den Leuten! Ich habe mich als Student auf meinen Vacanzen viel unter ihnen umhergetrieben, und wäre halt von den Kärntnern — den Büablan und Dirndlan — lustig zu erzählen, denn es sind sündhafte Leute. Die Kärntner lassen Gott einen guten Mann sein und sehen zu, daß sie bei den Freuden dieser Welt nicht zu kurz kommen. Nennt mir ein Land, wo man besser ißt und tapferer trinkt, wie in Kärnten! Nennt mir ein Land, wo man freier und warmblütiger liebt, als dort! — Die Religion und die Politik, wie sie auf der Kanzel und in den Zeitungen steht, macht dem Kärntner wenig Kopfzerbrechens, und stehen etwa einmal römische und slavische Hetzer auf, was wohl vorkommen kann, so ist nur die eine Gefahr vorhanden, nämlich für die Hetzer, durch-

geprügelt zu werden. Just fein ist er nicht! Er will seinen Fried und seinen Spaß haben, der Kärntner, damit er weiß, warum er auf der Welt ist. Idealistische Schwärmerei sagt ihm nicht zu, er gesteht es gern ein, daß er seinen Vortheil sucht. Frühzeitig bricht der Jüngling mit der platonischen Liebe, und die berühmten Kärntner Vierzeiligen werden bald das Evangelium seiner Freuden. Ich wüßte kein Land, in welchem die Liebe so ehrlich und rückhaltslos auftritt, als in Kärnten.

Diese allzugroße Natürlichkeit im Liebesleben muthet den Fremden, der in's Land kommt, eigenartig an; Wenige billigen es, Viele interessirt's — wie die Welt schon ist. Und gut aufgenommen wird man überall, das muß man sagen; so geht man gern hin und wird was inne.

Die Gastfreundschaft der Kärntner steht jener gerühmten der Tiroler kaum nach.

Man ist in einem kärntnerischen Wirthshause bald wie daheim; das hat auch jener Reisende, der über die Pasterze kam und bei meinem Rösselwirth zusprach, erfahren und sich zu Nutze gemacht.

Es war ein über und über graues Subject, grau an Kleidern und grau an Staub, auch der schöne Künstlervollbart war grau bestäubt, wurde aber immer dunkler, je öfter ihn jetzt der Mann mit der flachen Hand hin und her peitschte. Er stand so auf dem Platze mitten im Dorfe, und da er kein anderes Einkehrhaus sah, das so stattlich und einladend dastand, als das Rösselwirthshaus, so trat er gravitätisch in dieses hinein und äußerte seinen Wunsch, sich in demselben niederzulassen.

Zog denn der Rösselwirth sein grünes Sammetkäppchen ab und machte eine höfliche Verbeugung. Die kühlgebieterische

Art des Reisenden ließ wohl gar einen Baron vermuthen, bei welchem nicht allein der Mensch, sondern auch der ergiebige Tourist anfängt.

Ein großes lichtes Zimmer begehrte der fremde Gast, und wurde ihm allsogleich das Prunkzimmer eingeräumt, dessen drei Fenster auf die weite sonnige Landschaft hinausgingen, und welches mit alten, kunstvoll geschnitzten Möbeln bestanden war, wie solche als Rest einstiger bürgerlicher Wohlhabenheit und guten Geschmackes in manchem alten Hause noch zu finden sind. Sie gehören in die Museen, aber der Rösselwirth ist heute noch wohlhabend, hat heute noch Geschmack, drum giebt er sie nicht her. Die modernen Tischler machen lauter haltloses, unschönes Zeug, das bei jedem Witterungswechsel vor lauter Rheumatismus kracht und schnalzt und in wenigen Jahren aus dem Leim geht.

Das Zimmer war auch sonst behaglich eingerichtet, und so erklärte sich der Fremde mit stillem Kopfnicken zufrieden und räumte sein niedliches Felleisen aus. Wenn man sich im Hochgebirge längere Zeit herumthut, wie das bei diesem Touristen oder Maler der Fall sein mochte, so läßt man sich hernach das gute Wirthshaus schmecken. Der Rösselwirth freute sich, daß der Mann tagelang in seinem Hause blieb und sich Speise und Trank munden ließ. Er trieb nicht viel, er lag auf dem blumigen Sopha und streckte die Beine aus, so lang sie waren, oder er lehnte am Fensterkissen und schaute in die schöne Welt hinaus, oder er ging im Garten, am nahen Waldsaum umher und zeichnete Skizzen, oder er strich in den Wirthschaftsgebäuden herum und scherzte mit den Weibsleuten.

Und als der Tage zehn oder zwölf vorbei waren, ließ der Gast den Rösselwirth auf sein Zimmer rufen, faßte ihn gemüthlich bei der Hand und sagte Folgendes:

„Mein lieber Freund! In Eurem Hause ist mir so wohl, daß alles Gute, was ich d'rin genieße, mit Geld nicht zu zahlen ist."

„Freut mich, wenn's Ihnen taugt, Herr, freut mich," antwortete der Wirth und war sehr vergnügt.

„— nicht zu zahlen ist," fuhr der Fremde fort, „und ich habe auch gar kein Geld im Sack. Den Weltlauf kennt Ihr, Herr Wirth! Nun seht, ich bin so einer vom Weltlauf."

„Wer sind Sie?" fragte der Wirth unsicher.

„Ich bin Landschafter," antwortete der Gast, „aber die Leute haben ihre Schwächen, sie betrachten meine Bilder, wollen sie jedoch nicht kaufen, das macht mir aber nichts, denn Geld brauche ich nicht. Ich fasse als Künstler das Leben idealer auf. Ich kehre nur in Häuser ein, wo Vorrath ist, und wo man lieber einen Künstler ernährt und verpflegt, als die Vorräthe etwa verderben zu lassen, oder was noch schlimmer wäre, dieselben zu Geld zu machen, maßen das Geld die Leute verdirbt. So lasse ich mir auch bei Euch gut geschehen und frage nun an, wie lange es noch gefällig ist, daß ich bei Euch bleibe."

Der Rösselwirth war von dieser Rede unleugbar überrascht und warf hernach seinerseits die Frage auf, was aus den Gastgebern werden müßte, wenn alle Gäste so dächten, wie dieser geehrte Herr?

Der Fremde lächelte, ungefähr so, wie man die pathetischen Worte eines naiven Kindes belächelt.

„Wenn alle Gäste so dächten, meint Ihr," sagte er, „nein, mein Freund, das braucht Ihr nicht zu fürchten. Denn alle Gäste sind nicht Maler; und alle Maler wiederum sind nicht ohne Geld und sie werden also eigennützig sein. Denn für

Leute, die Geld haben, giebt es gar nichts Unangenehmeres, als sich was schenken zu lassen. Und weil es Sache des Gastwirths ist, den Gästen sein Haus so angenehm als möglich zu machen, so ist es seine Pflicht, seine heilige Pflicht, sage ich, von ihnen Geld zu nehmen. Diese Pflicht entfällt mir gegenüber. Ihr habt sobald nicht wieder Gelegenheit, ohne Mühe ein Gentleman zu sein, als jetzt. Jedem würde ich diese Gelegenheit nicht angedeihen lassen, aber Ihr gefällt mir, und Euer Haus gefällt mir auch. Eure schöne, musterhaft verwaltete Wirthschaft ist so groß, daß mein körperliches Dasein hier nicht anders ist, als ein lustig hüpfender Sperling auf Eurem Dache."

„Wenn's zu arg wird, macht man aber gelegentlich einmal einen Schuß in die Spatzen hinein," meinte der Wirth.

„Pfui!" machte der Gast.

„Natürlich nur einen blinden," ergänzte der Wirth.

„So ist es!" sagte der Fremde und klopfte dem Rösselwirth Eins auf die Achsel, „ich kenne Euch, Freund, und ich bin gern bereit, noch ein Weilchen bei Euch zu bleiben und Euch die Ehre zu erweisen, die man einem Gastherrn schuldig ist."

Nach diesen Worten besann sich der Rösselwirth ein wenig, und da er nicht allein Rösselwirth ist, sondern auch etwas Anderes, so sagte er endlich: „In Gottes Namen, wenn's Ihnen bei mir gefällt, so bleiben Sie da, so lang's behagt."

Der Maler ist eine Zeit lang geblieben.

Er hat am Fensterkissen mit den Ellbogen zwei unvergängliche Gruben gedrückt und eine im Sofa, in welchem eine Feder gesprungen war; er hatte seines Wirthes Haus und Hof abgebildet und das Bild dem Hausherrn zum Ge-

schenk gemacht, er hat das Herz der flachshaarigen Kellnerin für des Wirthshauses Fremdenbuch gehalten und seinen Namen eingeschrieben.

Endlich aber schnallte er sein Felleisen stramm und nahm Abschied. Hierbei aber sagte er zum Wirth: „Ich werde lange wandern können, bis ich wieder einen Mann finde, der so vernünftig ist, als Ihr. Mancher wird mich in seinem blinden Zorn einen Gauner schelten und sich erbärmlich abhärmen und doch nichts aus meinem Sack herauskriegen, weil nichts drinnen ist. Und die Wenigsten werden es begreifen, daß nichts besser zusammenpaßt auf der Welt, als ein reicher Mann und ein armer Teufel. — Lebt wohl, Geschätzter, ich wünsche, daß es Euch gut ergehe!"

Er soll seither nicht mehr gesehen worden sein. Ich miethete später das Zimmer mit den Gruben in den Fensterkissen und im Sofa, und ich kam lange nicht drauf, warum der gute Rösselwirth allfort ein wenig mißtrauisch that. Erst, als er wahrnahm, daß die mäßige Rechnung glatt bezahlt wurde, lud er mich zu einem besonderen Glase Wein und erzählte mir die Geschichte von dem „großmüthigen Gaste."

Das Bild des malerisch gelegenen Rösselwirthshofes hängt noch heute im großen Zimmer, und es ist ganz so, wie sein Schöpfer gesagt, Mancher betrachtet es, aber Keiner fragt, ob es zu verkaufen ist. — Mit der flachshaarigen Kellnerin steht's nicht viel anders, Mancher betrachtet sie, aber ob sie noch zu haben, — danach frägt Keiner.



Eine Nacht unter freiem Himmel.

In meinem Reisenotizbuche befindet sich ein Blatt, welches zur völligen Unleserlichkeit schlecht geschrieben ist. Ich schrieb dasselbe mitten in der Nacht in einem kärntnerischen Walde. Ich war tagelang im Gebirge herumgelungert und mein Sinn stand nun nach einer Stadt. Ich schritt also fürbaß, der Drau entlang, gen Villach hin. Je weiter es heute noch ging, desto besser. Aber die Sonne kümmert sich nicht um Fußreisende; sie kommt freilich immer noch vor Abend heim, mag der Wanderer in der Dämmerung auf der Herberge sein oder nicht. Ich war es eben nicht; da hatte ich mir bisher immer das schöne Thal und die waldigen Berge an demselben angesehen, und da es nun zu dunkeln begann, sah ich mich nach einem Dorfe, nach einer Herberge um und als ich dergleichen in meinem allerdings beschränkten Gesichtskreise nicht entdecken konnte, sah ich nur vor mich auf die falbe, einsame Straße und schritt fürbaß.

Es war Sonnabend und hie und da hörte ich von den Höhen eine klingende Burschenstimme oder auch wohl zwei zusammen.

„Mei Diandle hab i gfragt
Ob i keman derf heunt?
Ja, kim na, hat's gesagt,
Wann da Mond nit z hell scheint!

Füchs passen thua i nit,
Is mir viel z kalt;
Paß lieber auf d Füchsin,
Hat au schöneren Balg!

Is wohl weit, is wohl weit,
Wann i s Wegel betracht:
Wann i s Diandle anschaug,
Is ma nix um die Nacht!"

So sangen sie und ich hörte es und ich dachte: Die Hallodris da oben gehen zu ihren Liebchen, und ich bin so weit, so weit von dem meinen und wenn ich die ganze Nacht wandere, so kann ich's nicht mehr erlangen.

Trotzdem entschloß ich mich, heute an keine Herberge mehr zu denken, sondern die ganze Nacht zu gehen und mich nöthigenfalls nur auf ein Stündchen unter einen Baum zu legen.

Die Luft war kühl, der Himmel war rein und voll Sterne, im Wiesenthale zirpten die Heimchen; es war doch eine herrliche Nacht zum Wandern. Eines nur war dazu nicht geeignet: die Müdigkeit meiner Glieder.

Als nun die Straße durch ein Wäldchen zog, spähte ich nach einem geeigneten Plätzchen zum Ruhen. An einer Stelle, wo links ein Fußweg in das Gebirge einbiegt, standen einige dicht beästete Tannen und unter denselben wuchs ein wenig Heidekraut und reichliches Moos.

Das war eine prächtige Stätte. Ich wählte die Stelle hinter den Stämmen, damit, wenn etwa ein Mann auf Entdeckungsreisen ausginge, er mich von der Straße aus nicht bemerke. Sofort ließ ich mich auf's Moos nieder, legte meinen Stock unmittelbar neben mich hin und rollte mich dreifach in meine Reisedecke.

Lange lag ich nicht, als ich von der Straße Stimmen hörte. Ich entpuppte meinen Kopf etwas. Das war ein lebhaftes Zweigespräch zwischen einem männlichen und weiblichen Wesen.

„Nu, wie denn?“ sagte das weibliche, „ich geh' jetzt da nach dem Fußsteig, daß ich heim komm', und das thu' ich, Franzle, und nu sag's, aber lei lei!“

„Ich hab' Dir's schon gesagt, Diandle, wir zwei gehen wieder miteinander und ich schau keine Andere mehr an; kannst Dich verlassen darauf und ich sag' Dir's!“

„Und ich glaub' Dir's nicht, nein und das thät' ich nicht! bist ein falscher Bub' und hast kein' Treu! Bist im Stand und laufst glei jetzt zu Deinem rothhaarigen Kathle hinauf; o, ich kenne Dich, und den Meth zahlst morgen dem Waberle; ich bin nur gut, wenn Du was zum Waschen hast, Du bist ein falscher Fuchs und das bist Du!“

„Und wenn ich zum Kathle und zum Waberle geh', was geht's Dich an? bist Du auch um kein Haar besser, weißt namlawohl, wie ich in der letzten Samstagstund' das Hansle bei Dir erwischt hab'? Geh', geh', ich weiß schon lang, daß Dein' Treu kein Sitzleder hat; wenn ich Dir für's Waschen zum Kirchtag ein seidenes Halstuch kauf', das, mein' ich, wär' Ehr' genug, das!“

„Ich pfeif' auf Dein' Ehr'; ich seng' der Katz 's Haar aus, ist auch so viel, das sag' ich!“

„Mache mich nicht wild, Rösle, oder —.“ Dieser Ton des Franzle war höchst bedenklich, ich vermuthete, daß der Bursche mit gehobener Hand vor dem Mädchen stand.

Das aber ließ sich nicht einschüchtern. „Mir auch recht!“ rief es, „da hast mich, schlag' mich nieder! Untersteh' Dich!“

„Toifel, noch einmal!" fluchte der Bursche und ich hörte ein Klatschen, als ob irgendwo eine flache Hand auf eine Wange gefallen wäre. In dem nächsten Augenblick vernahm ich ein Getrabe und Gekratze auf der Straße, als ob ein Ringkampf vorginge.

Unter Schnaufen rief das Mädchen einigemale kaum verständlich: „Dir rauf' ich noch Deine Borsten aus, Dir, Du Heugeigen, und das thu' ich!"

Wie „urwüchsig" diese Worte auch sein mögen, ich merkte sie in meinem Büchlein an, verhielt mich aber ganz ruhig hinter den Tannen.

Endlich schien der Kampf ausgetobt zu haben und der Bursche sagte fast weinerlich:

„Du Grobian, jetzt hast Du mir einen ganzen Haarfetzen losgeschmeichelt!"

„Guatigkeit, als ob Du mir nicht den halben Backen so viel hättest gestriegelt, daß er gar anschwillt! Nein, Franzle, das thät' man sich von Dir nicht denken, daß Du so hitzig bist, gar nicht!"

„Ja, das hätt' ich selber nicht glaubt, aber es ist mir nur so gäh gekommen; gelt, Du bist so gut, Rösle, und tragst mir's nicht nach!"

„Geh, schwätz' mir nit so närrisch! Wie werd' denn ich Dir's nachtragen, Franzle! Jetzt, was ich Dir nur hab' sagen wollen, ja morgen ist Sonntag, wenn Du Deine Hosen brauchst, so komm' mit mir und hol's; geflickt hab' ich Dir's, ja, das hab' ich."

„Wenn Du schon so gut bist gewesen, Rösle, so hol' ich sie morgen, und was meinst, Diandle, wir könnten uns da noch ein wenig zusammensetzen unter den Baum, lei lei!"

„Möcht' wissen, was das wieder helfen thät'! meinetwegen schon, aber wenn Dir kalt wird, Büebele, so will ich nichts davon wissen, das sag' ich Dir. Lang hätt' ich auch nicht Zeit, um zwölfe werd' ich doch daheim sein müssen, sonst verschlaf' ich morgen das Melken — Du sapperameichl, Büebele, das darf nicht sein, halt ja nicht und gar nicht!"

Kaum drei Schritte von mir setzten sie sich auf's Moos.

In meinem Notizbuch steht noch ein Gedankenstrich. Dieser muß wohl bedeuten, daß ich darauf eingeschlafen bin.



Eine Wallfahrt auf den „Heiligen Berg".

„Lei lei, wo heut die Schäfle bleiben? Der grau' Widder sollt's, bigott, doch wissen, daß Samstag ist und Eschkraut in das Kripple kommt!" — Die Seeköpfelbäuerin zu Seifnitz hat's gerufen und Michele, der kleine barfüßige Hirt, lief durch Lärchen und Fichten den Berg hinan und rief mit heller Stimm' die Namen der Schäflein aus und hing Artigkeiten und Versprechungen an die Namen. 's war all' umsonst, die Heerde ließ sich nicht finden und erst oben, hoch auf der Kuppe des Berges, wo nur mehr das Knieholz und das Wachholdergesträuch gedeiht, da waren die Schäflein und Lämmlein beisamm' und knieten vor einem Wachholderbusch und blökten, daß es ein Geschall war drüben in den Felsen des Wischberges. Da stand das Michele fein still, und so was hatte es seiner Tage noch nicht gesehen; 's ist ein neuer Brauch, jetzt beten auch die Schafe ihre Samstaglitanei! Und als der Hirte um zu sehen ging, was doch dieses Jahr der Wachholder für wunderliche Beeren tragen müsse, da sah er im Busch ein Bildniß unserer lieben Frau. — Gleich hat es das Büble mit frommer Hand gehoben und herabgetragen gegen Seifnitz, und da sind ihm die Schäflein und die Lämmlein wundersam gefolgt zu Paar und Paaren, und der grau' Widder, der kein Gespann gehabt,

ist vorausgelaufen und hat's hell blökend im Ort verkündet, was Wunder ist geschehen. — 's ist laute Nachfrag' gewesen, aber kein Mensch hat gewußt, wer das Bildniß der lieben Frau auf den hohen Berg getragen und so hat man es in der Pfarrkirche zu Seifnitz aufgestellt. — Was hat sich weiter begeben? Am andern Abend, wie das Michele wieder die Schäflein sucht, knien 'solche gerade so wie gestern oben vor dem Wachholderbusch und in dem Busch steht das Bildniß unserer lieben Frau. So hat sich's wohl dreimal zugetragen und da hat die Geistlichkeit großen Rath gepflogen und entschieden im heiligen Geist: Das Bildniß ist kein irdisch Ding, ist ein himmlisch Kleinod, Gottes Engel haben es mit Fleiß geschnitzt nach dem hochheiligen Urbild, wohl fein und echt, und man soll eine Kirche bauen auf dem hohen Berg, just an der Stelle, wo die unschuldigen Schäflein das Bildniß gefunden . . .

So war's, ihr Frauen und Herren, das heißt, so sagt es die Sage. Es ist eine Kirche erbaut worden auf dem hohen Gipfel, Luschari, der heilige Berg genannt bis auf den heutigen Tag. Und in dieser Kirche steht das Bildniß nun schon über fünfhundert Jahre. Gegen fünfzigtausend Wallfahrer aus allen Weltgegenden keuchen alljährlich den Berg hinan und knien, wie voreinst die Schafe vor dem Bildniß, welches aber leider so sehr mit goldenem und silbernem Geschmeide behangen ist, daß man die kunstvolle Arbeit der Engel an der Statue nicht vermag zu sehen. Kaiser Josef der „Ketzer" hat derart fest an die Allgegenwart Gottes geglaubt, daß er die Wallfahrtsorte abschaffte und jeden Gottsuchenden an das Zunächstliegende, zur Einkehr in sich selbst verwies.

Der gute zweite Leopold hingegen gestattete wieder das Frommsein auf offenen Straßen und die vier Jahre lang

verschlossene Kirche auf dem Luschariberg wurde wieder geöffnet. Dem Volksglauben nach kann diese Kirche eigentlich niemals verschlossen sein; denn so oft sie der Meßner des Abends auch absperren wollte, am anderen Morgen fand man die Thür jedesmal wieder offen. Und, wenn um die Mitternachtsstunde ein Wallfahrer auf dem einsamen Berge ankommt, er findet vor dem Hochaltare, der von Gold und Silber funkelt, drei rothe Ampeln brennen. Und wenn so ein Wanderer aus fernen Landen mit seiner Herzenswunde herankommt auf diese stille Höhe und mitten in dem schauerlich wilden Felsengebirge den freundlichen Altar mit dem Bildnisse funkeln sieht, so mag es wohl geschehen, daß in einer solch' seltsamen Stimmung sein schweres Gemüth ausbricht in einen Thränenstrom, daß er erleichterten Herzens niedersteigt in's grüne Thal und fröhlich den Weg wandelt heim zu den Seinen. Der Glaube hat's gethan — hat selig gemacht, und ihr mögt dagegen sagen was ihr wollt.

Wohl wahr ist es, unser Wallfahrtsort hat auch seine anderen Seiten. — Ich meine das touristische Interesse, dem zu Lieb' mancher Naturfreund auf unserer schönen Rudolfsbahn bis Tarvis fährt und dort am frühen Morgen den drei Stunden langen Weg auf den Berg Luschari macht, um eine der herrlichsten Aussichten der Kalkalpen zu genießen, um die Bergriesen zu schauen, die mit ewig umeisten Stirnen aus den Gefilden von Kärnten, Krain, Tirol und Venetien emporragen.

Den Weg zum Berge hinan weist ein steinerner Engel, der an der Straße steht, welche nun neben der neuen Eisenbahn durch das Canalthal nach Welschland zieht. Unser Weg geht durch eine Waldschlucht, in welcher ein breiter Schuttstrom liegt und ein reißendes Wasser braust, das von den grauen

Wänden niederkommt, die oben dräuen. Dann geht's über Wiesenlehnen, an welchen hie und da noch ein Häuschen steht, und vor den Häuschen hockt häufig ein Bettelmann und läutet, wenn ein Wanderer des Weges kommt, die Glocken eines tragbaren Kirchleins, weil er den Einzug eines anzuhoffenden Gröschleins feiert. „Wenn's Glöcklein auf dem Thurme klingt, das Gröschlein in den Beutel springt," übersetzt der Mann Tetzel's unsterblichen Spruch. — Weiter führt der Weg an steilen Waldhängen empor, an Scheiterstößen vorüber. Die Scheiter sind mit Fichtenzweigen in kleine Bündel zusammengebunden; diese müssen nämlich als Brennholz auf den Berg kommen, und da die Bewohner von Luschari kein Maulthier, keinen Esel besitzen, so nehmen die hinansteigenden Wallfahrer die Holzbündel auf die Achseln und tragen sie zur Kirche empor. Nehmen auch wir ein paar Scheiter? Viel Gotteslohn dafür! Denn oben wächst kein Holz mehr, und die Ziegenmilch wollen wir doch gekocht haben, die wir des Abends trinken werden.

Ueber Gerölle und Steinfelder und grüne Matten sind wir endlich an einigen Wegkreuzen, an einem kleinen Wirthshause und an einer Wasserquelle vorbei. Wir sehen hinter uns über die Waldhöhe die Häupter des Mangart, des Prising, selbst vielleicht des Terglou aufstehen. Plötzlich aber werden wir gegen Westen hin von einem überaus großartigen Blick in das neue Felsgewände des zerrissenen, vielfach zerspaltenen Wischberges und des majestätischen Mittagskogels überrascht; das Auge senkt sich in die schattenblaue Tiefe der Seiseraschlucht oder fliegt, gleich dem Aar, von Berg zu Berg bis zu dem Eiskegel des Großglockner, bis zu den nebelbleichen Dolomiten von Ampezzo. — Einige hundert Schritte auf glattem, ebenem Wege noch und wir stehen

zwischen den Marktbuden des Wallfahrtsortes. Die Glocken auf dem weißgetünchten Kirchthurme grüßen uns mit milde gedämpften Tönen; das ist nicht das schallende Alpenjauchzen der Bergcapellenglöcklein, das ist ein langgezogenes, wehmüthiges Tönen — die Incarnation der menschlichen Sehnsuchtsklage. Unwillkürlich lenken die Schritte zur Kirche hinan, um die Gnadenstätte zu schauen, die in stiller Dämmerung, von den ewigen Lichtern matt bestrahlt, hier der Gläubigen harrt, die aus deutschen, slavischen und welschen Gauen heranwallen. Mehrere Menschen knien und liegen vor dem Altare und beten und schluchzen. Andere kauern vor Beichtstühlen und weinen bebend ihr vergangenes Leben — 's ist ja das ganze Leben eine große einzige Sünde — durch das Gitter dem gähnenden Priester zu. — Wieder Andere sitzen an der Mauer und winden aus Alpenblumen einen Kranz für das Gnadenbild. Eine Frau hat vor sich auf dem Stein sieben Kerzen angezündet; sieben liebe Angehörige hat sie im fernen Daheim; für Jedes ein Brandopfer bringt sie hier der himmlischen Königin. Ein Weiblein kommt zur Thür hereingeschnauft, schleppt sein Scheiterbündel, das es unten im Walde aufgenommen, schnurgerade dem Altare zu; was gehen sie die Menschen an, die sich ihren Herd heizen wollen; der Mutter Gottes allein will sie ihr Brennholz schenken. — Eine Mutter mit dem Kinde kniet dort in der Nische; wie haucht sie ein seltsam Gebet! — „Ich hab' mein Kleines da gebracht, Maria rein, o laß' es spielen mit Deinem Jesulein, spielen mit dem Kreuz und den Nägeln d'rein, weil's auf der Welt schon muß gelitten sein . . .“ — Etwelche versammeln sich auch in der Sacristei und kaufen bei dem Caplan die rothen Luscharikerzen — für ihr selig Sterbelichtlein dereinstmalen.

Aus der Kirche getreten, umgiebt uns wieder die freie, lichte Alpenwelt; doch ist je zuweilen ein gutes Wirthshaus noch angenehmer als das schönste Luginsland. Das Hospiz auf Luschari ist wohlbestellt; zwischen festen Mauerwänden, an deren Ecken die Winde brausen, giebt's warme, bequeme Stuben und für Hunger und Durst ist väterlich gesorgt, und wer ein Uebriges noch will, sei's für den Gaumen, sei's für die müden Glieder, sei's gar für's Herz etwas — 's ist gesorgt dafür an der heiligen Stätte, wo einst die Schäflein sind gekniet vor dem Wachholderbusch.

Ueber das Seelenheil der Wallfahrer wachen an gewöhnlichen Tagen, wenn die Menge nicht fremde Geistliche bedingt, zwei junge Priester. Die Messe ist bald gelesen, das Brevier unschwer gebetet; da könnten sie nun sofort die Kugelbahn aufsuchen (abseits hinter dem Hügel ist sie aufgeschlagen), wenn die Beichtstühle nicht wären. Aber, wenn der Andrang groß ist, so müssen die Jünglinge schon um zwei Uhr Früh aus den Kotzen — ich achte, sie hätten recht warm darunter gehabt — und müssen in den öden Beichtstuhl sitzen. Alle Sünden von Kärnten, Krain und dem Küstenlande müssen sie verschlucken, und wenn's endlich zum Frühstück kommt, so ist aller Appetit vergangen. — Dann wieder giebt es Zeiten, wo die Seelenhirten tagelang auf dem Felsen sitzen und ihre großen Pfeifen rauchen, aber kein einzig Schäflein kommt des Weges gegangen; was Wunder, wenn die armen Einsiedler endlich an sonnigen Stunden alle Vier von sich strecken und von dem Reiche Gottes träumen, das sich dort im lebendigen Falkenneste der Felsspalte so lieblich spiegelt ....

Nun, da wir uns von der Höhe des heiligen Berges aus die äußere und die innere Welt genugsam betrachtet haben, setzen wir uns gleich unterhalb der Kirche auf ein

Schlittchen, das ein Mann bereit hält, um uns über Stock und Stein schnurgerade den Berg herabzufahren. Nach zwanzig Minuten einer sausenden Rutschpartie sind wir im Thale und wenden nun noch einen Blick empor zum Tempel auf einsamer Bergeshöhe, der wie ein schneeweißer Markstein in die Bläue des Himmels hineinragt.

Zur herbstlichen Zeit, wenn die Kirche das Rosenkranzfest feiert, ziehen sie Alle herab, die Priester und die Krämer; kein Mensch bleibt oben. Die Winterstürme branden an den Felsen, dem Hospiz und den Kirchenmauern; Schneestaub wirbelt den Thurm hinan und tanzt um die lautlosen Glocken.

Von den in aller Welt zerstreuten Wallfahrern des vergangenen Jahres geht wohl mancher bei dem trüben Schein einer Luschariferze zum ewigen Frieden ein. Andere aber sammeln neue Sünden, um sie im nächsten Sommer wieder auf den heiligen Berg zu tragen.



Ueber das Fremdenbuch in den Alpen.

Eine der wunderlichsten Erscheinungen des Schriftthums ist das Fremdenbuch. Nicht jenes Fremdenbuch, welches in Hotels kleinerer Städte die Polizei auflegt, um von den Fremden bisweilen hintergangen und gefoppt zu werden, sondern jenes Fremdenbuch, welches in Gasthäusern und Schutzhütten, bei viel besuchten Seen und auf hohen Bergen, an Wasserfällen und sonstigen Touristenzielen bereit liegt, um die werthen Namen, das Gemüth, den Geist und Witz und die liebe Eitelkeit der Gäste in sich aufzunehmen. Der Sohn der Civilisation hat den Drang, überall, wo er wirkt und wandert, eine Spur von sich zu hinterlassen; er ist stets bemüht, seinen Mit- und Nachmenschen zu zeigen, daß er da ist oder da war; und wie er für sich selbst den Mittelpunkt der Welt bildet, wie er unter allen Wesen der Erde sich selbst das interessanteste ist, so hofft er, daß seine Spur, und wäre es auch nur der Namenszug mit „manu propria" auch bei Anderen einigen Werth haben werde. Der Eine schreibt sich auf die Felswand und geht dann still beglückt heim in seine Stadt; dort lebt er, einer der Unbedeutendsten, aber er denkt an das Monument, welches er sich im Gebirge gesetzt hat und welches seinen Namen in die nächsten Jahrhunderte tragen wird. Ein Anderer gräbt die

Anfangsbuchstaben seines Namens in den Stamm der Buche ein und schneidet ein Herz dazu — das ist ein Liebesbrief und ein Gedicht zugleich; aber allmählich rinnt Pech (Harz) heraus, denn „Pech" hat er mit seiner Liebe immer, er mag sich in das Herz des Mädchens graben oder in den Baumstamm. Wieder ein Anderer zeichnet seinen Namen gern auf Kapellenmauern, Crucifixe, Votivtafeln. Wer hat nicht schon auf der Brust eines schön geschnitzten Christus oder am Mantelsaum der heiligen Maria Magdalena den Namen Johann Harstapfel gelesen? Er mag auch anders heißen, es ist gleich. Das ist rührende Frömmigkeit; aber noch rührender an Bescheidenheit sind Namen auf Sitzbänken, an Wänden von Heustadeln oder in stillen Zellen, die man ohne Noth nicht aufsucht. Kurz, das menschliche Bedürfniß, sich auszuschreiben, ist nicht allein in den Buchläden, sondern auch auf allen Wegen und Stegen der Berge zu finden.

Wenn ich nun die Frage aufwerfe: Was haben die Fremdenbücher im Gebirge für einen Zweck? Sollen sie dem Gastwirth Namen und Stand seiner Gäste offenbaren, damit er wisse, welche Sorte von Höflichkeit und Rechnung er anzuwenden habe? Sollen sie den späteren Touristen zeigen, wer vor ihnen schon da war, und mit klingendem Namen für die Naturschönheit Reclame machen? Sollen sie den vom Unwetter im Berghause überfallenen Wanderer durch ihre Lectüre Ergötzung und Zeitvertreib verschaffen? Oder sollen sie solchen eingeregneten Touristen durch die leeren Blätter Gelegenheit geben, sich mit sich selbst zu unterhalten, ihrer Touristenlaune auf dem Papier freien Lauf zu lassen? — Alles zusammen. Aber das Erstere wird für den Wirth, das Letztere für den Touristen das Wünschenswertheste sein. Das Fremdenbuch ist ein leibliches Kind unserer schreibseligen Zeit, und zwar —

ein Mädchen für Alle und für Alles. Wie wohl muß es ihm thun, dem Sonntagsbummler, der die Woche hindurch kein willig Ohr findet für seine rhetorischen Ergüsse, vor dem jedes Blatt Papier zittert, daß er es nicht etwa mit seiner Weisheit und Gefühlsseligkeit und mit seinem Witz belege — wie wohl muß ihm sein, wenn hier auf den Bergen, wo es keine Sünde giebt, das Fremdenbuch resignirt seine Arme aufthut: Hierher schreibe was du willst, ich bin auf Alles gefaßt! Und wenn er dann sein Müthchen kühlen kann.

Ich meine baß, das Fremdenbuch habe außer den oben angeführten Zielen auch noch eine andere Bedeutung. Wenn einst Einer kommen wird, um die Geschichte der Touristik zu schreiben (es wird geschehen, es muß über Alles „Geschichte" geschrieben werden), aus welchen Quellen soll er schöpfen? Natürlich aus den Fremdenbüchern. Das mögen mitunter unlautere Quellen sein, aber entschieden die verläßlichsten, die charakteristischsten — sie werden zeigen, weswegen der heutige Tourist auf die Berge ging, die „Naturschönheiten" suchte und was er dabei dachte oder empfand.

Ich habe auf meinen Ferienreisen, bisweilen im Gebirge „eingeregnet," manches Fremdenbuch durchblättert.

Die Durchschnittsnotizen der Fremdenbücher sind folgende:

„Abends * Uhr hier angekommen, bei den liebenswürdigen * Wirthsleuten gut zu Abend gegessen, hierauf ein prächtiges Bett bekommen und den Sonnenaufgang verschlafen."

„Am * Juli 187* vom *berg Gottes herrliche Natur gesehen. Gegen Süden war die Aussicht etwas getrübt."

„Der empfehlenswerthe Führer * hat uns in 4½ Stunden auf die Spitze des Berges geführt; dort bei Sonnenaufgang das Frühstück eingenommen. Dann eine liebenswürdige Gesellschaft aus Wien getroffen."

„Erlaube mir zu berichtigen, daß die *spitze nicht, wie es in der Generalstabskarte angegeben ist, 8693 Fuß, sondern 8689 Fuß hoch ist. Derlei Unrichtigkeiten sollten in Zukunft vermieden werden."

„Am * August * bei herrlichstem Wetter über den See gefahren, hierauf delicate Forellen gespeist. Sehr empfehlenswerth ist der Vöslauer Rothwein."

„Am * Juli im * Wirthshaus eingeregnet, von der fidelen Frau Wirthin fein bedient, mit dem Wirthe Karten gespielt, die Zeit prächtig vergangen. Der Abschied von der feschen Resi wird mir schwer, auf der Alm giebt's ka Sünd!"

Ich glaube, daß solche Beispiele genug sind, um einen Einblick in unsere Touristenseelen zu gewinnen. Das sind die Durchschnittsurkunden der Durchschnittsmenschen, die eben auch auf den Bergen, diese mögen noch so hoch und an den Seen, diese mögen noch so tief sein, Durchschnittsmenschen bleiben. Wie anders wirkt die Natur auf edle Geister! Diese erhöhen sich mit den Bergen, vertiefen sich mit den Abgründen. Und so gewinnt das Fremdenbuch manchmal ein paar goldene Zeilen reinster Poesie. Freilich macht sich nicht selten eine arge Nachbarschaft dran und beginnt ein „Sauglockenläuten," wie der Volksausdruck sagt. Der Wirth sieht rathlos die Bescheerung; er weiß, daß morgen Damengesellschaft kommen wird, aber er darf die Zeilen nicht vertilgen, aus dem Fremdenbuch wird kein Blatt gerissen und es ist verboten, eine Zeile zu streichen.

Ein nächster Naturfreund fühlt sich durch das begonnene „Läuten" angeregt und er läutet weiter und läutet mit noch mehr Glocken und illustrirt den Gesang gar mit Federzeichnungen. — Das sind die gelesensten Blätter, man spürt die Leser durch die schmutzigen, abgegriffenen Stellen.

Solchem alpinen Tingl-Tangl folgt dann das trost- und endlose Klingl-Klangl der Versifexen, eine Naturbesingerei, nicht warm und nicht kalt, ein Gereimel und Gebeimel, als wären die Nebel den Papierkörben aller Redactionsstuben entstiegen und hätten sich auf hoher Alpe entleert. — Und wie breit sich daneben die Namen der Verfasser machen, wie grauenhaft deutlich sie geschrieben sind! Und genau das Datum dabei, wann die Welt um den Gedanken reicher geworden, daß „die Natur Gottes Spur ist," oder daß „die Berge bestehen und die Menschen vergehen."

Derlei Blätter bleiben die unbegriffensten im Buche; ganz zu überschlagen sind sie aber nicht, weil zwischen den Nebeln doch bisweilen ein Bösewicht sein Raketlein losläßt, das man nicht übersehen darf.

Im Ganzen kommt es so weit, daß der seltene Tourist, der doch einen Gedanken zu vergeben hätte, denselben gar nicht mehr in's Fremdenbuch schreibt, außer er will dem Vormann einen ausgiebigen Rippenstoß versetzen, worüber die Nachmänner dann häufig eine Polemik fortspinnen, die an und für sich mitunter ganz ergötzlich sein kann, sachlich aber zumeist nicht in das Fremdenbuch paßt.

Wenn „Gottes freie Natur" des Touristen Kirche ist, so ist das Fremdenbuch sein Beichtstuhl. Vor diesem legt er seinen Menschen dar, erleichtert sein volles Herz, bekennt seine Schwächen. Leider werden hier die Sünden nicht verziehen, sondern bleiben aufgeschrieben und ungetilgt. Und der Geschichtschreiber der Touristik hält darüber das Weltgericht.

Mitunter weisen Fremdenbücher allerdings auch wirklich Gediegenes, das aber sofort wieder durch Trivialitäten oder auch witzigen Spott unterbrochen wird.

Hier einige Proben aus einem Ausseer Fremdenbuche:

Dessen erster Inscribent vom 13. Mai 1830 ist der Erzherzog Maximilian. Er reiste, wie er pflichtschuldigst angiebt, von Linz über Ischl, Aussee, Radstadt, Salzburg nach Linz. Dem folgen große und kleine Herrschaften, wovon die Mehrzahl gemäß der behördlichen Verordnung blos Namen, Stand und die Reiseroute eintrug. Viele loben die Gegend und die gute Bewirthung, indem sie im Fremdenbuche jedem Reisenden rathen, doch ja in diesem Gasthause einzukehren. Daß man schon drinnen sein muß, um den guten Rath im Buche lesen zu können, ist eben — Sache der Reisenden.

Freiherr E. v. Feuchtersleben:

„Steiermark!

Beglücktes Land! — Entzückt schau ich dich wieder,
Ob auch der Mann nicht, wie der Jüngling weich:
Ich lieb', wie einst, dein Volk, so treu und bieder,
Und deine See'n und Berge, schön und reich."

Eine Dame schrieb:

„Natur führt unsern Geist zur Tugend,
Und Tugend führt ihn zur Natur."

Unter den Namen dreier Herren, welche sich am 18. September 1840 in welscher Sprache eingetragen hatten, steht folgendes Denkmal: „Fuhren auf dem Grundelsee zwei Stunden lang, ohne die Schiffleute zu bezahlen, indem sie schändlich davonliefen."

Otto Prechtler bereicherte am 2. August 1843 das Ausseer Fremdenbuch mit dem Sonette:

„Aussee.

Im Schoß der Alpen saß sie an der Quelle,
Die keusche Nymphe in dem Nachbarthale (Ischl),
Sie reichte fromm dem Wanderer die Schale,
Gefüllt mit ihrer Berge Nektarwelle.

Der Geist der Mode überschritt die Schwelle,
Die Nymphe wohnt nun in dem Badesaale,
Sie kokettirt beim Diplomaten-Mahle,
Und schläft nicht mehr in stiller Alpenzelle.

Du aber, einst Gespielin ihr und Schwester,
Du Nymphe dieses Thals, verhülltest züchtig
Die Reize, die dich schmücken — wurdest flüchtig.

An deine Berge klammerst du dich fester,
Und in's Verließ des dunkeln See's getrieben,
Bist du dir treu — bist Jungfrau noch geblieben."

Ernst Th. Feuchtersleben — wahrscheinlich der Reisegenosse Prechtler's — legte an demselben Tage die folgenden Verse in das Buch:

„Du schönes Thal im schönen Land,
Ich nahte dir an Freundeshand,
Den theuren Bruder fand ich wieder.

. . . .

Und ihr, Bewohner, güterreich
So, wie ihr uns nicht fremd geblieben —
So bitt' ich, sei'n auch wir bei Euch
Nicht blos in's Fremdenbuch geschrieben."

Ein Herr Kartsch aus Wien singt nicht übel:

„Hab d Steiermark gsegn und recht guat hats ma gfalln,
Ja, war i a Mahla, Alls that i ma mahln,
Und kunnt i schön singa, a Liad sang i gwiß,
Wia kans no für Steiermark gsunga worn is.
Doh, i kann nit singa und kann a nit mahln,
Drum sag i s blos herzli:
Recht guat hats ma gfalln!"

An einem nebeldüsteren Sommerabende des Jahres 1845 schrieb eine Dame in's Fremdenbuch:

„O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!
Heut' kommt er nicht, er ist besoffen."

Ein begeisterter Tourist erzählt in einem längeren Gedichte, wie er viele Länder der Erde gesehen, aber ein besseres und ein schöneres Land nicht gefunden habe als die Steiermark. Und motivirt das am Schlusse:

„An's Vaterland knüpft uns ein heiliges Band,
's bleibt ewig das schönste, das herrlichste Land."

Worauf ein Anderer unterschrieb:

„Wohr ist's eh'!"

Ludwig August Frankl schrieb am 8. August 1849 in das Fremdenbuch das Gedicht:

„Am Grundelsee.

In grauen Felsen, schwarz umgrünt von Föhren
Ist wallend hin der blaue See ergossen,
Von Schweigen und Geheimniß rings umflossen,
Gewitter können nur die Ruh' ihm stören.

Was aus der Welt die Vögel ihm erzählen,
Die flüchtig wandernd oft herüberschwärmen,
Um sich zu baden, dann am Fels zu wärmen,
Den Eremiten scheint es nicht zu quälen.

Ich ruh' an seiner ries'gen Felsenklause,
Es flüchtet sich zu ihm der Seele Wesen —
So wie wir oft in den Legenden lesen,
Ein müdes Reh vor wildem Jagdgebrause.

O meine Seele, wie bist du beklommen,
Doch wer, wenn er nicht starb in grünen Jahren,
Hat nicht des Lebens wilde Jagd erfahren!?
Die Sieger selbst, sie müssen auch verkommen.

Doch horch, Gesang — aufschallend, bald verschwebend,
Vom Winde hergeweht von frohen Horden —
Ist denn der Felsen Seele laut geworden?
Auf düst're Frag' mir heit're Antwort gebend?

Von Melodie gewiegt und Ruderschlägen
Kommt leicht ein Kahn gezogen durch die Fluthen,
Zwei Mädchen d'rin, des Abends rothe Gluthen
Verklärend sich um ihre Wangen legen.

Es folgen Blick und Ohr der leichten Fähre,
In ihrer Lieder gold'nes Netz gefangen,
Bis Duft und See den Zauberkahn verschlangen.
Nur daß er war — zeigt meines Auges Zähre."

1853 wurde in Aussee verordnet, daß fürder jede Seite des Fremdenbuchs mit schwarzen Strichen in Rubriken eingetheilt werde, damit die Leute nicht so allerlei Zeug schreiben, sondern ordnungsgemäß Name, Stand u. s. w. angeben könnten.

Somit war die Poesie verbannt und die Blätter wurden von dieser Zeit an meist nur gefüllt von den polizeilichen Angaben ehrsamer Brauer-, Sattler-, Schuster-, Schneider- und anderer Gesellen. In die Rubrik „Mit oder ohne Begleitung" schrieb ein Nagelschmied: „Gestern in Steinach auf dem Bettlerheu geschlafen; seither reise ich mit Begleitung."

Am 19. September 1868 kam L. A. Frankl wieder und schrieb den Spruch:

„Was dich treu bewahre
Vor der Menschen Neid?
Altersgraue Haare,
Und ein Bettelkleid.“

Damit haben die Einzeichnungen in dieses Fremdenbuch ihr Ende. —

Die Poesien in solchen Büchern sind selbstverständlich nicht immer original und auch nicht immer kurzweilig, so daß wir jenen Dichter begreifen, welcher in's Fremdenbuch auf dem Lindkogel (Baden) schrieb:

„Es kehrt kein Ritter wieder,
Von denen, die vertrieben,
Aus Furcht, er müßte lesen,
Was Alles hier geschrieben.“

Hingegen verräth mancher Vers tiefe Empfindung. So z. B. im Buche auf dem Schneeberg:

„Du bist, o Alpenrose,
Der Blume Kron' und Preis,
Die einzig dornenlose
Wohl in der Schwestern Kreis.
Du wohnst als Königine,
So recht auf höchstem Thron,
Und blüh'st in reiner Minne
Dem freien Alpensohn.“

Und ein Anderer in's Fremdenbuch am Grundelsee:

„Hier sitz' ich am See,
Und vergess' auf alles Weh,
Ergötz' mich am herrlichsten
Punkte der Welt.
Doch kostet er Geld!“

Dann wieder Einer:

„O Gott, wie schön hast Du die Welt gemacht,
Wenn sie Dein Licht umfließt;
An Engeln fehlt's, und nicht an Pracht,
Daß sie kein Himmel ist."

Dieser Einseitigkeit in der Weltanschauung tritt ein Erfahrener entgegen:

„Das holde Angesicht
Der Mirz hat mir gefallen!
An Engeln fehlt es nicht,
Doch mancher ist gefallen."

Etwas trübseligerer Natur sind die Wahrheiten im Grundelsee-Buche:

„Geboren, um zu sterben,
Gelebt, um zu erwerben,
Geliebt, um zu leiden,
Geseh'n, um zu scheiden."

Oder:

„Man sieht sich — man lernt sich kennen —
Man liebt sich — man muß sich trennen."

Nicht weniger sentimental besingt im Fremdenbuche zu Weichselboden Josefine Gallmeyer die Vergänglichkeit alles Irdischen:

„Nichts dauert ewig.
Auch der schönste Jud' wird schäbig."

Im Buche am Leopoldsteiner See finden sich folgende tiefsinnige Verse:

„Ich bin scho gonz vazogt. Mein Herz
Däs trogt a großes Weh';
Deraiwegn bin i her auf Eisenerz,
Und aussa do zum See.

Ih möcht holt gern a Dirndl hobn,
Kreuzsauba bis zan Kopf;
Hon gsuacht auf der Olm, hon gsuacht in Grobn
A jeds hot ghobt an Kropf.

Grod do ban See, do find i oans,
Hot die Kröpfler auf da Brust.
Auf n Hols dagegn, do siacht ma koans,
Is däs a Freud und Lust!

Und schauts, auf d Letzt is s' füra gruckt,
Zwe, daß s' koan Kropf nit hot:
Ban holsn hobn s' ihrn einidruckt,
Nacht obends spot."

Das Fremdenbuch auf der Gleinalpe erzählt vom Heinrich Martens:

„— der zittert nicht
Am schaurigsten Gesenke;
Und wenn er wackelt, g'schieht es nur
Am Heimweg von der Schenke."

Hymnen auf die Naturschönheiten sind nichts Seltenes; manche Touristenseelen thun ihre Gefühle ziemlich einfach ab. So schrieb auf einem herrlichen Aussichtspunkte (Bürgeralpe bei Mariazell) inmitten der großartigen Alpennatur, Einer das inspectionsmäßige Wort: „Recht zufrieden!" Wornach ein Anderer beisetzte: „Na, das freut mich!"

In demselben Fremdenbuche stehen auch folgende Zeilen:

„Die Bäume haben Gipfel,
Die Berge haben Höh'n,
Und Alle bleiben einsam,
Die hohen Sinnes steh'n."

Alsogleich ist der Parodist bei der Hand:

„Die Bäume haben Wurzeln,
Die Berge haben Grund;
Und wer nicht auf den Berg steigt,
Ich glaub': der bleibt herunt'."

Ein paar Seiten weiter hin schrieb eine adelige Dame die kräftigen Zeilen:

„Ich will! Das Wort ist mächtig;
Spricht's Einer ernst und still,
So reißt's die Stern' vom Himmel,
Das eine Wort: ich will!"

Ein Anderer setzte bei:

„Du mußt! Das Wort ist mächtiger;
Spricht's Einer pflichtbewußt,
So reißt's die Berg' zum Himmel,
Das eine Wort: Du mußt!"

Die verschiedenen Ansichten verschiedener Menschen über Wollen und Müssen werden hierauf weiter geführt, bis die so poetischen Verse tief in den Schmutz gezogen sind.

Hieronymus Lorm erzählt von einem Wiener Millionär, welcher nach einem köstlichen Diner in einer reich und weich austapezirten Tragbahre von zwei seiner gallonirten Diener sich auf den Lindkogel bei Baden tragen ließ, und dort in's

Fremdenbuch schrieb: „Wie wenig braucht der Mensch, um glücklich zu sein!"

Im Fremdenbuche beim Baumgartner auf dem Schneeberge löst Einer mit kurzem Worte das Geheimniß manches kritzelnden „Touristen." Dieses Wort heißt: „Ich bin auch dagewesen."

Einem rührenden Ausdrucke des Gefühles begegnen wir in dem Fremdenbuche auf Stuhleck. Dort schreibt Herr Samuel Veigelstock aus Wien: „Ach, stünden meine Actien so hoch, als ich!"



Mein Freund im Ungarlande.

Vor Jahren habe ich in Handwerksburschentracht eine Fußreise durch Ober-Ungarn gemacht. In Handwerksburschentracht reist man gut, billig und — sicher. Selbst durch den berüchtigten Bakonyer-Wald wüßte ich keinen besseren Beschützer, als das graue Röcklein mit den geflickten Ellbogen; ist verläßlicher zur Begleitung, als zwei Gendarmen. Mancher Gesell war mir begegnet, dem ich als Cavalier, als Tourist etwa, von Weitem ausgewichen wäre, den ich aber als „armer Reisender" kecklich um einen Pfennig anging. Besser ich ihn, als er mich. Meine ursprüngliche Absicht war gewesen, nach Pest zu wandern, um meinen Verleger Heckenast zu besuchen, mit dem ich schon seit längerer Zeit in freundschaftlichem Briefwechsel stand. Ich änderte aber vorläufig den Plan und nahm meinen Weg in nördlicher Richtung.

Die Bergkette, die sich zwischen Stuhlweißenburg und Gran hinzieht, hatte ich überstiegen. Ich sah in das schöne breite Thal der Donau hinaus und ich sah auf die weiten Buchen- und Eichenwälder und Weingärten und Ortschaften, zu denen ich allmählich niederkam.

Am Abende zog ich die breite, staubige Straße eines großen Dorfes entlang. Hunde hetzten mich, Gänse und

Enten gackerten mich an, und die Schweine, die im Staube wühlten, wollten mir den Weg nicht räumen.

Am Rande des Dorfes, in einem Wäldchen von mächtigen Eichen, Kastanien und Obstbäumen, stand ein Haus, das sich ganz außerordentlich von den kauernden Strohhütten der Bauern unterschied. Es war ein stattliches Landhaus nach deutscher Art, wohlumfriedet von einer dichten, lebendigen Mauer, zwischen welcher hindurch die hellen Blumen des Gartens und die lichten Kleider einer Dame schimmerten. Am Eingange in diese Umfriedung stand ein hochgewachsener Mann in grauer deutscher Kleidung und mit einem weißen, breiten Strohhute. Er trug einen beschnittenen Vollbart, der schon ein wenig graute. Er rauchte eine Cigarre und sah mir zu, wie ich mit meinem Stocke den Gänsen und Schweinen parirte. So schritt ich zu ihm hin, grüßte und fragte, wie der Ort heiße.

„Der Ort heißt Maróth,“ antwortete der Mann. Dabei wühlte er in der Tasche seines Beinkleides und dann hielt er mit dem Daumen und dem Zeigefinger ein Ding her: „Bitte, für eine Nachtherberge.“

Da schämte ich mich, dankte, ohne nach dem Geldstücke zu langen, und sagte geradezu, so ein Batzenfechter sei ich eigentlich nicht; wenn er mir aber im Orte ein Wirthshaus weisen wollte, in welchem man gut aufgehoben wäre und etwa noch einen Menschen träfe, mit dem man auch ein deutsches Wort reden könne, so wäre ich ihm dankbar.

„Sicherlich ein fahrender Schüler,“ lächelte der Mann, mir die Hand zum Gruße bietend, „ein Studiosus? — Wollen Sie, dem die Welt gehört, für diese Nacht vorlieb nehmen mit dem kleinen Raum, auf dem mein Haus steht, so seien Sie recht willkommen!“

Er führte mich in den Garten, in welchem auf weißbesandetem Wege eine jugendliche Frau uns entgegen wandelte.

„Wen bringst Du mir da, Gustav?" sagte sie, auf uns zukommend, in sehr herzgewinnendem Tone.

„Einen wahrscheinlich recht lieben Gast, dem ich hier meine Hausfrau vorstelle," antwortete der Mann.

Ich verbeugte mich und klagte zu meiner Entschuldigung ihren Gemahl an, der mich mit so freundlichen Worten von der Straße in diese trautsame Blumenflur hereingezogen habe.

Dann gingen wir gegen eine Weinlaube, in welcher ich eingeladen wurde, an einem Steintische Platz zu nehmen.

Auch mein Gastherr that es, indem er mir eine Cigarre anbot. Ich lehnte dankend ab und mit Recht, denn es kam ein schwarzbärtiger Diener in schwarzem Anzuge mit einer segenbringenden Tasse. Auf der Tasse befand sich Obst, Gebäck und eine Flasche Wein. Die liebenswürdige Bitte der Hausfrau, sofort zuzugreifen, konnte unmöglich unberücksichtigt bleiben.

Ein bald hierauf in der Laube anlangender Kalbsbraten mit Salat entschuldigte, daß die Herrschaft schon vor meiner Ankunft ihr Nachtmahl eingenommen habe. Gern ließ ich die Entschuldigung gelten.

In seinem Gespräche und Benehmen war mein Gastherr ein guter, schlichter Deutscher; seine Lebensweise indes schien kosmopolitisch insofern, als er das Beste und Schönste aller Nationen in diesem prachtvoll ausgestatteten Hause versammelt hatte und mit dem Maße des Weisen zu genießen schien. Ich hatte Anfangs nicht den Muth, zu fragen, in wessen Heim zu wandeln ich die Ehre hätte, und nun schien mir die Frage, weil verspätet, nicht mehr recht schicksam.

Unser Gespräch drehte sich Anfangs um die Dinge, an denen wir vorüber kamen, bald dehnte es sich weiter aus, und der Mann unterwies mich in den Verhältnissen der Ortschaft, der Gegend und des Landes. Endlich kamen wir auf das Reisen und ich trachtete das Gespräch auf meine Domäne, die Gebirgstouren in den Alpen, herüber zu zerren, und wessen ich schon lange bedürftig war, meine Steiermark wieder einmal gediegen rühmen zu können. Mein Gastherr wollte von dem schönen Graz hören, und sagte mir eben, daß er dort einen recht lieben Freund besäße, den er jedoch nur aus dessen —

Da wurde er unterbrochen. Eine Art von Glockensignal schrillte. Mein Gastherr faßte mich an der Hand, entschuldigte sich, daß er zu seinem Secretär müsse und sich noch einigen Geschäftssachen zu widmen habe, bevor die Abendpost abgehe; ermunterte mich, im Parke noch eine Weile die Annehmlichkeit des Abends zu genießen; wünschte mir höflich eine gesunde Ruhe in dem Zimmer, das für mich bereitet sei, und drückte die Hoffnung aus, mich morgen beim Frühstück recht gestärkt und heiter wieder zu sehen.

Darauf schlenderte ich noch ein halbes Stündchen so umher, erquickte mich an den herrlichen Gestalten der Mythologie und blieb vor dem guten Cupido stehen, der seinen Pfeil gegen mich zielte. Dann stieg ich einen Hügel hinan, auf welchem eine Warte über das Gebüsch ragte, und ich blickte hinaus in die Landschaft und auf den Donaustrom, auf welchem eben ein stattlicher Dampfer hinabfurchte gegen Pest.

Der Diener mit dem schwarzen Anzuge, dem schwarzen Schnurr- und Vollbarte und einem negerbraunen, narbigen Gesichte, eine finstere, gedrungene Gestalt, die eher einem

Kerkerwart, als einem Domestiken glich, kam, als es dunkel geworden war, an mir vorüber.

„Nun würde ich denn bitten, mir gefälligst die Schlafkammer anweisen zu wollen," sagte ich. Der Mann nickte kaum merklich, gab des Weiteren aber keine Antwort.

Ich schritt höflich leise durch den Corridor. Da hörte ich plötzlich durch eine halb angelehnte Thür die Worte sprechen:

„Was geschieht mit dem Rosegger?"

„Rosegger wird gebunden und kommt einstweilen in das Magazin," antwortete eine zweite Stimme — die Stimme meines Gastherrn.

Ich stutzte. Das war ja doch unmöglich, daß man hier meinen Namen genannt und ihn mit so gewaltsamen Begriffen in Verbindung gebracht hätte! Aber ich hatte den Namen zweimal deutlich gehört. Einen Augenblick war ich unentschlossen, ob ich den weiteren Verlauf des mich bedrohenden Gespräches behorchen oder ob ich mich davonmachen sollte; doch da stand schon wieder der schwarze Diener mit einem Nachtleuchter vor mir und winkte kurz und entschieden, ihm zu folgen.

Ich war nicht sowohl erschrocken, als vielmehr erstaunt und folgte dem Manne gelassenen Schrittes. Wir schritten durch mehrere finstere Gänge und durch zwei Thore, wovon das letztere den Eingang in mein Zimmer bildete. Dasselbe war einfach, aber sehr behaglich eingerichtet. Der Schwarze zündete eine zweite Kerze an, stellte zu derselben die erste hin, murmelte ein kurzes Wort, das ich nicht verstand, und verließ das Zimmer.

Was meinen früher gehörten Namen anlangte, so tröstete ich mich ein wenig damit, daß ich wahrscheinlich nur in der Einbildung so verstanden hätte.

Ich entkleidete mich zögernd; dabei fiel mein umherzuckendes Auge auf ein paar sehr zierliche Nachtschuhe und auf einen eleganten Schlafrock, der auf der Lehne eines Sessels hing. Ich konnte das Gelüste nicht verwinden; ich schlüpfte in die Kleidungsstücke, brannte mir eine der Cigarren an, die in einem Kästchen des Tisches ragten, und so in der neuen Behaglichkeit hub ich dann an, das Zimmer zu durchschnüffeln.

Auch ein Bücherkasten war da. Unter den feingebundenen Büchern fand sich der Homer in ungarischer Sprache, ferner Shakespeare, Grillparzer und Mosenthal, Letzterer eben neu aus der Anstalt Gustav Heckenast's in Pest. In der Lade des Tisches lag viel weißes Papier; aber kein einziges Blatt und kein einziger Gegenstand war im ganzen Zimmer, woraus ich hätte schließen können, wer der Mann wäre, unter dessen Dach ich wohnte.

So löschte ich endlich die Lichter aus und ging zu Bette; — freilich ein königliches Bett gegen jene verschwiegenen Lagerstätten, auf denen ich als reisender Handwerksjunge geschlummert.

Als was und wer aber lag ich hier? Wußte denn der Herr dieses Hauses, wen er beherbergte? Wäre es denn nicht seine Pflicht gewesen, danach zu fragen? — Ei doch, er wußte es ja vielleicht, er hatte mich genannt! Fesseln den arglosen Gast, und in's Gewahrsam bringen!

Was hat das zu bedeuten?

Vor etlichen Wochen ging eine Notiz durch die Zeitungen, Seelenverkäufer trieben ihr Unwesen und die Donau hinab auf Schwärzerschiffen triebe so manches hoffnungsvolle Mädchen, so mancher brave Jüngling, um die Sclavenmärkte Konstantinopels und Alexandriens zu zieren.

Mit solchen Gedanken schlief ich ein. Im Traume wurde ich gebunden und mit verstopftem Munde um Mitternacht gegen die Gestade der Donau geschleppt und dort in das Schiffsmagazin geworfen. Ich glitt den Strom hinab in's Schwarze und mittelländische Meer, wurde feil gehalten in Alexandrien und in Beyrut, in Cairo und in Damaskus, und Niemand wollte mich kaufen.

Ich war daher sehr froh, als ich erwachte und die Morgensonne so freundlich zwischen dem grünen Laub der Fensterranken in mein Gemach leuchtete.

Als die Sonne schon ziemlich hoch stand, wurde ich in's Haus zum Frühstück gerufen. In einem großen, luftigen Zimmer, in welchem feine Gardinen das auf die gothischen Möbel und großen Wandgemälde hereinströmende Sonnenlicht milderten, saß bereits am gedeckten Tische mein Gastherr und ihm zur Seite seine Gattin mit einem kleinen, liebherzigen Mädchen, das ein schneeweißes Kleidchen trug und mich mit seinen großen dunkeln Augen höchst befremdet anblickte. Daneben saß ein etwa neunjähriger Knabe, der ein offenes Buch vor sich hatte und darüber just sehr lebhaft lachte, als ich eintrat.

Der Herr erhob sich sofort und ging mir mit dargehaltener Hand entgegen. Ich blickte dem Mann fest in's Gesicht; seitdem er gestern jenen sonderbaren Befehl gegeben, der mich immer noch nicht wenig beunruhigte, hatte ich ihn nicht mehr gesehen. Aber in diesem offenen, freundlichen Gesichte vermißte ich nachgerade Alles, was zu seinen grausamen Worten auch nur im Entferntesten hätte passen können. Da der Knabe noch immer lachte, so entschuldigte ihn der Hausvater dadurch, daß er sagte, sein Sohn habe aus dem Buche eben eine possirliche Geschichte gelesen, die ihn in solche,

jetzt unpassende Heiterkeit versetzt hätte, daß aber der Urheber dieser Unschicklichkeit eigentlich mehr oder minder auf meine Rechnung käme, weil der Verfasser jener Geschichte ein Landsmann von mir sei.

Da wurde ich neugierig und that einen Blick in das offene Buch. „Der Halterbub und sein Kreuz und Leiden" war der Aufsatz überschrieben. — War mir sehr bekannt.

„Aber setzen Sie sich!" sagte die Hausfrau; „nicht wahr, Sie sind überrascht, hier im ungarischen Dorf Ihrem steirischen Volksdichter zu begegnen?"

„Ich bitte um Verzeihung," stotterte ich. „Es freut mich von Herzen, hier mein Buch zu finden."

„Wie? Was?" rief der Gastherr.

„Ich stelle mich als der Verfasser des Buches vor."

„Nicht möglich!" riefen Beide.

Ich blieb bei meiner Behauptung.

Scharfes, gegenseitiges Beobachten.

„Sie Böser, Sie Boshafter, uns so zu hintergehen!" schrie der Herr jählings und umarmte mich. „Na, recht, recht herzlich willkommen, Rosegger, in unserem Hause!"

Das überraschte mich schier noch mehr. Wie in aller Welt hätte ich einen solchen Empfang verdient bei weltfremden Leuten! Sollt's doch wahr sein, daß jeder Poet seinen Enthusiasten hätte?

„Just gestern noch," sagte der Mann, „habe ich Ihres Buches wegen nach Pest geschrieben. Es ist eben erschienen."

Jetzt begriff ich's aber noch immer nicht.

„Und da schau' man sich mal den Schelm an!" lachten sie, „ein wandernder Handwerksbursche! Ein vollendeter Schauspieler! Na, es freut uns, daß Sie endlich doch Wort gehalten haben. Seien Sie uns nochmals gegrüßt!"

Meine Verblüffung wurde wo möglich immer größer. Vollendeter Schauspieler — und — Wort gehalten haben. . . .

Jetzt war's gewißlich an der Zeit, höflich zu fragen, von wem so schmeichelhaft ausgezeichnet zu werden ich die Ehre hätte!

Verblüffung auf der anderen Seite „Von we—m?" rief der Herr gedehnt. „Sie sollten uns nicht . . . o, Sie Spaßvogel, Sie wollen sich nur das köstliche Reiseabenteuer noch possirlicher aufputzen — für Ihr nächstes Buch, ha, ha, ha!"

„Ich weiß nicht," versetzte ich kleinlaut, „habe wirklich nicht die Ehre! — Wie ich über die Berge eben zufällig in diesen Ort gekommen bin . . . .

Ein Augenblick Stille.

„Und ich hätte Ihnen nicht geschrieben, daß wir um diese Zeit hier auf unserem Landgute sind?" sagte der Gastherr. —

„Geschrieben," murmelte ich, „nicht das Vergnügen."

„Nun so!" sagte er, dann trat er einen Schritt nach rückwärts, legte seine Arme über die Brust, und sagte ruhigen Tones: „Wer denn, glauben Sie, mag jetzt vor dem Poeten stehen?"

Pause. Kopfschütteln meinerseits.

„Nun, wer?"

„Sein Verleger!" fuhr die Frau mit hellem Ruf dazwischen.

„Gustav Heckenast!" schrie ich auf.

Gruppe. Rührung. Gelächter. Frühstück.

Gern möchte ich an dieser Stelle meinem ersten Verleger und edelmüthigen Freunde ein kleines Denkmal setzen. Er verdient's nicht blos um mich, sondern auch um viele Andere.

Gustav Heckenast war einer der wackersten Pionniere des Schriftthums, einer der uneigennützigsten Protectoren der Poesie und Kunst, einer der besten Patrioten, einer der vollendetsten Menschen.

Wer mit ihm — und wäre es auch nur aus der Ferne — im Verkehre stand, dem wird der tiefe Gehalt dieses Mannes nicht entgangen sein. Und wer mit ihm umging, von seinem Standpunkte aus die Welt und das Leben sah, die Kunst und Natur mit ihm genoß, der weiß von seiner vornehmen Gesinnung, Bonhommie, Urbanität, von seinem Charakteradel zu erzählen. Und wer vollends das Glück hatte, in ihm einen Freund zu finden, der hat erfahren, was die Freundschaft eines echten Mannes bedeutet! Die meisten Poeten und Künstler Ungarns hatten an Gustav Heckenast einen Mäcen zu verehren, so Eötvös, Petöfi, Jokai, Munkacsy, Volkmann. Diesseits der Leitha waren es vor Allem Adalbert Stifter, Franz Grillparzer, Franz Stelzhamer, Emil Vacano, Betty Paoly, P. J. Geiger, J. M. Kaiser und ich, die sich seiner Freundschaft erfreuen konnten.

Heckenast war eine ganz merkwürdige Erscheinung, sein Name wird nicht vergessen werden, so lange es eine ungarische Literatur giebt. Denn um diese hat er sich ein unvergängliches Verdienst erworben, nicht nur durch sein eigenes, energisches, zielbewußtes Wirken, sondern auch durch sein befeuerndes Wesen, womit er Alles um sich her zu gleichem Wirken anspornte. Er war zu seiner Zeit einer der wenigen europäischen Geister in Ungarn; europäisch, sagt von ihm ein ungarisches Blatt, war seine Art zu handeln, europäisch waren seine Erfolge.

Der Sohn eines deutschen schlichten Landgeistlichen zu Kaschau, geboren 1811, hatte er es in kurzer Zeit zu einem renommirten Verleger in der ungarischen Hauptstadt gebracht.

Im Jahre 1838 traf ihn ein bedeutendes Unglück. Die Ueberschwemmung vernichtete all' seine vorräthigen Druckwerke; doch raffte er sich, von Freunden unterstützt, bald wieder auf und sein Geschäft vergrößerte sich von Jahr zu Jahr.

In seinem Verlage erschien eine ganze Reihe hervorragender ungarischer Schriften. Heckenast hat die ungarische Volksliteratur geschaffen.

Jahrzehnte lang besaß er den ungarischen und deutschen Schulbücher-, Kalender- und Zeitungsverlag und wurde sohin einer der einflußreichsten Männer des Königreiches. Da er die Rücksichten für das allgemeine Wohl denen seines Geschäftes vorzog, so war er hochgeachtet von den Großen des Landes, besonders von der freisinnigen Partei. Heckenast war ein Verehrer Kossuth's, ohne deshalb dessen Fehltritte zu beschönigen. Er protegirte mit Vorliebe die äußerste Linke und opferte auch hübsche Summen zur Erhaltung verschiedener Zeitungen, die er für diese Partei gegründet. Aber auch nach Deutschland drang der Ruf der Firma Heckenast als Verlag vieler namhafter deutscher Autoren, besonders der Werke von Adalbert Stifter.

Kaum besäßen wir den herrlichen Dichter der „Studien", wenn ihn uns nicht Gustav Heckenast gegeben hätte. Kaum hätte in den Vierziger-Jahren ein anderer Verleger den Muth gehabt, diesen durch und durch neuartigen Autor, dessen ganze Bedeutung nur ein abgeklärtes, gebildetes Volk erfassen konnte, in die Lesewelt einzuführen. Und selbst — es war ja gewiß kein Wunder — hier geschah es durch das selbstbewußte Heraustreten des Dichters, der den Werth seiner Schöpfung fühlte.

Eines Tages hatte Heckenast aus Wien ein Packetchen zugeschickt erhalten, dessen Inhalt eine Novelle war. Das

konnte für einen Verleger, der täglich Dutzende von Manuscripten eingesandt erhält, wohl nichts Neues sein. Die Erzählung benannte sich „Der Hochwald" und war verfaßt von einem Adalbert Stifter. Das Manuscript eines neuen, unbekannten Namens berührt einen Verleger und Redacteur selten angenehm, weil die Zeit, in der er sich mit solchem Producte befaßt, zumeist eine verlorene ist. Von Dilettantenarbeiten, so gut sie stets gemeint und so sorgfältig sie ausgeheckt sind, taugt in der Regel von Hunderten kaum eine für das Lesepublicum. Stifter war allerdings schon mit seinem „Contor" nicht ohne Erfolg aufgetreten, doch der Buchhändler legte das Stifter'sche Manuscript bei Seite, es auf bessere Muße sparend. Stifter aber hatte gerechnet, daß sein „Hochwald" in dem damals bei Heckenast erscheinenden Jahrbuch „Iris" abgedruckt werde. Auf eine Anfrage an Heckenast erfolgte nun der Bescheid, der „Hochwald" würde im nächsten Jahrgange nicht erscheinen. Das Manuscript war nämlich immer noch nicht gelesen. Nun kam von Stifter ein geharnischtes Schreiben voll Unmuth und Zorn, daß man den „Hochwald" nicht nach Verdienst würdige. Stifter schrieb, daß er überzeugt sei, daß diese Dichtung ein großes Aufsehen erregen müsse, daß man ihretwegen das Buch kaufen werde und daß in Zukunft der Name des Verfassers des „Hochwald" dem Jahrbuche mehr Abnehmer bringen würde. Die Dichtung sei nicht zu unterschätzen, außer Tieck könne sie Keiner schreiben. Möge ihm das als Eitelkeit ausgelegt werden, aber er kenne als Mann, der sich fühle, die Reihe unter sich, sowie jene über sich. —

Diese kräftige Sprache machte den Verleger denn doch neugierig auf das Manuscript und er las es. Und als er es gelesen hatte, graute ihm vor dem Gedanken, daß ein

solches Werk hätte unbeachtet bleiben und zurückgewiesen werden können! Er war entzückt von dieser Dichtung, so wie nach ihm das gebildete Publicum davon entzückt gewesen ist. Sogleich schrieb er an Stifter, daß der „Hochwald" im nächsten Bande der „Iris" zum Abdruck gelange, bat um Neues für weitere Jahrgänge, sandte Geld, welches dem Dichter stets sehr gelegen kam, und von dieser Zeit an entwickelte sich zwischen beiden Männern ein Verkehr, der weit über die Geschäftsfreundschaft hinausging.

Oft besuchte der Autor den Verleger in Pest, dann wieder der Verleger den Autor in Wien und später in Linz. Die Verehrung Heckenast's für Stifter ging so weit, daß er sich große Porträts von Stifter anfertigen ließ, daß er dessen im Böhmerwalde gelegenen Geburtsort Oberplan mit der Weihestimmung eines Wallfahrers besuchte, daß er dem unbemittelten Dichter alle Wünsche erfüllte, welche dieser nur äußern mochte. Stifter's „Briefe" liefern von diesem tieferquicklichen Verhältnisse zwischen den beiden Männern das schönste Zeugniß. Sie zeigen, wie Heckenast siebenundzwanzig Jahre lang, bis zum Tode Stifter's (1868), dem Dichter in allen Lebenslagen mit Rath und That treu zur Seite stand.

Wo es galt, tröstend, beruhigend auf das Gemüth zu wirken, da war Heckenast selbst Dichter und fand in seinem warmen Herzen die besten und geeignetsten Worte, die wieder zum Herzen drangen. Und wo es darauf ankam, den materiellen Bedarf seines Schriftstellers zu decken, da gab er und war unermüdlich im Geben — aber nicht wie der Geschäftsmann die erhaltene oder anzuhoffende Waare zahlt, sondern wie der Freund, der nach keinem Gegendienste frägt. Auch ich habe das erfahren. Die geschäftlichen Dinge wurden bei Heckenast in möglichster Kürze, ja mit einer Art von keuscher

Verhülltheit beglichen. Trotzdem kamen Irrthümlichkeiten zum Nachtheile des Autors niemals vor, im Gegentheile fiel geschäftlich bisweilen mehr aus, als der Schriftsteller auf Grund der Vereinbarung erwarten konnte. Allerdings wurde dieser Zug des generösen Verlegers nicht selten mißbraucht, weil es ja Autoren giebt, welche den Verleger unter allen Umständen für ein Individuum halten, dem man mit Mißtrauen zu begegnen habe, an dem man saugen müsse, wie und wo es nur angehe (und auch nicht angehe), „weil ja der Verleger es wäre, der sich auf Kosten der armen Schriftsteller bereichere.“ Manchem von Solchen, die da wähnen, sie seien geschäftlich benachtheilt, während ihre Werke in Jedermanns Händen liegen müßten, wäre es heilsam, wenn ihn sein Verleger einmal in das Verlagsmagazin führte, um zu sehen, wo der größte Theil der Auflage vergilbt und im Staube ruht. Mir fällt es nicht ein, den Verlegern im Allgemeinen das Wort zu reden, daran hindert mich die Thatsache, daß es in der Regel nur reiche Verlagsbuchhändler und arme Schriftsteller giebt. Auch Heckenast ist ein wohlhabender Mann geworden, aber daneben ist keiner seiner Autoren, durch die er gewonnen, zu kurz gekommen.

Heckenast's Verlagsfirma manipulirte niemals in jener aufdringlichen Krämerart, in welche der heutige Buchhandel zu verflachen droht; sie war eher zurückhaltend, als vordrängerisch, und hatte jene vornehme Art inne, welcher bewußt ist, daß man mit Schöpfungen des Geistes anders umgeht, als mit Zwirn und Baumwolle. Man nannte Gustav Heckenast den österreichisch-ungarischen Buchhändler-Cavalier.

Stifter's „Studien“ verdanke ich die Bekanntschaft mit Heckenast. Es war im Jahre 1869, als ich, ein gänzlich unbemittelter und unbekannter Mensch, mich brieflich an

G. Heckenast in Pest wendete, mit der Bitte, mir Stifter's Studien gegen die Herstellungskosten zu überlassen. Er überließ mir sie nicht gegen die Herstellungskosten, sondern ganz unentgeltlich, und zwar nicht die Studien allein, sondern die sämmtlichen Werke Stifter's. Als hierauf in Graz meine „Sittenbilder" erschienen, sandte ich sofort ein Exemplar zum Zeichen meiner Dankbarkeit an Heckenast. Die Folge davon war ein sehr schmeichelhafter Brief Heckenast's mit dem Bemerken, wenn ich wieder etwas Aehnliches fertig hätte, dasselbe seinem Verlage anzuvertrauen. Das kam mir gerade recht; ich hatte die „Geschichten aus Steiermark" fertig, aber der deutsch-französische Krieg hatte die Verleger, an welche ich mich wendete, so sehr nervös gemacht, daß sie mein Anerbieten ablehnten. Somit konnte ich mit Heckenast in Verbindung treten und aus unserem geschäftlichen Verkehr entspann sich die herzlichste Freundschaft. In einem Briefe vom 5. Mai 1870 schrieb mir Heckenast: „Von großem Interesse sind mir die Aufschlüsse (im Vorwort zu „Zither und Hackbret") über Ihr Leben und Ihr geistiges Ringen, die mir das größte Interesse und die aufrichtigste Hochachtung für Ihre Persönlichkeit einflößen. — Ihre Begeisterung für Stifter geht mir zu Herzen. Was Sie heute für diesen Dichter empfinden, hat auch mein Gemüth, seit ich das Labsal seiner Schriften kenne, erfüllt und gehoben." — Und in einem Briefe vom 3. Februar 1871: „Ja keinen Dank mehr für die Ihnen geschickten Bücher, denn sie erleichtern nur die große Last der Vorräthe, die über meiner Wohnung in den großen Magazinen bis zu einigen tausend Centnern aufgethürmt sind." Und in demselben Schreiben auf eine vorausgegangene Bemerkung von mir: „Mein lieber junger Freund! Nehmen Sie doch ja keinen Anstand, mich jetzt und in alle

Zukunft auch, ganz schlechtweg ihren lieben Freund zu nennen. Wir wollen bei der Verschiedenheit unseres Alters nichts abwägen, als die Intensität unserer freundschaftlichen Gefühle und darin möge Jeder trachten, es dem Andern zuvorzuthun. Ich schließe mich gern an jüngere Freunde, sie verjüngern mir das eigene Leben und es freut mich, wenn junge Männer sich mir in Aufrichtigkeit nähern und ich ihnen etwas sein und bieten kann." Brief vom 4. Jänner 1871: „Meinem Gemüthe thut es wahrlich wohl, gleichsam eine Nachfolge und einen Ersatz zu finden für das innige Verhältniß, welches mich mit Stifter bis zu seinem Tode verband, indem ein junger Geist, der in dieselben Bahnen lenkt, ein jugendlich frisches Gemüth, das in gleicher Tiefe dichterisch erglüht und ein Herz, das in gleicher Güte und Reinheit für die edelsten Güter der Menschen strebt, sich mir anschließt, und die Tage, die mir in diesem Leben noch übrig sind, durch solchen freundschaftlichen Anschluß erhellen will."

Mein dichterisches Schaffen war zu jener Zeit noch gar sehr unfertig, und Heckenast nahm keinen Anstand, mir hierin in discretester, aber deshalb nicht minder wirksamer Form als Freund seine Meinung zu sagen. So z. B. in einem Schreiben vom 19. November 1870: „Es ist wohl nicht möglich, daß alle Ihre Werke von gleichem Werthe seien, sowie die größten Dichter und Künstler oft ein weniger ansprechendes Werk geliefert haben, und so muß ich denn auch einige Ihrer Erzählungen für weniger gelungen halten, als andere, die sich wie Perlen erster Classe hervorheben. Ich habe nun zum zweitenmale Ihr „Holzknechthaus" gelesen, und ich kann Ihnen sagen, bei dieser wiederholten Durchlesung war die Wirkung eine noch tiefere und hinreißendere. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. Das ist so

rein und rund und licht, wie die schönste Perle. Den „Lex von Gutenhag" betrachte ich mehr als ein höchst gelungenes Genrebild, das auch seinen eigenthümlichen Reiz hat, aber den Leser nicht so sehr poetisch erhebt, als vielmehr durch Naturwahrheit ergötzt. Zu dieser Art mag auch der „Waldproceß" gerechnet werden. An dieser Erzählung hätte ich im Eingange eine Einwendung zu machen. Der Geisterspuk, von den zwei Advocaten veranstaltet, erscheint mir etwas trivial und verbraucht, da mir eine solche Scene bereits in einer Anekdote vorkam. (Die Erzählung habe ich später gänzlich umgearbeitet.) Alle übrigen Erzählungen stelle ich mitsammt den zwei ersten höher; sie haben mehr poetischen Geist und Gehalt. Wenn ich auch an diesen etwas tadeln dürfte, so finde ich z. B. in „Genofeva" und „Alpenglühen" an einigen Stellen Effecte, die mir gesucht erscheinen. Der Schluß im Alpenglühen dürfte weniger theatralisch in Scene gesetzt sein und dennoch eine tiefere Wirkung machen. „Das Reich Gottes" ist sehr, sehr schön, an vielen Stellen von überwältigender Wahrheit. Nur mit zwei Momenten kann ich mich nicht ganz zufrieden geben: Die Stelle, wo Martin den Entschluß faßt, die Leiche des Kindes aufzusuchen, erscheint mir nicht klar und motivirt genug. Es fehlt etwas, das ihn zu dieser seltsamen und ungeheuerlichen That treiben muß. Die Worte der Bettlerin und die plötzliche Erinnerung an ein Märchen erscheinen mir nicht genügende Motive. Die Bettlerin spricht einmal zu hoch gesetzte Worte, was in meinen Augen die Wirkung dieser Worte abschwächt. — Dann ist eine zweite Stelle in dieser Erzählung, die mir nicht zu Gemüthe will! Der herrliche, aufopfernde, ruhige und tiefe Mensch — der Doctor — kann unmöglich aus Eigensucht oder Eifersucht, in dem Gedanken an ein Ver-

brechen so weit gehen, daß er Vorbereitungen trifft, die schon wie ein Entschluß aussehen. Durch diese Nachtscene in diesem stummen Monolog einer verbrechenbrütenden Seele erscheint mir der Charakter des Doctors zerstört und entzwei geschnitten. Er, den wir von seiner Jugend auf lieben und hochachten, der immer das sittlich Rechte und Große thut, den wir in tiefster Erschütterung bewundern, da er den verwundeten Mann auf dem Rücken durch Schnee und Sturm schleppt, dieser Mann wird plötzlich vor unseren Augen ein Anderer. Ich bitte Sie, verehrter Freund, thun Sie doch noch etwas in der Correctur für diesen Mann und retten Sie mir meinen Liebling. — (Mir leuchtete diese Beurtheilung ein und ich habe die Fehler nach Kräften zu beseitigen gesucht.)

Wie möchte ich Ihnen in Freundschaft die Hand drücken, da ich immer wieder erfahre, daß Sie in den höchsten und reinsten Regionen der Dichtkunst gerade so empfinden wie ich! Wie wohlthuend ist solche Verwandtschaft der Gefühle, in einer Zeit namentlich, wo der größte Theil derjenigen, die für hochgebildet gelten, ja die heute den Ton angeben, sich in den Verirrungen eines traurigen Modegeschmackes gefällt! — O, lassen Sie sich doch ja nicht irremachen, mein verehrter Freund. Nur der sich zum reinen Aether der Dichtkunst zu erheben weiß, der lebt fort in den Höhen und streut seine Himmelsblumen nieder auf die Menschheit von einem Geschlecht zum andern. Haben Sie Vertrauen zu sich, mein Freund. Sie sind ein geborner Dichtergeist. Werfen Sie Ihr Geschenk Gottes nicht auf den Markt, um die rohe Menge damit zu erlustigen, sondern pflegen Sie das Gold Ihres Herzens und gehen Sie mit aufgeschürzten Armen an die schwere Arbeit des Künstlers, der für jede Blüthe seines Geistes die edelste Formgebung zu erringen sucht."

Als ich ihm das Manuscript meiner Erzählung: „In der Einöde"*) sandte, wollte ihm ein großer Theil desselben gar nicht gefallen. Er schlug durchgreifende Aenderungen vor, deren Nothwendigkeit ich einsah; er legte mir einen ganz neuen Plan dar, der sich so organisch dem ersten Theile anschloß und der mir so sehr zusagte, daß ich mit Freude an die Umarbeitung ging. Der heutige zweite Theil der Erzählung ist noch neueren Datums.

Indes war er nichts weniger als rechthaberisch, er erklärte stets im vorhinein, daß er seine Vorschläge nicht für maßgebend halte, daß er den Verlag irgend eines fraglichen Werkes unter allen Umständen übernehme, auch wenn seine Aenderungsprojecte ganz und gar unberücksichtigt blieben. Mir waren diese freundschaftlichen Rathschläge von großem Vortheile, ich bin auch den meisten derselben nachgekommen. Die „Schriften des Waldschulmeisters" waren das erste Werk, in welchem mich Heckenast für selbstständig hielt und seit diesem hat er sich, wie er mir einmal schrieb, „ängstlich gehütet, mich zu beeinflussen."

Hingegen erwies er mir die Ehre, in mancher seiner literarischen Operationen meinen Rath zu heischen, so bei der Kürzung und neuen Herausgabe von Stifter's „Nachsommer," und so bei der projectirten Volksausgabe der Werke Stifter's, deren Durchsicht er mir anvertrauen wollte.

Ich besitze von Gustav Heckenast mehr als zweihundert Briefe, die alle gleiche Wärme, Güte und Weisheit athmen. Wenn ich jetzt diese Briefe durchgehe, so finde ich in denselben ein förmliches Tagebuch über meine letzten neun Jahre, so sehr schloß er sich in seiner Correspondenz meinen Bestre-

*) Jetzt „Heidepeter's Gabriel."

bungen, meinen Lebensereignissen, meinen Freuden und Leiden an. Herrlich sind die Briefe des Jahres 1875, in denen es galt, mich aufrecht zu halten nach dem Schlage, der mich damals durch den Tod meiner Frau getroffen. So verwuchs ich immer inniger mit diesem Manne. Oft besuchte ich ihn bei seinem jeweiligen Aufenthalte in Wien, dann in Pest, und auf seinem Landgute Maróth bei Gran, auf welchem mein erster, oben erzählter, abenteuerlicher Besuch spielte. Später kam ich zu ihm nach Preßburg, wohin er sich in den letzten Jahren, nachdem er seinen ungarischen Verlag verkauft, zurückgezogen hatte, mit seiner lieben Familie ein Haus bewohnend, welches fast nach dem Muster des Rosenhauses in Stifter's „Nachsommer" mit allen Vorzügen der Bequemlichkeit und des Geschmackes und mit reichen Schätzen der Kunst ausgestattet worden ist. Auch machten wir mitsammen mehrere Partien durch Obersteiermark und ich hatte somit reichlich Gelegenheit, den Adel seiner Gesinnung nach allen Richtungen hin kennen zu lernen. Er war eine vornehme Natur durch und durch, sowohl in seinen Manieren, als in seinem Wirken, Genießen und seinen Anschauungen. Er war ein Mann von stets treffendem Urtheile, künstlerischem Geschmack, gleich empfänglich und verständnißvoll für Literatur, wie für Malerei und Musik. Für Alles hatte er Interesse und Verständniß. Gern erzählte er von seinen Erlebnissen, seinen einstigen Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England, von seinem Verkehre mit bedeutenden Menschen, mit Dichtern, Künstlern und Gelehrten. In schönster Begeisterung sprach er stets von Goethe, Shakespeare, Homer, Cervantes, Schiller und Grillparzer, die er mit seiner feinsinnigen Gattin las und immer wieder las. Die moderne Richtung der Kunst sagte ihm nicht immer zu und konnte er

über manches Product und über die große Menge, die solchem Producte zujubelte, oft höchst unmuthig werden. Hoch hielt er nur die Einfachheit und Einheitlichkeit des Wahren, so hatte er eine große Meinung von Franz Defregger, Munkacsy, P. J. Geiger. Ueber Letzteren schrieb er mir (Brief vom 3. Februar 1871): „Geiger ist freilich ein herrlicher, großer Künstler. Ich schätze mich glücklich, diesen in jeder Beziehung sehr ausgezeichneten Mann schon seit vielen Jahren meinen Freund nennen zu dürfen. Wir stehen in herzlicher Verbindung und Geiger malt oder zeichnet oft ein Bild für mich. Ich besitze von ihm einige große Oelgemälde, eine Reihe von herrlichen historischen Cartons und die Originalvignetten zu Stifter. Sie sollen Alles sehen und wiedersehen, wenn Sie mich besuchen."

Meine Besuche bei Heckenast gehören wohl zu den schönsten Tagen meiner Ferien, und ich sage auch, meines Lebens. In seiner Familie, welcher er das besorgteste, treueste und liebevollste Haupt war, wehte Gemüthswärme, heiterer Frieden und geistiges Leben überall. Jeder, der sich seines gastlichen Hauses freuen durfte — und deren werden wahrlich Viele sein — wird bestätigen, daß bei Gustav Heckenast das Ideal der Gastfreundschaft in jeder Beziehung zu finden war.

Ich besuchte ihn noch wenige Wochen vor seinem Tode. Ich fand ihn leidend. Seine imponirende kräftige Gestalt war gebrochen. Sonst das Bild der Gesundheit, fand ich ihn jetzt durch eine seit Monaten andauernde Schlaflosigkeit sehr erschöpft. Wie gewöhnlich, widmete er mir den ganzen Abend; ich wollte ihn nicht in Anspruch nehmen, allein, als ob er geahnt hätte, daß es das letztemal wäre, sprach er noch in einer fast nervösen Aufgewecktheit über Allerlei, besonders

über meine Lebens- und Arbeitspläne. Dann wieder besprachen wir für den nächsten Sommer Zusammenkünfte in den Alpen und fröhliche Landfahrten, die wir miteinander machen wollten. Da ich gewillt war, am nächsten Morgen zur frühen Stunde Preßburg zu verlassen, so verabschiedete ich mich noch am Abend von meinem lieben kranken Freunde. Er faßte meine Rechte in seine beiden Hände: „Was Sie, mein theurer Freund, beginnen mögen, ich wünsche Ihnen das schönste, reinste Glück auf Erden!" Das waren seine letzten Worte an mich gewesen.

Dann keine Nachricht mehr bis auf das Telegramm vom 12. April 1878: „Heckenast ist gestern gestorben."



Aus den Tagen des Schwärmens.

s war am ersten Weihnachtsabende nach meiner Mutter Tod.

Ich mochte ein bischen armselig dagesessen haben in der großen, frischgescheuerten Gaststube des Bergwirthshauses, denn aus dem Nebenzimmer — dem Herrenstübel, wo ich ein paar Gäste sprechen hörte, kam die Wirthin hervor und setzte sich zu mir auf die Bank. Hausfrauen haben an solchen Tagen für drei Köpfe und zehn Hände zu schaffen, ich mußte ihr daher schon besonders theilnahmswerth oder zerstreuungsbedürftig vorkommen.

Sie knüpfte das Kopftuch fester, fuhr sich mit der rechten Hand ein paarmal über den linken Arm hin und fragte: „Von wo kommt denn der Herr her?"

„Von Graz."

„Und will gewiß heimzu jetzt auf die Feiertage?"

„Wo führt der Weg eigentlich hin, der da an eurem Hause vorbei und über's Gebirge geht?"

„Ja, der theilt sich auf dem Scheideck auseinander und führt rechts nach Schadenbach und links nach Bergwiesau. — Wo will der Herr denn hin?"

„Nach Schadenbach."

„Doch heute nicht mehr? Du mein Herrgott in Deinem Reich, das ist ja heut' ganz unmöglich! Jetzt haben wir drei Uhr und nach Schadenbach ist's im Sommer bei gutem Wetter acht starke Stunden. Im Winter geht überhaupt kein Christenmensch hinüber."

„Gut, so will ich nach Bergwiesau," sagte ich.

Da blickte mich die Wirthin groß an und dann versetzte sie: „Der Herr ist ja ganz fremd in der dasigen Gegend! Nach Bergwiesau ist's noch weiter als nach Schadenbach und noch unmöglicher. Wenn der Herr nicht dableiben will, so kann er heut' auf's Beste nur noch zu den drei Häusern kommen; sie sind die letzten und stehen an der hohen Sul, dort, wo der Weg ansteigt zum Scheideck. Auch dahinein kann Einer drei Stunden gut marschiren."

„Ich danke schön. So werde ich heute bis zu den drei Häusern gehen."

Nun hätte — es stand mit leserlicher Schrift auf ihrem guten Angesichte — die Wirthin noch gern gefragt, was ich denn eigentlich für ein Mensch sei, daß ich um diese Zeit, wo doch Jedermann gern daheim ist, so mutterseelenallein herumwandere und wisse selbst nicht einmal wohin. Und dann kam ihr der Gedanke, ob man so etwas nicht dem Gemeindevorstande sagen solle, und diesen Menschen im Haus behalten, so lange, bis ihn der Gemeindevorstand selber über Eines und das Andere ausgefragt hätte.

Aber ich zahlte rasch meine Zeche — ein Glas Wein, ein Stück Brot, und ein zweites Stück für unterwegs — dann ging ich davon.

Der Weg war von den Bauernschlitten glatt geschliffen, er ging durch das enge Thal hinein und führte mehrmals auf Brücken über den Fluß, der mit einer Eisdecke einge-

wölbt war. Die Lehnen an beiden Seiten waren theils bewaldet, theils mit glatten Schneehängen; über denselben bauten sich die hohen Berge, an deren Höhen der kalte Winterglanz der Sonne lag.

Ein Schlitten mit zwei schellenden Pferden kam mir nach und glitt rasch an mir vorüber. Ein mächtiger graubrauner Pelzhaufen lag in demselben und oben guckte eine ebenfalls graubraune Pelzmütze heraus. Es mußte Einer darunter sein, dem fröstelte.

Ich war damals zwanzig nnd etliche Jahre alt; das Geschick hatte mir mein Herz verwundet und die Welt hatte mir, um diese Wunde zu heilen, ätzend Salz hinein gestreut. — Jetzt war ich fortgegangen und suchte in den fremden Strichen des Hochgebirges eine Weihnacht.

Vor einem Jahre noch hatte ich zweimal das Christfest in Glückseligkeit begangen: am heiligen Abend bei der Mutter im lieben Häuschen am Berge; und einige Tage später bei meinem Freunde Emil in der Stadt. Damals war sein Herz noch lebendig. Ich habe ihn geliebt, wie nur ein Jüngling lieben kann. Und ein Jüngling hat viel Liebe in Vorrath. Die Liebe zum Mädchen, zum Weibe, zum Kinde — sie ist noch nicht vergeben und nicht getheilt — gluthvoll und selbstlos gehört sie dem Freunde. Kaum jemals in meinem Leben bin ich seliger gewesen, als an jenem Abende, da wir in seinem stillen trautsamen Gemache, nur beleuchtet von der knisternden Gluth des Kamins, unsere Weihnacht feierten. Zuerst hatten wir lange Zeit Nüsse und Mandeln aufgeknackt, Backwerk gegessen und Wein dazu getrunken; dabei hatten wir uns wegen einer Liebschaft besprochen, denn wir sahen es ein, daß so Burschen wie wir — Emil trug vor den Ohrlappen sogar schon ein paar hübsche Bartschöpfchen —

ihren Spazierstock und ihr Liebchen haben müssen. Er wußte ein's in einem Kaffeehause, vertraute mir, daß er entschlossen sei, demnächst ihr das drittemal seine Liebe zu gestehen und, wenn sie ihn nicht erhörte, sich nöthigenfalls zu erschießen. Ich bin immer ein weicher Mensch gewesen — hatte damals ein Mädchen im Fenster eines ersten Stockes erblickt und war fest überzeugt, daß ich niemals in meinem Leben den Muth haben würde, diesem engelhaften Wesen meine Liebe zu gestehen, daß ich es aber trotzdem lieben würde, bis „im Tod mein Herze bricht," wie ich in einem Gedichte so schön darthat.

Mittlerweile waren die Nüsse und die Kerze gar geworden und ich legte beim Scheine des Kamins mein Haupt an die Brust des Freundes, und dieser schlang seinen Arm um mich und da sagte ich: „Emil, ich will sonst gar nichts mehr, Du bist mir Alles!"

„Du mir auch," sagte er und paffte an einer Cigarre. — Ich hätte mir's denken können! Wenn ich sein Alles bin, was braucht er mir daneben noch eine Cigarre? Es war aber bedeutsam genug.

Siebzehn Tage nachher starb meine Mutter.

Einer Liebe zur Mutter war ich mir nie bewußt geworden. Sie war mein Leben — aber wer erinnert sich an eine Leidenschaft, mit der er sein Leben liebte? Vielleicht, daß der Sterbende diese Leidenschaft kennt, der Lebende nicht. Das Leben ist eben selbstverständlich und — die Mutter auch.

Mich traf die Nachricht von dem Tode der Mutter in der Stadt. Es war ein plötzlicher, ein herber Schlag. Ich hatte mir gar nicht vorstellen können, ohne Mutter zu leben. Trostlos sank ich dem Freunde in die Arme. Emil blieb

stumm und legte seine Hand auf meine Stirne. Als die Mutter begraben war, eilte ich wieder zu ihm; er tröstete mich und sagte, es wäre eben schon eine betagte Frau gewesen. Und als ich nach Wochen immer wieder zu ihm kam, um unter Thränen mein Weh zu klagen — denn immer größer erschien mir der Verlust der Mutter, je länger ich sie missen mußte — da sagte Emil einmal: „Geh', laß das endlich sein, die Mütter sterben alle und selbst das verzogenste Muttersöhnlein weiß sich endlich zu trösten." Ich entgegnete kein Wort und ging davon.

Jetzt war der Freund auch dahin. Ich mied ihn mehrere Tage lang und schrieb einen Aufsatz über die Mutterliebe und über die Treulosigkeit aller anderen Menschen. Diesen Artikel schloß ich mit dem Ausdrucke der Sehnsucht, der Einzigen bald zu folgen.

Aber den Emil konnte ich doch nicht entbehren, schon einmal deswegen nicht, weil ich sonst gar Niemanden hatte, dem ich meine Gedichte und Stimmungen hätte vorlesen können. Emil hörte mich stets freundlich und verständnißinnig an, so lange seine Cigarre brannte. Heute jedoch, als ich das von der treulosen Welt und von meinem baldigen Ende las, hub er gelassen zu pfeifen an, ich glaube, es war das schreckliche „O du lieber Augustin." Ich brach sofort ab und sagte tonlos: „Ein neuer Beweis, wie wahr meine Worte sind."

„Mein lieber Freund," versetzte hierauf Emil und wiegte sich in seinem Stuhl, „Du bist ein Schwärmer und benützest den Tod Deiner Mutter nur, um in Gefühlsduselei zu schwelgen — und bist ein langweiliger Patron."

— — „Leb' wohl," sagte ich und hielt ihm bebend meine Hand hin.

„Servus!“ rief er, drückte die Hand, blieb übrigens in seinem Stuhle sitzen und blies Rauch von sich.

Von dieser Zeit an war ich nicht mehr bei Emil gewesen. Das war kein Freund für mich. So lange er mich für seine Launen ausnützen konnte, wußte er mich zu fesseln. Und als ich in meiner Betrübniß das Freundesherz suchte — war ich ihm langweilig und er stieß mich von sich. Er verstand mich nicht, seine Mutter lebte ja noch und für seine Herzensergüsse — er hatte auch seine sentimentalen Stunden — schien er doch das Mädchen im Kaffeehause gewonnen zu haben.

Als aber Tage und Tage vergingen, drängte es mich wieder, den Freund aufzusuchen; wir waren seit vier Jahren, seit einem sehr romantischen Zusammentreffen in einem Eichenwalde, Busenfreunde gewesen — und das gewöhnt sich. Doch sagte ich mir nun: er paßt nicht für dich, er ist, seit ihm so arg der Backenbart zu wachsen beginnt, ein selbstischer und prosaischer Mensch geworden. Und er vermißt ja auch dich leicht, sonst würde er dich aufsuchen, denn er ist der Beleidiger.

Ich hatte hierauf im selben Frühjahre einen siebzehnjährigen Gymnasialstudenten gefunden; der troff vor Gemüthsweichheit und schrieb, so zu sagen, seine Gedichte nur mit Thränen. Er krankte an einer unglücklichen Liebe und an einem „Zweier“ in der Arithmetik. Das war für mich der Rechte und er besang unsere ewig treue Freundschaft — vorläufig währte sie erst seit drei Wochen — durch ein rührendes Gedicht. Mit Emil kam ich den Sommer über noch ein paarmal zufällig zusammen; er redete irgend einen Gemeinplatz, oder sprach von Pferden, landwirthschaftlichen Maschinen oder von Düngersurrogaten — denn er wollte sich der Oekonomie begeben und in irgend einem Theile des Landes eine Muster-

wirthschaft gründen. — Weltgeist, sprach ich insgeheim, das hast du einmal gut gemacht, daß du Diesen zur Pflege der Erdäpfel und Kürbisse bestimmt hast; laß es ihm nur recht wohl ergehen! —

Im Herbste sandte mir Emil noch zwei meiner Bücher zurück, die bei ihm gelegen waren; dabei lag seine Karte mit einem „Gruße.“

Von dieser Zeit an war das Verhältniß durchaus gelöst. Leider sollte ich nun auch meinen Freund aus dem Gymnasium verlieren. Da er seine zahlreichen Poesien immer nur in deutscher Sprache geschrieben hatte, so war es kein Wunder, daß ihm zum Schlusse des Semesters das Griechische ebenfalls einen Zweier eintrug und er nun, wie seine Collegen sagten, vierspännig fahren konnte. Mit einem solchen Viergespann fährt man wohl aus dem Gymnasium heraus, aber nicht mehr hinein. Mein armer Freund mußte Ungerechtigkeit der Welt erfahren, er wurde für ein nächstes Schuljahr in die Handelsschule einer kleinen Provinzialstadt gesteckt. Zwei Briefe von ihm besitze ich noch aus dieser Zeit; der erste ist zu einer Mitternachtsstunde in Trochäen geschrieben, und klagt, daß er, der Schreiber, in seinem neuen, unsäglich prosaischen Kreise nimmermehr verstanden werde; er versichert mich der unverbrüchlichsten Freundschaft. Im zweiten Schreiben theilt er mit, daß unter seinen Collegen doch recht nette Kerle wären, daß am Samstag Nachmittags von der halben Classe regelmäßig die Geometriestunde „geschwänzt“ würde, weil der Herr Professor um diese Zeit stets in einem Zustande wäre, in welchem er jeden seiner Hörer ohnehin doppelt sehe.

Das war auch von meinem zweiten Freunde die letzte Nachricht.

Nun wollte ich es mit Liebschaften versuchen, aber da ging's mir so, wie manch Anderem auch: die Zugänglicheren behagten mir gleich anfangs nicht oder stießen mich bald unwillkürlich ab; und eine echt Frauenhafte, Marianna hieß sie, die ich sehr selten sah, die mir aber so gefiel, daß ich das Glück ihres Besitzes einfach für unmöglich hielt — suchte ich von der Ferne und wich ihr doch wieder aus.

So war ich der Einsame und fand nur Genuß in meinen süßen und wehmüthigen Träumereien. Mitunter kam's doch deutlicher, ich fühlte, daß mir was abging und wußte nur nicht, was. Da nahte die Weihnacht. Heim in mein Häuschen mochte ich nicht — ich fürchtete mich zu sehr, diese heilige Nacht, das liebe Fest der Kindheit, ohne Mutter zu begehen. Der Christbaum im Salon mit seiner Kokettterie und seinen Frivolitäten war mir ein Greuel. Fern im Gebirge, in einer Hütte bei armen Menschen, wo die Naivetät das himmlische Märchen wiederlebt, dort wollte ich sein. Theils meinem schwärmerischen Hange zum Absonderlichen folgend, theils der Welt zum Trotze zog ich also dem Gebirge zu — den Einöden und den Gletschern — und mir war wohl in diesem Wandern — denn ich ließ die alten Eindrücke in mir wieder spielen und mir war, als wallfahrtete ich dem Bethlehem zu, wo ich den Heiland finden müßte. Wie ich mir diesen Heiland vorstellte, darüber war freilich keine Klarheit da.

Ich fühlte mich, als ich so durch das winterliche Hochthal dahinschritt, in einer recht glücklichen Stimmung, ich träumte viel und dachte wenig.

Bisweilen begegnete mir ein Gebirgler, an dem die bunte Fahne der Armuth ausgehängt war in seinem beflickten Wamms. Er hatte heute sein freudig Gesicht, seine gehobene Stimmung. — Was soll denn ihm das Weihnachtsfest? Er

hat keinen Christbaum, weil in diese Berge die liebliche Sitte noch nicht gedrungen ist, er kennt die Herzinnigkeit des Familienlebens nicht, weil sein Gemüth dafür zu rauh ist und weil unter dem Drucke der Armuth kein wahres häusliches Glück aufkommen kann. Zu seiner Kirche geht er in der Mitternacht; der ungewohnte Kerzenschimmer und der Glocken- und Orgelklang zu solcher Stunde, und die alten Krippenlieder wecken vielleicht ein wenig seine Seele auf. Der Mittelpunkt des Weihnachtsfestes aber ist ihm jedenfalls der Festbraten, von seinen fünf Braten des Jahres der letzte.

O nein, mit so reizlosen Gedanken hat sich der wandernde Junge damals nicht befaßt. Ihm war jeder Aelpler, der ihm begegnete, ein Hirt aus dem Morgenlande. Ihm waren die formreichen Berge mit ihren schlichten Menschenwohnungen ein millionfach vergrößertes Krippel, wie er es als Kind in seiner Pfarrkirche geschaut hatte.

Als ich durch ein schroffes Felsenthor getreten war, wo der Bach keine Eisdecke hatte, sondern wüst und schäumend über die Steinblöcke brauste und hoch an die Wand aufspritzte, um dann in langen, scharfen Zapfen niederzustarren — weitete sich das Thal. Tief in der Fläche lag dunkler Wald, der nur punkt- und streifenweise vom Schnee besprenkelt war. An beiden Seiten thürmte sich in kühnen Wänden das Gebirge auf, von manchem Engthale durchbrochen. Auf einer der Vorwände ragte das schlanke rothe Thürmchen einer Capelle, das wohl nur zur Sommerszeit von Andächtigen besucht werden mochte. Im Hintergrunde endlich war das Thal plötzlich abgeschlossen. Die blauenden Wuchten der hohen Sul — in der Tiefe schon nachtend, oben auf der höchsten Pyramide, die wie eine Bischofsmütze aussieht, der glühende Schein. Im Thale hub es an zu dämmern, aber die

stille rothe Gluth auf den Spitzen der Sul legte in die scharfen Schatten ringsum einen rosigen Hauch, so daß eine Stimmung in die Gegend kam, die unbeschreiblich ist. — Das sind ja die Eisfelder dort oben, die ewig leuchten, auch in der Mitternacht in blassem Weiß, eine sehnsüchtige Hand der Erde, die sich ausstreckt nach dem unversiegbaren Lichte des Himmels. — An der Sohle jenes Bergriesen, der die glorreiche Krone trägt, werden die drei Häuser liegen. Was soll dort sein, daß es Dich aus Deinen Kreisen zieht und hierher in diesen Winkel, den Du kaum je in Deinem Leben nennen gehört hast? — Aber so ist es geworden, daß Du die Poesie nur mehr in den Wäldern, in verlorenen Bergschluchten und bei den Naturmenschen suchen mußt. Mit wem ist es so geworden, mit der Welt oder mit Dir? — Vielleicht liegt der Fehler in Dir. Wahrhaft poetische Gemüther müssen ja doch an allen Orten, in allen Lagen des Lebens und an allen Menschen das Schöne herausfinden können. Hast Du nur für die Wildniß Neigung, so ist an Dir ein Bär verdorben. — So rief's in mir — noch kecker fast, als einst mein Freund — und ich konnte nicht widersprechen. Ich war nämlich schon müde und etwas abgespannt und ich sagte zu mir selbst: diese ziel- und zwecklose Bergtour kann möglicherweise ein dummer Streich sein.

Der Weg wurde schlechter, endlich waren nur mehr die zwei tief gehöhlten Schlittenleisten, und inzwischen der harte Rücken aus gefrornem Schnee. Die Fußtritte winselten, es war eine harte, trockene Kälte und die klare Luft wie zu einem Krystalle erstarrt. Kein Vogelsang, kein Rehgebell war zu hören, kein Lufthauch in den Wipfeln, kein Rieseln einer Quelle — nichts, als das Knarren meiner Füße und meines Stockes im Schnee. Und kein Walddust, kein Blümlein,

kein fliegender Blüthenstaub, keine summende Mücke. Es war ja die Mitternacht der Natur, und der Sommer schlief in seinem Erdreiche.

Der Schnee wurde seichter, der Wald dichter und dunkler, nur bisweilen noch blitzte zwischen den Wipfeln die glühende Tafel von der hohen Sul, welche aber auch allmählich erblaßte.

Ein seltsamer Christabend! Bist Du wohl bei Trost? — Sonst hast Du die heiligen Stunden im patriarchalischen Frieden Deines Vaterhauses zugebracht. Die uralten Weihnachtssitten, wie haben sie Dich jedesmal neu bewegt, wie haben sie Dir stets ein Stück Deiner ersten, glückseligsten Kindheit wieder zurückgegeben. Jetzt ist das liebe alte Haus verschlossen; der Schein der Talgkerze fällt nicht mehr hinaus an den Stamm der alten Esche, die vor dem Hause steht; vielleicht, daß ein Stern des Himmels hineinscheint durch das glaslose Fenster auf den wurmstichigen Tisch, wo sonst die Mutter gesessen war, und wir Kinder um sie herum, ihren Weihnachtsmärchen lauschend. Sie ruht jetzt im Grabe und ihr Kind zieht in fremden Weiten und hat keinen Weihnachtsgruß für den Hügel auf dem Kirchhof.

Schwer trägt man an Gedanken und Träumen, wenn man sich zu viel davon auf ladet. — Ich ging fast willenlos weiter, immer durch finsteren Wald. Es war dichter, junger Tannenanflug, die Bäume waren etwa nur um's dreifache höher als ich. Die schwarzen Spitzen ihrer Wipfel schnitten sich noch scharf am Abendhimmel, an welchem schon ein Sternlein um's andere zu flimmern begann. Ein blasser Streifen, der in der Düsterniß des Waldes vor mir hinlag, zeigte mir den Weg. Ich hob meinen Stock empor und trug ihn wagrecht in der Hand, denn sein Geräusch im gefrornen Schnee kam mir unheimlich vor. Auch mit meinen Füßen

trat ich sehr vorsichtig auf den Schnee, daß er nicht allzusehr knarrte. Einst am heiligen Abend hatte die Mutter gern gesagt: „Nur geruhsam, Kinder, und wecket das Christkindlein nicht auf!“ Die Räder und Hämmer aller Fabriken schweigen in dieser Nacht. Nur eine, die Eisenbahnmaschine braust Tag und Nacht und immerfort; sie weiß nichts von Poesie, sie ist ein Kind der Zeit. —

Ich stand einmal still. Ich horchte. Jetzt war nicht mehr die kalte Ruhe des winternächtigen Waldes. Und hätte Einer nichts gewußt vom Kalender — in dieser heiligen, friedensvollen Stimmung der Natur hätte er die Christnacht erkannt.

Es war jenes Klingen, das zuweilen gehört wird, aber nicht von den leiblichen Ohren, sondern von denen der Seele, und von welchem meine Mutter einmal gesagt hatte: „Haltet jetzt die Ohren zu, Kinder, und horchet, im Himmel oben läuten sie mit allen Glocken.“

— Engel verkünden die Stunde,
Die uns geboren den Herrn . . .

sagt das alte Lied, ein Beweis, daß auch unsere Vorfahren die himmlische Musik gehört haben.

Nun funkelten oben alle Sterne in vollstem Glanze — unseres Herrgotts Weihnachtsbaum, den er seinen Menschen auf Erden angezündet hat. Er giebt uns das Licht und das ist unser Christgeschenk.

Und das ist die Stunde, in welcher draußen in allen Häusern die Christbaumlust waltet. Menschen, die sich das Jahr über vielleicht gegenseitig oft bitter weh gethan haben, verehren sich Gaben und sagen, daß sie sich recht lieb haben und von Neuem lieb haben wollen. Die Gesellschaft windet

bei dem Strahle des Weihnachtsbaumes eine neue Rosenkette und die Herzen werden weich und warm, wie das Wachs an der jungen Tanne. — O glückseliger Lichterbaum! und hätte Prometheus mit dem Feuer, das er vom Himmel geholt hat, nichts angezündet, als den Weihnachtsbaum — diese Wärme allein hätte die Menschheit durchdrungen. — Und ich bin ausgeschlossen aus den heiteren Kreisen, muß im Froste und in der Finsterniß eines öden Waldes sein? —

Ja, Freund, du hast dir's selber gethan? Schreite fürbaß bis zu den drei Häusern, dort kannst du bei fremden Gesichtern und einer rußigen Spanleuchte deine Weihnachtsfreude begehen. — Ach, daß der liebe Cultus des Christbaumes noch nicht zu den armen Landleuten gedrungen ist! Da würde es zum mindesten einmal im Jahre licht in ihrem Hause und in ihren Herzen. — Aber darf man es den Leuten wohl auch licht machen? Das Licht versengt ihre Naivetät, die beständige Kindschaft ihres Lebens ....

So hatte mein Sinnen ebensowenig Ziel und Zweck, wie mein Wandern. Nur gut, daß mir im Schnee der Weg gebahnt war; zur Sommerszeit würde ich mich verirrt haben in dem Wirrsal des Dickichts, wie ich mich stets immer wieder verirrte in dem Wirrsal der Träume.

Erschöpft fühlte ich mich und trüben Auges blickte ich vor mich hin, ob es sich nicht schon bald lichte, daß ich bei meinen drei Häusern wäre. Aber der Wald wurde wo möglich noch immer dichter und meine Uhr sagte mir, daß ich wohl noch eine kleine Stunde bis zu dem gesteckten Ziele zu gehen haben würde. Da sah ich durch das junge Gestämme plötzlich etwas schimmern. Ich erschrak und blieb stehen. — Es war die tiefste Stille. — Ich schritt weiter. Es war kein gewöhnliches Licht einer Hütte, eines offenen Feuers — gar hell

zitterte es durch die Aeste und die Schäfte der Tannen und Fichten erglühten im seltsamen Schein. Und als ich noch etliche Schritte machte und das Dickicht sich getheilt hatte — was war das? —

Mitten in dem stillen, einsamen Walde, lebendig herausgewachsen aus dem Erdreich, Moos und Schnee, prangte in einer reichen Lichterkrone — ein Weihnachtsbaum.

Wie erstarrt mag ich dagestanden sein. Dann habe ich meine Augen gewendet und meine Ohren angestrengt — habe nichts gesehen, als den schwarzen Wald und den funkelnden Baum; habe nichts gehört als — das Glockengeläute vom Himmel.

Was ist das?

Ist's ein Traum? nein, du wachest ja und das ist kalter Schnee. Ist's eine Erscheinung deiner überreizten Seele? — oder ist's doch ein Wunder! Ein Wunder, zu dem dich ein unerklärlicher Drang hierher geführt hat?

Mich hatte früher in die Finger gefroren, jetzt rieselte es heiß durch all' meine Glieder, und wie selbst zu einem Baume angewurzelt stand ich da — zehn Schritte vor dem in heiliger Ruhe leuchtenden Tannenbaum.

Ich habe sie nicht gezählt, aber wohl an die dreißig weiße Kerzen mögen gebrannt haben auf den Aesten, und als des Wipfels höchste Knospe stand von keinem Lüftchen bewegt, weiß und hell noch ein Lichtlein. Unten auf dem Schneeboden rings um das Bäumchen hatte der Schatten des Geästes eine dunkelgeflochtene Krone gelegt. Sonst war nichts da und rein von allen Gegenständen irdischer Wünsche in höchster Einfachheit und eben dadurch in höchster Schöne — nur der Seele geweiht — stand die wundervolle Weihnachtstanne auf dem Schnee.

Und da es stille blieb und Niemand kam aus dem Stamme der Menschen und ich ja ein lebloser Strunk geworden war, so schienen die Bäume, die in der Runde standen, vortreten zu wollen zu ihrem heiligen Christ. Deutlicher wurde mir ihr Gestämme und Astwerk, roth vor Freude waren sie und ihre jungen Arme streckten sie aus nach dem lieben verklärten Genossen — der erste wohl, der auch noch im glorreichen Kleide des Lichtes bei ihnen verblieben war.

Die ersten Schauer in mir waren etwas gewichen, die Thräne des Auges an den Wangen erstarrt. Ich konnte aber nicht vorüber gehen, ich mußte ganz hinschreiten zum Bäumchen, zu sehen, ob denn nicht doch mein Gott verborgen sei hinter diesem brennenden Dornbusch.

Da sah ich, daß eng am Stamme zwischen zwei Lichtern ein Sternchen glänzte. Es war aus Goldpapier geschnitten und mitten in demselben — ich hatte mich schon gar nahe gewagt — standen die Worte: „Peter, gehe rechterhand ab von Deinem Wege und komme an unser Herz."

Neues Erzittern in mir.

Bald jedoch stand mein Entschluß fest, an das Wunder zu glauben. Was da im Rathe Gottes mit mir geplant war, ich wollte folgen. Zum Bösen konnte es nicht führen, dafür war mir die Gestalt des Wegweisers die heiligste Bürgschaft. — Ich wußte nun wohl, mit Menschen hätte ich es zu thun, aber weil es gar so märchenhaft war, wie mir in meinem Leben noch nie was so Seltsames begegnet, so sah ich eben nur das Märchen.

Gehe rechterhand ab von deinem Wege! — Ich untersuchte den Boden und fand, daß thatsächlich ganz nahe an dem brennenden Bäumchen ein schmaler Fußpfad sich von dem Schlittenweg nach rechts abzweigte.

Noch einmal sah ich den Weihnachtsbaum an und ließ ihn dann stehen in seiner stillen Oedniß und schritt den schmalen Fußpfad hin. Noch sandte er mir, auf der kleinen Blöße meinen neuen Weg beleuchtend, den rosigen Schein nach, und der Schatten meiner Gestalt glitt vor mir auf dem Boden hin, ein dunkler Wegweiser, der den Pfad eher verdeckte als klarlegte. Endlich aber war der Schein erblaßt und erstickt, ich ging wieder durch finsteren Wald und hatte Mühe, mit meinen Füßen in den mir vorgetretenen Spuren zu bleiben. Es ging bergan und es schien, als führe mein Weg in das wüste Gefelse empor, das ich früher über den Wald sich erheben gesehen hatte.

Allmählich wurde der Anwuchs dünner, es lichtete sich und ich sah links und rechts die dunklen Massen des Gewändes und ich stand auf einer Scharte, die jenseits in eine Schlucht sehen ließ, deren Abgrund nicht zu ermessen war. Das Rauschen eines Wildbaches schien sehr tief heraufzukommen. Und mein Fußsteig ging nieder gegen diesen Ungrund. Als ich noch einmal zurückblickte in die Gegend mit dem noch immer wie Phosphor schimmernden Gipfel der Sul im Hintergrunde und mit der Waldfläche unten, die wie ein schwarzer See dalag, sah ich dort noch das funkelnde Krönlein des Christbaumes in seiner Einsamkeit stehen.

Es geht ein Märchen vom Irrschein, es geht ein Märchen von jenem ewigen Licht im Walde, das Jeden, der ihm folgt, zum Untergange führt. Ich glaubte nicht daran. Ein Licht, das den Christbaum zu seiner Gestalt erwählt hat, kann nicht falsch sein.

Vielleicht aber war der Christbaum von den Seligen mir gesandt, von meiner Mutter — und sie rief ihr heimatloses Kind zu sich . . .

Als ich mich gewendet hatte und der Stern im Thalkessel hinter mir entschwunden war, sah ich in der Tiefe, in welche ich eben hinabzusteigen versuchte, einen andern. Er leuchtete roth und flackerte und röthete auch den Rauch, der aus ihm aufwirbelte. Ich hielt das zuerst für ein großes Lagerfeuer und gar für den Brand eines Hauses; aber es war viel näher da, das Licht stieg zu mir herauf — es war eine Spanlunte. — Ein junger Mann trug sie, ein seltsam schöner Jüngling in der Kleidung des Hirten, aber nicht des Senners der Alpen, sondern des Hirten im Morgenlande mit dem classisch geschlungenen Mantel, mit der Tuchmütze, mit den nackten Beinen und den Sandalen, wie einem Krippel entlaufen. Mitten im winterlichen Hochgebirge! In der einen Hand trug er einen gekrümmten Schäferstab, in der andern die Fackel. Als er mich sah, lächelte er und sagte: „Da ist der Herr. So soll Er mit mir gehen. Ich will Ihn zur Freude führen."

Dann stiegen wir zusammen in die Schlucht hinab. Der Hang war steil, der Steig ging in Windungen. Mein wunderlicher Führer schritt gemächlich voraus und hielt die Fackel stets so, daß ihr Licht auf meine Tritte fiel.

„Was soll das Alles bedeuten?" fragte ich ihn.

Er sah um, lächelte mich an, entgegnete aber kein Wort.

„Wohin führst Du mich, mein Freund?" so meine zweite Frage.

Die Krippelfigur stieß ihren Stab lustig in den Schnee und schwieg.

„Ja," sagte ich endlich, „es hat weiters nichts auf sich, nur fürchte ich, daß ich wahnsinnig geworden bin."

Er blieb stumm.

Das Rauschen des Wassers war immer lauter geworden, je näher wir zu ihm hinabkamen, und jetzt war ein Donnern, daß schier der gefrorne Boden bebte. Und plötzlich standen wir vor einer Erscheinung, die mich erschreckte.

Ein kurzes Engthal war. Von einer gewaltigen, senkrechten Felswand niederschoß, einem wuchtigen Schneeschutte ähnlich, in den Strahlen unserer Lunte golden funkelnd — ein ungeheurer Wasserfall. Oben drängte er sich aus einer schwarzen Kluft, zu der unser Licht kaum mehr hinanleuchten wollte, dann stürzte er in einem kecken Bogen schwer und krachend herab auf einige Felskanten, die ihn in tausend Fetzen zerrissen, so daß er dann in einem breiten, wildbrausenden Strome den zweiten Abgrund niederfuhr, um sich unten tosend und gischtend in eine qualmende Staubwolke zu verhüllen.

Einen Ruf um den andern stieß ich aus, aber ich hörte meine eigene Stimme nicht. Mein Begleiter sprang aus dem Schnee auf einen kahlen Stein und schwang die Fackel hoch über seinem Haupte. Da war in dem Nebel, der aus der brandenden Tiefe emporstieg, der siebenfarbige Bogen.

Und nebenhin spielte das Licht in den Eisgebilden, die hier wie Orgelpfeifen, dort wie Urwaldgestämme, dort wieder wie erstarrte Wogen- und Wasserstürze prangten.

Alle Schauer der Ehrfurcht waren über mich gekommen. Mein Begleiter mußte mich an der Hand fassen und von diesem Naturspiele hinwegführen.

Wir waren in einem Thale. Der Weg hatte sich geweitet und neben demselben rauschte immer noch in wüster Aufregung das Wasser. Vielleicht zwanzig Minuten waren wir seit dem Wasserfalle gegangen, da setzte unser Weg auf einer hohen Brücke über den Bach. Auf der Brücke stand

ein Kreuz mit einem schönen Bilde der Mutter des Herrn, vor welchem ein rothes Aemplein brannte. Hinter dieser Brücke thaten sich die Berge auseinander, ein breites Thal lag da; am Wege waren junge Baumpflanzungen; Planken und Zäune wechselten; hie und da in der Ferne schimmerte ein Licht. Mein Begleiter blieb stehen und steckte die abwärts gesenkte Fackel in den Schnee, daß es zischte und wir im Finstern waren. Aber die Sterne funkelten scharf und über dem Thale lag ein lichter Duft. Aus der Ferne summte das Geläute von Glocken.

Vor uns stand eine dunkle Masse mit vielen rothleuchtenden Quadrätchen. Dieser gingen wir zu. Zwei Hunde schlugen an, waren aber, als mein Führer einen Laut von sich gab, sogleich wieder still. Wir schritten durch einen weiten Hof der Pforte zu, an welcher zwei Laternen brannten.

Das war doch mehr als ein Bauernhof; es war aber auch nicht der Stall von Bethlehem . . .

Wir traten in das Gebäude und als wir die breite Holztreppe hinanstiegen, klapperten meine steinhartgefrorenen Schuhe. Oben ging eine Doppelthür auf und ich stand in einem milddurchwärmten, hell beleuchteten Saal. Und eine junge Frauengestalt stand da, in einem lichtblauen Kleide und eine Rose im goldfarbigen Haar. Sie hatte große, blaue Augen, und mit denen blickte sie mich jetzt an und hielt mir ihre kleine, weiße Hand entgegen und sagte die Worte: „Seien Sie gegrüßt bei uns, seien Sie gegrüßt!"

Ich wußte nicht, was ich entgegnen sollte, ich wußte ja immer noch nicht, was das Alles war und bedeutete. Da ging schon die Nebenthür auf, und er trat herein — er im dunkeln Rock, mit lächelndem Antlitze und mit offenen Armen.

„Servus, Peter!“ — und er riß mich an seine Brust und küßte mich innig.

— „Emil!“ stotterte ich.

„Ja freilich!“ rief er, „und so muß man Dich wieder einfangen, Du scheugewordenes Menschenkind, Du wilder Knabe! — Sei gegrüßt!

„Ja, aber —“

„Das ist,“ fuhr er fort, die junge Frau an der Hand fassend, „wie Du Dir denken kannst, mein Weibchen, und der da, lieb' Tinchen, ist der verzauberte Prinz, der in einen Poeten verwunschene Mensch, mein lieber Freund und Zwetschkenröster.“

„Aber, wieso kommt —‘ stotterte ich wieder.

„Ja!“ rief die Frau, „das wär' ein sauber Ding, jetzt mit den verfrorenen Füßen zu schwätzen anfangen. Kommen Sie mit auf Ihr Zimmer, zum Plaudern ist später noch viele Zeit.“

Und sie führte mich in ein freundliches Gemach mit einem knisternden Kamin und zwei schneeweißen, brennenden Kerzen auf dem Tischchen.

Eine Stimmung wie Heimatshauch umwehte mich. Aber vor allem fühlte ich selbst, was das Nöthigste war. Ich brauchte ziemlich lang, um mich zu durchwärmen; von außen hinein that's der Kamin, von innen heraus der mir gebrachte mildvolle und gluthreiche Wein mit dem süßen Namen „Liebfrauenmilch.“

Und als ich endlich auch in einem weichen Hauskleide stak, trat ich wieder hinaus in den lichterreichen Saal und durch denselben in ein kleineres Zimmer, in welchem für vier Personen eine Tafel gedeckt war. Eine leicht umschirmte Hängelampe goß ihr volles Licht nieder auf den wohlbestellten

Tisch, während die übrigen Theile des Zimmers in behaglichem Dämmerscheine blieben.

„Und jetzt, mein Freund!“ sagte Emil, mir noch einmal die Hände schüttelnd, „vergieb! Ich hatte kein Recht dazu, aber ich habe es doch gethan. Wir wollten Dich so gern bei uns haben. Du bist auf dem Oberhofe daheim.“

„Es freut mich vom Herzen,“ sagte ich, „nur möchte ich wissen, wie das Alles kommt! Ich bin ein Träumer, aber es liegt mir doch daran, daß dies kein Traum sei.“

„So iß jetzt wacker und trink',“ sagte Emil, „das ist der beste Beweis Deines Wachens.“

Albertine, so hieß sein schönes, junges Weib, legte mir die feinsten Stücke auf den Teller. Emil hielt stets mein Glas in gutem Zustande. Es ist ein heiteres Christmahl gewesen.

„Für wen ist nur das vierte Besteck hier an meiner Seite?“ fragte ich, da uns doch nur drei Personen waren.

„Ich hoffe, Du wirst es noch erfahren,“ war der Bescheid meines lieben Freundes. Und der Sessel neben mir blieb leer.

„Nur auf Eines will ich Dich gleich aufmerksam machen, Freund,“ sagte Emil, „heute ist Christabend, aber beschenkt werden wir nicht. Wir ließen die Sitte fallen, sie bringt zu viel Spannung in den heiteren Kreis, und der A weiß doch nicht so gut, was der B braucht und am liebsten will, als der B selbst. Der B soll von dem Geld, womit er für den A vielleicht was Unpassendes gekauft hätte, für sich selbst zu Ehren des B das Passende anschaffen. Der A soll es auch so machen — fahren beide Theile besser.“

Mich fröstelte vor solch einem prosaischen Menschen. Wie war der nur im Stande —

„Na," bemerkte Emil, „Ihr Poetaster seid eben gewohnt, alles Praktische für prosaisch zu halten. Mir wieder scheint das Unpraktische nicht poetisch."

„Und der Christbaum da oben im Gebirge," sagte ich, „und ihr und ich? — mir wird unheimlich, wenn ich die Lösung nicht bald erfahre."

„Ich fürchte, die Lösung ist zu wenig romantisch für einen in Aether conservirten Jüngling," lächelte Emil.

„Spotte, spotte! Wenn man auf prosaischem Wege Solches ausführen kann, dann schwöre ich der Prosa zu für alle Zeit."

„Ich muß Dir doch erzählt haben, daß ich Landwirth werden wollte?"

„Das hast Du mir mehrmals gesagt", antwortete ich.

„Und daß ich mir dann ein Weibchen in's Haus führen möchte."

„Das hast Du mir auch nicht verschwiegen."

„Wohlan, das habe ich gethan. Im August des vergangenen Sommers habe ich mir den Oberhof im Sulthale erworben, im September bin ich hierher gezogen, im October habe ich das Haus geordnet, im November habe ich mir aus den Weinbergen meine Albertine geholt."

„Aber, das ist nicht —?" rutschte es mir heraus.

„Nein, das ist nicht das Kaffeehausmädchen," ergänzte Emil, seine lächelnde Frau an der Hand fassend, „für die hübsche Kaffeewirthin habe ich nur geschwärmt, aber die liebe Albertine, die ich bei einem Weingartenfeste kennen gelernt, habe ich geheiratet."

„Gut," sagte ich nach einer Weile, „so seid ihr da. Aber wie bin denn ich da?"

„Geschwindigkeit ist keine Hexerei," lachte Emil, „mit Bedacht und langem Vorbereiten hätten wir Dich nicht

hierhergebracht, so sehr wir uns darüber den Kopf zerbrochen haben. Du bist überlistet worden. — Wie Du von Graz zum Dreinägelwirth kamst, das weiß ich nicht, wahrscheinlich theils auf der Eisenbahn, theils zu Fuß und theils zu Pferd — auf dem Pegasus.

„Ach, laß das," warf ich ein, „ich habe schon seit einer Woche kein Gedicht mehr gemacht."

„Bitte, genire Dich nicht in meinem Hause; es wird Dir schon ein Winkel angewiesen werden, um solch' allfällige Bedürfnisse zu stillen."

Ich würde kaum gemerkt haben, daß diese Worte wieder Spott gewesen waren, wenn Albertine nicht ausgerufen hätte: „Aber Emil! — jetzt hast Du Dich so lange — wie ein Kind auf ihn gefreut, und jetzt thust Du ihm allerhand Boshaftigkeiten an. Er lauft uns in dieser Stunde wieder davon."

„Oh, der bleibt schon da!" sagte Emil. Und wahrlich mir kam nichts weniger in den Sinn, als aus diesem Hause wieder fortzugehen.

„Gut ist nur, daß er nicht ganz von Nektar und Ambrosia lebt," fuhr Emil für sich redend fort, mit dem Halse einer Schaumweinflasche spielend, „denn wäre er beim Dreinägelwirth nicht zugekehrt, so hätte ich ihn kaum in unserer Gegend entdeckt und er hätte es auch der Frau Wirthin nicht mittheilen können, daß er wie ein Tschapperl (Närrchen) umgeht."

„Das habe ich ihr nicht gesagt," versetzte ich.

„Du wußtest ja gar nicht, wo Du hin wolltest. Schadenbach, Bergwiesau, die drei Häuser an der Sul — Alles war Dir recht. — Aha, denke ich mir im Nebenzimmer, der leidet gerade wieder arg an seiner Poeselei. So Leut' sind

wie Mondsüchtige, man muß sie gehen lassen, aber ein scharfes Auge auf sie haben. Dem Wetter ist Der gerade gut genug zum Erfrieren, wenn er wo liegen bleibt. — Eilends bin ich nach Dir davongefahren, hab' Dich unterwegs noch einmal gesehen mit Deinem säuerlich verklärten Gesichte, wie Einer, der das Reich Gottes auf Erden sucht und sich dabei die Nase verfriert."

„Ja, ja," lachte Albertine, „Du selbst bist trotz Deiner Pelze mit einer verfrorenen Nase nach Hause gekommen." — Und zu mir: „Du Albertine, sagt er, der Peter streicht in der Gegend um. — Wo? ruf' ich, so hole ihn doch. — Oh, sagt Emil, das verfängt nicht."

„Freilich," versetzte Emil, „den muß man poetückischer Weise hintergehen. — Es war keine Zeit zu verlieren, in anderthalb Stunden mußte der Nachtwandler im Kesselwalde sein, wo der Fußpfad nach dem Oberhof herüberführt. Ich bin mit meinem Schlitten schon außerhalb des Kesselthores seitabgefahren, aber das wäre kein Weg für Dich gewesen. Dir mußte man in Nacht und Wildniß beikommen, wie dem Räuberhauptmann Grasel, als man ihn eingefangen hat."

„Zuerst ist er," sagte Albertine, und redete von ihrem Manne, „auf den Gedanken gekommen, drüben im Kesselwald rasch eine hölzerne Hand an den Baum zu heften, die mit der Inschrift: Weg zu den drei Häusern — den Fußsteig zu uns herüber gezeigt hätte. Denn bei uns sind ja auch drei Häuser und eine Viertelstunde weiter draußen sogar ein ganzes großes Dorf."

„Bei rabenfinsterer Nacht so ein Wegzeiger, das wäre ein schlechter Spaß gewesen," lachte Emil.

„So ist er", sagte Albertine, „auf die Christbaumidee gekommen. Gleich war der Fuchs aus dem Stall und mit

dem Kerzenpacket ist er davongeritten. Tannenbaum brauchte er keinen erst zu schneiden."

„Bäume giebt es im Walde genug," fügte Emil bei, „bald brannte das Ding lichterloh; und meinst Du, Freund, ich hätte mich nicht irgendwo im Hinterhalt versteckt, um, falls das Manöver nicht gewirkt hätte, Dich doch noch zu ergreifen? Was hättest denn Du in den drei Häusern gemacht? Dort ist ja kein Mensch daheim, sie gehen alle in die Christmette und da müssen sie um acht Uhr schon aufbrechen. Hast mich denn nicht gewahrt, wie ich dann über den Berg hinter Dir und Deinem Hirten hergeschlichen, und mich, dieweilen ihr beim Wasserfall waret, wieder in den Sattel geworfen hab' und davon geritten bin?"

„Aber der Führer," sagte ich, „der hat sich doch seine nackten Füße im Schnee gründlich verfroren!"

„Ach geh!" spottete wieder Emil, „so prosaisch zu denken von einem Hirtenknaben aus Bethlehem!"

Doch, das junge Weibchen beruhigte mich, der Bursche wäre der Sägenfeiler-Michel gewesen. Der wäre in solchem Komödianten-Aufzuge gerade von der Probe zum „Krippelgspiel" heimgegangen, das morgen beim Richterbauer aufgeführt würde; der Michel spiele dabei den Hirten Nathaniel und in der Gestalt habe ihn der Emil gewonnen, dem Gaste mit der Fackel entgegenzugehen. Das enganliegende, fleischfarbige Beinkleid mit ähnlicher Beschuhung wäre von Rehfellen und hielte warm.

„Ihr lieben Leute!" rief ich, „darf ich Bruder und Schwester zu Euch sagen? — Verzeihe, Emil, Du hast ein schönes Gemüth, das auch aus der Alltägigkeit Poesie zu machen versteht." Da knallte der Stöpsel, dicker Schaum ergoß sich in unsere Becher.

„Und jetzt laßt die Weihnachtsglocken klingen!“ rief Emil sich erhebend und wir stießen die Gläser aneinander. „Nein, kein Toast! Jedes trinke und denke dabei still an sein Lieb!“

Und als wir getrunken hatten, sank Albertine feuchten, leuchtenden Auges an die Brust ihres Mannes. Es war ein langer Kuß; ich hatte meinen Freund nie so küssen gesehen.

Mein Trunk aber brannte mir im Herzen. — „Jedes denke still an sein Lieb!“ — Ich hatte keines. Ich war verlassen, wie der Stein auf der Straßen. Ich hatte wohl den wiedergefundenen Freund lieb, und auch seine anmuthige Gattin, aber ich fühlte, wie sie sich gegenseitig ergänzten und um sich einen ewigen Ring schlossen, den kein Drittes mehr überschreiten durfte. Sie waren eine Ganzheit ohne mich — und der Jugendfreund ist dem Ehegatten fremd geworden, wie die abgefallene Blüthe dem Fruchtknoten.

In mir wogte ein unsagbares Weh; noch in derselben Mitternacht wollte ich auf und davon.

Am andern Morgen, als die Spitzen der hohen Sul schon in sonniger Gluth ragten, als lustige Schlittengespanne gegen das Dorf rutschten, gefüllt mit festlich gekleideten Menschen — ging ich wieder meines Weges. Ich ging der nächsten Bahnstation zu und fuhr in die Stadt.

Im nächsten Jahre als die Weihnacht nahte, schrieb ich an Emil:

„Lieber Freund, am heiligen Abend, wenn es dunkel wird, komme ich wieder auf den Oberhof.“

Und zur Stunde der Dämmerung fuhren ich und meine junge Frau wohlgemuth im Oberhofe ein. Nach Gruß und Kuß führten uns Emil und Albertine in den hell erleuchteten Saal und in das Speisezimmer. Hier war wieder — für vier Personen gedeckt.

„Wie wußtest Du?" — rief ich erstaunt dem Freunde zu.

„Das war ja klar," antwortete er, „daß ein Mensch wie Du allein nicht leben kann. Ich habe Dich schon im vorigen Jahre hier durch den leeren Platz an Deiner Seite darauf aufmerksam gemacht. Gott sei Dank, daß Du mich verstanden hast."

„Und eben bei Dir, Emil," sagte ich, die Hand meines herzigen Weibchens an mein Herz drückend, „eben bei Dir habe ich im vorigen Jahre gesehen, was die echte Poesie dieses Lebens ist. Vom Oberhofe den geradesten Weg ging ich, mir sie zu holen."



Als ich in steirischer Mundart reiste.

Erlebt habe ich doch wahrlich schon mancherlei. Das Allerunglaublichste wäre mir gewesen, wenn vor dreißig Jahren Einer gesagt hätte: „Es wird einmal eine Zeit sein, da der Waldbauernbub' im Lande umherreisen wird und sein Gedichtetes vorlesen?“

Die Zeit ist gekommen. Und nicht die unangenehmsten Ferien sind es, nicht die unbedeutendsten Tage der Zerstreuung und Erholung, in allerlei schönen Städten mit allerlei freundlichen Menschen zusammenzukommen und ihnen Erheiterung zu bieten und mit ihnen munter zu sein.

Nur soll man die Sache nicht zu ernst auffassen — am wenigsten eine so heitere Sache, wie es die humoristischen Vorträge in steierischer Mundart sind.

Als vor dreißig Jahren der Nachbar Michel sagte: „Peter, Du schreist zuviel beim Vorlesen, wir sind ja nicht therisch (taub) und Du mußt Dir nicht einbilden, daß Du in einer Kirchen predigst!“ da verdroß mich das Ding. Ich klappte die „Heiligenlegende“ zu und murmelte: „So lese ich gar nicht mehr.“

Heute habe ich mir vielleicht schon ganz andere Kritiken gefallen lassen müssen, und ich lese doch immer noch weiter. Nur das Eine, „daß ich übertreibe, daß ich manirirt werde,“ will mir

Keiner sagen — als ich selbst. Die Mundart des Landvolkes ist wie ein Schmetterling, der ist nur schön und echt, so lange er frei herumfliegt, sobald man ihn fängt, um ihn genau zu besehen und zu mustern, ist der Goldstaub weg. Ganz richtig kann der Bauerndialect nur von Dem gesprochen werden, der keinen andern kann. Der Hochdeutschgebildete, er mag die Mundart noch so genau kennen, er mag über jede eigenartige Satzwendung, über jeden Ausdruck, über jede Tonart noch so gediegene Rechenschaft zu geben wissen, es mag ihm der ganze indogermanische Sprachenapparat zu Gebote stehen, er kann doch die Mundart nicht sprechen, wie sie gesprochen wird. —

Ich sage nicht: wie sie gesprochen werden muß, denn hier giebt es kein Müssen, sondern wie sie ist und gesprochen wird. Gerade die Absicht, den Dialect genau wiederzugeben, ist schon eine Neigung über die Linie. Und kommt nun das Bestreben dazu, einem größeren Publicum den Dialect verständlich zu machen, oder demselben die Eigenthümlichkeiten der Mundart recht zu betonen, dann ist es aus mit jener Echtheit und Naturwahrheit, in welcher allein der eigentliche Werth liegen kann. So ist es mit dem Plattdeutschen, so ist es mit dem Allemanischen, so ist es mit dem Oberdeutschen. Es ist wohl wahr, die Eigenart und der Reiz eines Dialects liegen mehr in der Satzbildung, als in den einzelnen Worten und Silben; aber diese Satzbildung müßte ganz unbefangen, ja mit aller Weihe der Naivetät wiedergegeben werden. Wer kann das in fremden Kreisen? Nur der gottbegnadete Künstler allein.

Darum habe ich mich lange geweigert, den Lockungen und Aufforderungen, im steierischen Dialect Vorlesungen zu geben, nachzukommen. Erst als ich hörte, wie andere meine

mundartlichen Dichtungen lasen, und kein einziger der Fehler ausblieb von allen, die kommen mußten, da dachte ich, von mehreren Uebeln sei das kleinste am besten, und ließ mich verleiten. Ich las, sie überhäuften mich mit Lob. Aber wer es wissen will, wie der Dialect gesprochen wird, der gehe nicht in den Vortragssaal, der belausche den Bauer in seinem Hause.

Der Zweck, blos zur Ergötzung einer lachlustigen Menschenmenge im Vergnügungslocale etwas zum Besten zu geben, ist der Mühe nicht werth. Bald jedoch kamen die Vertreter von verschiedenerlei Wohlthätigkeits-Anstalten, und mir wurde gesagt, ich könne diesem oder jenem Vereine durch einen Vortrag Hunderte von Gulden einbringen. Ein Gauch, der das kann und nicht thut! — Zu dieser Zeit war's, da mein steierischer Dialect salonfähig wurde. Ich las die Bauernnöthen und die Bauernspäße — im Frack und mit der weißen Cravatte. Der feinste Saal der Stadt war dazu gewählt und das Publicum kam heran mit jener Weihestimmung, die es etwa den Beethoven'schen Symphonien oder dem Requiem von Verdi mitzubringen gewohnt ist.

Und bei dem ersten fremdartigen, grobkörnigen Laut, wie zuckte da manche zartnervige Dame erschrocken zusammen! Die nicht immer schönen Töne der Volksmundart, die nicht immer feinen Gedanken und Aussprüche des Alpenbauers mit allerlei Hinterhaltigkeiten und verschlagenen Schalkheiten passen schlecht zu dem feierlich beleuchteten Saal und seinem pathetisch gestimmten Publicum. Dann kamen Dinge zum Lachen; manches Fräulein lugte verstohlen nach der Nachbarschaft, als wollte es anfragen: darf man denn hier lachen? Nun ja, das wird zugegeben. Da ist wieder eine andere Hörerin in Verlegenheit, nicht genau zu wissen, wann gelacht

werden soll, denn die steierischen Dörfer sind ihr eigentlich — böhmische Dörfer.

Um so fröhlicher wirkt der volksthümliche Vortrag am rechten Ort, unter heiteren, ungezwungenen Menschen. Darum liest sich's stets am besten in großen Städten, denn je größer die Stadt, desto unbefangener das Publicum. In der großen Stadt geht ohne Rücksicht auf Anderes nur Der in den Vortrag, den die Sache interessirt.

Freilich ist es in einer großen Stadt, unter den Hunderterlei von Akademien, Concerten, Vorträgen u. s. w. um so schwerer, sich bemerkbar zu machen, seinem Publicum zu sagen, daß man da ist. Das muß man in dem Lärme einer solchen Stadt aber sehr laut sagen. Da heißt's, durch Gassen und Straßen gehen und die Trommel wirbeln! Wer das nicht will, nicht mag, der wird sich stets zu beklagen haben über die „Theilnahmslosigkeit des Publicums."

Als ich Anstalten traf, die ersten Vorlesungen in Wien zu halten, schrieb mir ein Freund daselbst: „Mein Lieber, das thut sich nicht so einfach. Sie müssen wenigstens acht Tage vor Ihrer Vorlesung nach Wien kommen, von Zeitungs-Redaction zu Redaction gehen und den Herren die Notizen vorlegen, die über Sie in die Blätter müssen. Erste Notiz, daß Sie nach Wien kommen werden. — Zweite Notiz einen Tag später, daß Sie gelegentlich Ihres Aufenthaltes in Wien auf vielfaches Verlangen Ihrer Verehrer einen Vortrag in steierischer Mundart halten werden. Eine dritte Notiz hat Ihre kurze Biographie zu enthalten, mit Angabe Ihrer Werke. Eine weitere Notiz weise auf die Eigenart und Vorzüge Ihrer Vorträge hin; ist auch gut, wenn Sie hier irgend eine günstige Besprechung Ihrer Vorlesungen, welche schon erschienen, abdrucken lassen wollen. Man wird sich vielleicht

in den Redactionen etwas ablehnend verhalten, denn die Herren werden überlaufen und mit Zumuthungen überschüttet; aber lassen Sie sich nicht schrecken, klopfen Sie immer wieder an, bis alle Notizen von allen Blättern abgedruckt sind. Vortheilhaft wäre es, wenn Sie in den Kunsthandlungen Ihre Photographie ausstellen lassen würden. Und am Tage der Vorlesung selbst müssen alle Blätter noch einmal das Resumé aller früheren Notizen bringen — dann wird ihr Saal überfüllt sein. Derlei, lieber Freund, ist unerläßlich, Andere thun es auch; das ist noch anständige Reclame und gehört zum Geschäft."

Ich war über dieses Schreiben etwas verstimmt. Dafür, daß man sich herbeiläßt, zu wohlthätigen Zwecken einen Vortrag zu halten, soll man sich auf die Notizenjägerei verlegen? Wer könnte es, ohne vor den Journalisten und vor sich selbst schamroth zu werden?

Ich ließ es gehen, wie es Gott gefiel. Einen Tag vor der Vorlesung ging ich nach Wien. Mein Freund rief mir sogleich zu: „Ich bedaure, Sie haben meinen Rath nicht befolgt, Sie werden ein leeres Haus haben."

Was thut man? Man zuckt die Achseln.

„So kommen Sie doch wenigstens jetzt mit in den Journalistenverein Concordia, dort werden Sie viele Herren treffen, die Ihnen nützlich sein können."

Ich ging wirklich in das Local der Literaten und trank dort meinen schwarzen Kaffee; die Herren waren gütig, aber ich saß wie auf Nadeln — sie mußten es ja wissen, daß ich da war, um mir ihre Gunst zu ergaunern.

Mein guter Freund, dem ich sein mir damals erwiesenes Wohlwollen nicht vergesse, hatte schon eine Schaar von armen Studenten, schöngeistigen Commis, dürftigen Hauslehrern u. s. w.

beisammen, mit denen er im Nothfalle die ersten Sitzreihen des Saales ohne Unkosten besetzt hätte. Aber schon um drei Uhr Nachmittags kamen von den Kartenverschleißern die erfreulichsten Nachrichten und als ich Abends acht Uhr in den Saal trat, toste mir das Geräusch einer großen Menschenmenge entgegen.

Eine sehr peinliche Viertelstunde verlebte ich bei einer Vorlesung in Prag. Da ließen es sich die Blätter angelegen sein, mich warm und liebevoll bei dem Publicum einzuführen. Als ich jedoch Abends um acht Uhr, als zur angekündigten Zeit des Beginnes der Vorlesung, in's Haus trat, war Alles in jener idyllischen Ruhe, die ich unter anderen Umständen so sehr liebe. Ich guckte durch die Thürspalte in den großen, hellbeleuchteten Saal und sah da drinnen acht oder zehn Menschlein sitzen. Allsogleich ließ ich mir in mein Cabinet ein Glas Wein bringen und ich glaube, ich wäre in meiner Desperation im Stande gewesen, einen so guten Schluck zu thun, daß sich die Anwesenden vor meinen Augen wenigstens verdoppelt hätten. Da ging draußen allmählich das Rücken der Sessel an und nach einer Viertelstunde war der Saal überfüllt. Moral, daß sich der Vorleser in Prag nicht nach der wahren Grazer Zeit, sondern vielmehr nach der wahren Prager Zeit zu richten hat.

Einen unvergeßlich trüben Eindruck habe ich von meiner Vorlesung in der allzeit getreuen Wiener-Neustadt. Dort las ich einen Tag nach — dem Ringtheaterbrand in Wien. Als ich am Nachmittage des Vortragstages nach Neustadt kam, wollte ich die Vorlesung absagen lassen, doch die Karten waren verkauft, ein großer Theil derselben nach den Ortschaften der Umgebung; es war kein Mittel vorhanden, die Leute zu verständigen. Sie kamen Abends im Vortragslocal

zusammen, ich mußte lesen. Ich stellte frei, ob ich in Anbetracht der Katastrophe von dem lustigen Programm absehen und ernste Sachen zum Vortrage bringen oder ob ich die ursprünglich vorbereiteten munteren Dinge geben sollte. Man entschied sich für das Lustige — und mir ging an demselben Abende jedes dadurch veranlaßte Gelächter wie ein Messerstich durch's Herz. Das mir nach der Vorlesung veranstaltete Bankett und die frohe Gesellschschaft konnte ich nicht mehr genießen; halb ohnmächtig taumelte ich auf mein Zimmer mit dem Vorsatze in unmittelbarem Angesichte eines großen Unglückes nie mehr den Spaß spielen zu lassen.

Als Vorleser kam ich nebst Anderem zur Ueberzeugung, wie unberechenbar das Publicum ist. Ein gutes Stücklein ist nicht überall ein gutes Stücklein, so wie umgekehrt mitunter das Unbedeutendste zu ehrenvollem Erfolge kommt. Bisweilen übersehen die Leute das Gediegenere und lassen sich von der nichtigsten Kleinigkeit bethören. Einmal, in einer Stadt Oberösterreichs, wollte es mir nicht gelingen, das Publicum zu erwärmen, trotzdem ich lauter Dinge vortrug, die sonst in der Regel gezündet hatten. Da wollte es der Zufall, daß ich während des Vortrages niesen mußte. Nach landesüblicher Weise sagte einer im Auditorium: „Helf Gott!“ worauf ich pflichtschuldigst mein „Vergelt's Gott!“ antwortete. Dieses kleine Extemporalia erweckte einen Lach- und Beifallssturm und die Herzen waren offen.

In Norddeutschland wehte mir nach den Freuden in Oesterreich eine wohlthuende Kühle entgegen; die Blätter sprachen von einem „süddeutschen Fritz Reuter,“ verhielten sich aber des Weiteren durchaus reservirt — man würde ja sehen. Und als ich in Berlin im Hotel de Rome unter den Linden in den Saal trat, da mußte ich mir wohl sagen:

Hier bist Du fremd, hier hat man keinen Grund, nachsichtig und wohlwollend zu sein gegen den, der eigentlich gekommen ist, um ihrem classischen Lieblingsdichter Fritz Reuter Concurrenz zu machen. Hier mußt Du Dir jeden Centimeter Menschenherz erst erobern!

Menschenherzen erobert man durch die Liebe. Es war ein Kunstgriff, den Andere auch getroffen hätten. Ich begann mit dem Gedichte, daß „der Herrgott das Dirndl weg'n dem Büabel gemacht hätte." — Das haben sie Alle auf's Wort geglaubt und ich hatte die Lacher auf meiner Seite.

Ich wurde kühn und mißbrauchte die Geduld der Berliner durch manches Stücklein, das ihnen ferner liegen mußte, aber sie blieben mir freundlich und sie lachten. Und was mich ganz besonders freute, sie lachten nicht zu den trivialen Ausdrücken und groben Späßen, die in der Mundart eben unvermeidlich sind und die anderswo nur allzuhäufig als die eigentlichen Pointen angesehen werden, sie lachten zu den feineren Wendungen und richteten ihre Aufmerksamkeit besonders auf die eigenartigen Vorgänge des naiven bäuerlichen Seelenlebens. Auf diese Weise gewann für sie der Vortrag an psychologischem und culturellem Interesse, welches allein derlei Dialectvorträge vor einem gebildeten Auditorium rechtfertigen kann.

Die Berliner Blätter sagten mir allerlei Artigkeiten; nur eines war darunter, das machte sich den Spaß und erklärte allen Ernstes den steierischen Dialect als — das Idiom der „Communisten". Das genirte mich insoferne, als ich an demselben Abende in der aristokratischen Kaufherrenstadt Magdeburg lesen mußte. Wenn man hier die altpatriarchalische Sprache aus den Alpen wirklich für die Ausdrucksweise des rothen Janhagels hielt, so war ich verloren.

Es war wenige Monate nach den Attentaten auf Kaiser Wilhelm, da das Wort „Socialcommunist" allein schon im Stande war, eine ganze Kaufherrenstadt aufzuregen. Doch die Magdeburger waren so höflich zu applaudiren, obwohl man hier, sowie auch einige Tage später zu Breslau, in meinem Vortrage zu viel Sentimentalität fand. Ich hatte nämlich in beiden Städten die traurige Geschichte erzählt, wie der Franzel nach Bosnien einrückte. Und sie mochten erwartet haben, und sich gesehnt danach, daß ihnen aus Oesterreich etwas recht Lustiges käme.

Indeß gelangten die Magdeburger bald zur Ueberzeugung, daß ich mit meiner steirischen Mundart — das Petroleum nicht erfunden habe, und sie wurden warm und zutraulich, wie man es von braven Altmärkern nur verlangen kann.

Da ich endlich meine damalige Route als „Apostel des Steirerthums," wie mich ein Leipziger Spaßvogel nannte, geschlossen hatte, mußte ich mir gestehen, daß die Erfolge zwar über alle Erwartung groß gewesen, daß ich aber doch mit mir nicht zufrieden war.

Ich mußte mir sagen, daß man gezwungen ist, auf Effect hinzuarbeiten, weil eben ein poetischer Vortrag des Effectes nicht entbehren darf. Und ich mußte mir sagen, daß die Ursprünglichkeit und Naivetät — die beiden wichtigsten Factoren unserer alpinen Mundart — durch die Hinwirkung auf Effect zu Schaden kommen müssen.

Indeß hat darüber das liebe Publicum zu urtheilen. Ist es ihm recht, wie ich's kann — so freut's mich. Ich treib's eben ohne Kunst und es ist auch ganz leicht — aber lernen kann man's nicht.

Zwei Ausflüge in's Elend.

I.

Wenn du ausgehst, um Zufriedenheit mit deinem Schicksal zu suchen — bei den Elenden kannst du sie finden. Bei den Gefangenen wirst du deine Freiheit, bei den Kranken deine Gesundheit, bei den Armen deinen Reichthum, bei den Irren das Licht deines Geistes inne werden. Bekanntlich sind es die Narren, welche Andere gescheit machen.

Der Besuch im Irrenhause ist besonders lohnend, denn da tritt uns das Elend oft sogar lachend entgegen: Wenn schon wir Kranke heiter sind, um wie mehr magst du Gesunder es sein!

Es ist eigentlich ein unpassender Gang für einen Ferialtag, und doch!

Der Februarmorgen war trübe und frostig und gerade recht dazu. Ich und ein Gefährte wanderten dem Feldhofe bei Graz zu und ließen uns in der Irrenanstalt melden. Der Director der Anstalt bot sich in freundlicher Weise uns zum Führer an.

Die Anstalt ist 1870—1872 mit einem Kostenaufwand von 550.000 Gulden erbaut worden. Sie steht auf freier Ebene zwischen Gärten und Feldern und bietet nach allen

Richtungen hin ein herrliches Panorama. Sie besteht aus sieben selbstständigen Gebäuden: der Centralanstalt, der Männercolonie, der Frauencolonie, der Meierei, dem Pensionat, der Kapelle und dem Leichenhaus.

Aus der Hausordnung für die Kranken: Aufstehzeit nach 6 Uhr, bald darauf Frühstück. Mittagsmahl um 12 Uhr, Abendessen um 6 Uhr, Schlafengehen um 9 Uhr. Tagsüber eine zweckmäßige Beschäftigung. An Sonn- und Feiertagen Gottesdienst in der Kapelle. Bei günstiger Witterung Spaziergänge im Park und in der Umgebung. Eine gütige und liebreiche Behandlung. Jeder Angestellte hat dahin zu streben, daß der Kranke seine unglückliche Lage möglichst wenig empfinde. Höflichkeit und Anstand ist wie gegen Gesunde zu bewahren. Der Wahn der Kranken ist möglichst unberührt zu lassen. Um auf die Kranken erheiternd und beruhigend zu wirken, sowie als Belohnung für ihre Arbeiten werden ihnen Erfrischungen, kleine Geschenke, Tabakrauchen und Schnupfen, Spiele und Festlichkeiten gestattet. — Beschränkungsmittel, als Isolirung, Bettgurten, Zwangsjacke kommen nur in seltenen Fällen zur Anwendung. Als ärztliches Beruhigungsmittel ist Morphin im Gebrauch.

So viel war uns einleitend mitgetheilt worden, dann begann die Wanderung.

Zuerst durchschritten wir die Wirthschaftsräume, die Vorrathskammern, die Küche, die Badezimmer, die Waschstuben u. s. w. Das ist ein Staat im Kleinen, aber ein Staat, wie ihn die Communisten denken — ein Staat mit Gütergemeinschaft. In der Küche fanden sich noch lauter vernünftige Leute, aber in den Waschkammern knixte uns schon manches Weibchen anders zu, als es sonst Fremden gegenüber Sitte sein mag — schämig und schüchtern, schelmisch und schalkhaft

— fast so kokett, wie unter den gescheiten Leuten hübsche Wäscherinnen sich geben.

Dann kamen wir (uns zuerst gegen die weibliche Abtheilung schlagend) in die langen Säle. Die haben auf der einen Seite ihre Fenster und auf der dieser gegenüber liegenden die Zellenreihe. In diesen düsteren Zellen, wovon jede durch ein hofseitiges, dicht verglastes, engvergittertes, sehr hoch liegendes Fenster matt beleuchtet wird, befinden sich die einzelnen Lagerstätten. Die Wände sind kahl, die meisten Kammern ohne alle Einrichtung, ohne Schrank, Tisch, Ofen. Luftheizung besorgt die erforderliche Temperatur. Die engen Thüren, welche diese Zellen von dem gemeinschaftlichen Saal abschließen, haben Gucklöcher zum Zwecke der Ueberwachung.

Wir kamen in einen Saal, da waren Nähterinnen thätig. Sie saßen an langen Tischen oder gingen mit ihrem Arbeitszeug umher. Bei manchen war es ein zweckloses Nähen, denn entweder es hatte der Faden keinen Knoten und rutschte immer leer aus, oder es wurde die Arbeit wieder aufgetrennt — es war bei den Meisten, wie ein Spiel der Kinder. Andere zupften Charpie oder hatten ein Strickzeug oder beschäftigten sich auf irgend eine andere Weise. Nur Wenige saßen bewegungslos da und starrten vor sich hin oder waren erschrocken über unser Erscheinen. Mehrere eilten zu uns heran, um ihr Leid zu klagen und um Erlösung aus diesem Hause zu bitten. Sie fühlten sich unschuldig an dem Verbrechen, das man ihnen zur Last lege und deswegen sie eingesperrt worden wären. Das Verbrechen heißt Irrsinn.

Eine Engländerin — früher Sprachlehrerin bei mehreren angesehenen Familien in der Stadt — stellte uns in gebrochenem Deutsch vor, daß weder in England noch in Oesterreich ein Gesetz bestehe, nach welchem sie in diesem Hause,

unter so niedrigen, kranken Menschen, ja unter lauter Narren gefangen gehalten werden könne; sie sei eine freie Bürgerin Englands und protestire feierlichst gegen jegliche Gewalt. Eine andere Dame trat uns würdevoll an; unser Führer betitelte sie mit „Majestät“ — es war die „Kaiserin von Oesterreich“.

Eine Polin beschwor meinen Begleiter mit weinenden Augen und gerungenen Händen um Gerechtigkeit und Rettung. Aus Lemberg habe sie ihr Vermögen in Baargeld zu bekommen, dasselbe befinde sich auch bereits auf der Post, nur wolle man es ihr nicht verabfolgen, und darum werde sie im Narrenhause gefangen gehalten, wo sie, noch dazu eine Frau von Distinction, vor allerlei Nachstellungen nicht sicher sei. Da müsse man freilich wahnsinnig werden, aber noch hoffe sie auf einen Funken Gerechtigkeitssinn . . . Mein Gefährte konnte nicht eher von ihr loskommen, als bis er versprochen hatte, sein Möglichstes in der Sache zu thun, worauf sie hocherfreut sich tausendmal bedankte.

Dort in der Fensternische kauert ein Weib, das räth uns gütig, sie nicht zu beobachten, außer von draußen herein, sie könne nur durch das Fenster angeschaut werden. Eine Andere begrüßt uns als Sparcassebeamte, nennt den anwesenden Arzt zärtlich ihren Haderlumpen, während sie den sie grüßenden Director mit geringschätziger Miene von sich schupft. Der Vorstand ist gar Manchem ein Dorn im Auge, so freundlich er die Patienten behandelt — sie betrachten ihn eben als ihren Kerkermeister.

Verfolgungswahn und Größenwahn heißen die zwei Dämone unserer Zeit; Tausende von Seelen sind davon besessen und im Irrenhause finden wir ihre drastischen Typen.

Aber auch die Liebe, die Eifersucht, der Mammon sind thätige Lieferanten des Irrenhauses. Auf dem Bänklein dort

sitzt eine blasse Jungfrau, blauäugig und blondlockig wie das Gretchen; sie seufzt nach ihrem Heinrich; aber wir in unserem poetischen Wahnsinne sagen, ihren Faust hat in Gestalt eines reichen Bräutchens der Teufel geholt.

Am gräßlichsten offenbart sich der religiöse Wahn, denn sein Urbild ist die Hölle.

Wir meinen nicht jenes Mädchen, das im finstersten Winkel seiner Zelle auf dem Boden kauert, mit den Händen das Gesicht bedeckt, stundenlang regungslos, wie versteinert. Es will nichts von der Welt, nicht einen Hauch frischer Luft, nicht einen einzigen Strahl der Sonne mehr — die verkörperte Abtödtung, der ewigen Seligkeit willen. Wir meinen nicht den Verklärten, der dort am offenen Fenster kniet und mit gefalteten Händen bewegungslos hinausstarrt in das trübe Licht des Wintertages, im Auge die Begeisterung, in den Gliedern das Vibriren der Gottessehnsucht ..... Das ist der Glücklichsten Einer von allen, die das Irrenhaus einschließt, der Glücklichsten Einer von allen, die auf diesem Planeten wohnen.

Wenn ich von der Gräßlichkeit des religiösen Wahnes spreche, so denke ich an jenen großen Saal, der so freundlich gegen Osten der Anstalt liegt, den die Morgensonne lieblich erhellt, von dem ich aber trotzdem nur Ein würdiges Nebenbild kenne: Dante's Hölle.

Das ist der Saal der rasenden Weiber.

Schon von weitem hört man das Geschrei. Wir treten ein und im ersten Augenblick verwirrt uns der Lärm, der Anblick die Sinne. Ein paar Dutzend Furien sind losgelassen aus ihren Zellen. Sie wüthen nicht alle auf einmal; manchmal ist Eine ganz ruhig und beobachtet die Andere und scheint sich in dem Augenblicke den übrigen sinnlos Lärmenden

überlegen zu fühlen, stimmt aber bald wieder ein in das Geheule.

Dort und da kauert in einem Sacke steckend manch apathisches Wesen, theilnahmslos für Alles stiert oder schlummert es hin, umtanzt vom wilden Hexensabbath.

Wild fahren sie durcheinander und im Saale hin und her, ringen die Hände, reißen sich die Haare aus, sofern sie nicht durch dicke Lederfäustlinge daran verhindert werden. Als wir eintraten, schossen Mehrere auf uns zu.

„Jesus, Maria und Josef!" kreischte eines der Weiber, welches so häßliche und vor Angst und Verzweiflung verzerrte Züge hatte, daß daran die Umrisse des Ebenbildes Gottes kaum mehr zu erkennen waren, „aus ist's! aus ist's! Judenburg ist hin, ganz Judenburg! Der Herodes ist da, der bringt die Christenkinder alle um! Lauter Christenblut auf der Mur, o du armes Knittelfeld!"

Von diesem elegischen Jammer ging es in rasende Wuth über: „Bist schon wieder da, du Teufel, kohlschwarzer Teufel mit deinen glühenden Hörnern! — Mich will er haben! Kommt mir zu Hilf', Leut', treibt den Teufel aus, ich bin besessen!"

Ihre Finger bohrt sie sich selbst in das Fleisch und ihre Worte gehen in ein schrilles Heulen über, bis man keines davon mehr versteht.

Eine Andere hockt auf ihrem Lager, streckt die Arme aus und ruft: „Steiermark, o Steiermark! Du bist ein schönes Land! Du bist mein grausames Verderben!" und wirft sich nach rückwärts auf das Bett und verdreht die Augen, wie in einem Anfall von Epilepsie.

Eine Andere wälzt sich auf dem Boden herum und schreit, wie doch das höllische Feuer so heiß! Eine Andere ist

die Braut des linken Schächers und lästert Himmel und Erde und wo sie ihr rhetorisches Vermögen nicht ausreichbar glaubt, um genugsam zu schmähen, dort nimmt sie ihre Geberdensprache zu Hilfe — da wendeten wir uns rasch zur Seite. — Aber nun sahen wir, daß wir von Furien umringt waren und unser Führer selbst hielt es hoch an der Zeit, uns aus dem Saale zu machen.

Ich war schon betäubt und sehnte mich in's Freie, allein der Director führte uns in die andere Abtheilung, tröstend, daß es bei den Männern weit gemüthlicher hergehe, als in den Frauensälen.

Und wahrhaftig, der Unterschied ist erstaunlich groß. In manchem Saale der Männer herrscht eine gewisse Behaglichkeit und Gemüthlichkeit. Da giebt's auch tüchtige Arbeiter und große lichte Werkstätten sind voll von emsigen Handwerkern. Gute Musikanten giebt's darunter und seltsame Instrumente sind da von der hölzernen Mundharmonika bis zum Stiefelknecht hinauf, der zu einer Geige umgestaltet worden. Ein junger Schustergeselle bat den Vorstand recht angelegentlich um die Erlaubniß, Klarinett blasen gehen zu dürfen; als ihm dieses nicht verstattet wurde, kam eine große Thräne in seine Augen und als ihm dann doch Hoffnung gegeben wurde, war ein Himmel von Glückseligkeit auf seinem Antlitze zu sehen. — Die Musik ist ein Gegenstand, der unter dem Landvolke viele Narren macht, besonders in Obersteier sind musikalische Narren nichts Seltenes. Sogar Compositeure! Ein Schneidergeselle ist mir bekannt, der weiß von nichts, als in seiner Art von Musik zu sprechen; ist sonst Niemand da, so spricht er darüber mit sich allein und an jedem Abend nimmt er seine Ziehharmonika zur Hand und macht Zukunftsmusik bis in die späte Nacht hinein.

Schwunghaft wird im Irrenhause die Fabrikation von Zündholzschächtelchen betrieben. Sie, die Umnachteten, arbeiten für unser Licht! Sie schmauchen dabei behaglich ihre Pfeifchen.

Aber auch eine commerzielle Seite hat das Völklein. Da huscht ein kleiner schwarzbärtiger Jude herum, der schließt allerlei Geschäfte ab.

„Nu," sagte der Führer zu diesem, „wie geht's, lieber Freund? Wollten Sie mir ein Pferd verschaffen?"

„Warum denn nicht?" entgegnete der Mann interessirt, „aber weshalb nur eins? Mit zweien fährt sich's besser."

„Das zweite besitze ich schon."

„Ah so. Na, ich weiß einen prächtigen Schimmel, Herr."

„Wie theuer?"

„Fünfzehnhundert Millionen."

„Ei, das finde ich wohl etwas viel."

„Aber Sie kriegen einen Eisenschimmel, der sprechen kann!"

„Zweihundert Gulden biete ich!"

Da hob der Jude schon die Hand zum Einschlagen: „Dreihundert!"

„Topp!"

Ein recht gemüthlich dreinguckender Greis freute sich, uns mittheilen zu können, daß er der Großonkel des Königs von Baiern sei. Ein anderes altes Männlein mit Adlernase und grauendem Vollbart war der Prinz von Salerno. Momentan vergaß er fast auf seine Würde und stellte sich den Anderen gleich; als ihn aber unser Führer daran erinnerte, warf er sich gewaltig in die Brust, ertheilte uns kurze Audienz und entließ uns mit einer leichten Handbewegung und einem gnädigen: „Grüß' Sie Gott!"

In einem andern Saal fanden wir einen jungen Mann eifrig mit Schreiben beschäftigt. Er war Schriftsteller und zeigte

auf unser Verlangen mehrere Manuscripte. Ein Roman — die Sprache war gewählt, die Gedanken waren logisch, die Handlung ließ sich sehr spannend an. Der Schriftsteller freute sich an dem wahrhaft aufrichtigen Lobe, das wir ihm zollten, und er nickte dankend mit dem Haupte. Vor ihm lag ein offenes, gedrucktes Buch; wir fragten, ob er daraus studire? Ja, meinte er, aus diesem Buche schreibe er eben seine Erzählungen ab.

„Daß er's gesteht," sagte mein Gefährte, „das ist an dem die Narrheit."

Dort steht ein schlichter, achtzigjähriger Greis, mit treuherzigen Augen blickt er uns an. Den haben die Weiber zum Narren gemacht noch in so späten Tagen. Sie verfolgen ihn, jede will ihn haben. Er wußte ihnen nicht mehr zu entkommen, und so sei er (nach eigener Aussage) in's Irrenhaus geflohen. — Dabei glättet er sorgfältig seine grauen Haare und guckt verstohlen in seinen Taschenspiegel.

Plötzlich, als wir so durch die Säle schritten, bemerkte ich, wie Einer mit seinem Taschentuche meinen Rockärmel abwischte. Ich müsse, meinte er, unversehens an die Mauer gestreift sein. Hierauf sah er mir und meinem Begleiter in's Gesicht, verwunderte sich und sagte: „Ja, die Herren muß ich kennen! — Das ist der Dichter Hamerling. — Und dieser Herr? Jetzt ist mir nur im Augenblick der Name entfallen; ei, das ist ja unser guter — mein lieber Landsmann Rosegger!"

Jetzt war das Verwundern unserseits.

„Ei freilich," sagte er, „ich kenne die Herren nach der Photographie."

Der Mann mochte fünfundvierzig Jahre zählen, hatte einen halb bäuerlichen Anzug, einen hübschen Vollbart und

ein recht intelligentes Gesicht. Im Raabthale war er daheim. Wir wurden näher mit ihm bekannt und er erzählte uns von seinen beiden Frauen.

„Aber das Gesetz gestattet ja zwei Frauen nicht!" wendeten wir ein.

„Ei," meinte er, „der Kaiser selber besitzt mehrere Frauen, nur heißen sie Hofdamen. Und was soll ich denn machen?" fuhr er fort, „wenn ich Ungarn und Steiermark regieren muß, so brauche ich auch zwei Frauen, eine für Steiermark und die andere für Ungarn. Ich will überhaupt die Hälfte des Ungarlandes mit deutschen Männern bevölkern, denn die Ungarn sind faule Leute, liegen halbnackt auf ihren Pußten herum und man sieht ja an den vielen Haiden und Sümpfen, was das für ein verwahrlostes Land ist."

Auf seine Frage, was es Neues gebe, theilte ihm unser Führer mit, daß die Wirren in der Türkei immer noch nicht beendet wären (es war 1877) und daß der neue Sultan Spuren von Irrsinn zeige.

„Oho!" rief der Irre und machte eine Miene des Bedauerns.

„Vielleicht wären Sie geneigt, Sultan zu werden?"

„Warum denn nicht? Ich würde die Türkei mit Ungarn und Oesterreich vereinigen und mit einer solchen Macht ließe sich schon gegen die Russen ziehen."

Man möchte eine solche Entschiedenheit und Klarheit im Regierungsprogramm nur auch den europäischen Cabineten wünschen.

„Sagen Sie mir, Lieber, in welchem Jahre waren Sie in Aegypten?" fragte der Führer den Mann.

Da legte er seinen Finger auf die Stirne und sann: „Das war im Jahre Vierundvierzig — nein, doch nicht —

Neunundvierzig, Fünfzig, im Jahre Einundfünfzig war es, als ich mit Pio Nono Aegypten bereist habe."

„Was Tausend, Sie sind mit Pio Nono bekannt?"

„Er ist ja mein Vater," versetzte der Raabthaler leise.

„Aber Sie haben doch erzählt, daß Ihr Vater im Raabthal lebe?"

Da trat er einen Schritt näher zu uns und flüsterte: „Ich habe zwei Väter und eine Mutter. Meine Mutter soll eine sehr hübsche Frau gewesen sein; mein Vater, heißt das, der Ziehvater, ist mit ihr einmal nach Rom gegangen" — und alles Weitere hat er in ganz logischem Zusammenhange erzählt, hat mit großer Ruhe und Gewandtheit die Widersprüche ausgeglichen, in die er mitunter verwickelt war und wir kamen darüber in's Reine, daß der Mann sein Lebtag her ein excellenter Fabelhans gewesen sein mußte und daß er sich sicherlich auch unter den Narren recht gut unterhalte, insofern er sein Publicum findet. Sein Letztes an uns war die Bitte um einen Ausflug in die Stadt.

Unser Führer theilte mit, daß der interessante, kräftig aussehende Mann an Gehirnerweichung leide und nur mehr kurze Zeit zu leben habe.

Und zwischen solch' emsig geschäftigen, geselligen Naturen wandeln und huschen melancholische, finstere, unheimliche Gestalten, die mit Haß hinblicken auf jedes Lächeln der fremden Besucher, welche ihr Leben in freier Welt genießen können und die vielleicht nur gekommen sind, um aus Neugierde das namenlose Elend der Mitmenschen zu schauen.

Und wahrhaftig, ich wollte einmal auch solche Narren sehen, die man eingesperrt hält, wähnend, daß sie unter ihresgleichen wieder vernünftig werden würden.

Das außerhalb des Hauptgebäudes liegende Pensionat ist für „Leute von Stand", bietet hübsche separate Wohnungen, Badekammern, Speisesäle ꝛc. und erinnert in seinen Einrichtungen an ein Curorthotel.

Nahezu drei Stunden hatte die Besichtigung der großartigen Anstalt gedauert und noch hatten wir nicht Alles gesehen. Da übrigens der Anblick der Unglücklichen selbst, besonders der Tobsüchtigen, ein überaus trauriger, ja peinlicher und das Gemüth erschütternder ist, so bleibt der Besuch einer solchen Anstalt eine sehr ermüdende und nur für starke männliche Nerven geeignete Aufgabe. Die weibliche Neugier sollte von diesen Räumen so gut wie von Gerichtsverhandlungen, Hinrichtungen u. dgl. ausgeschlossen sein. Zu empfehlen wäre der Besuch vielleicht nur den Aerzten und etwa den Dichtern und Malern. Letztere könnten hier die Leidenschaften studiren und eine Galerie von Charakterköpfen sich holen. Auch das kommt in Betracht, daß ein bloßes Durcheilen der Säle ohne Nutzen wäre und die Kranken meist durch entgegenkommende Fragen eines Kundigen auf die Aeußerung ihrer fixen Ideen u. s. w. gebracht werden müssen, so daß die Besichtigung mit Zeitverlust und einer großen Bemühung des Führers verbunden ist, welche nicht oft in Anspruch genommen werden kann.

So vorzüglich die Anstalt organisirt zu sein und verwaltet zu werden scheint, so gelingt ihr die Heilung doch nur etwa bei 17 Percent ihrer Kranken. Früher hat man Narrenthürme gehabt, deren Namen schon darauf hinweist, daß man in dieselben die Unglücklichen nur warf, um sie unschädlich zu machen! Die Heilanstalten der Irren sind eben eine noch zu neue Einrichtung, als daß sie sich schon tief genug in das Vertrauen der Bevölkerung eingebürgert hätten. So kommt

es, daß meist nur unheilbare Kranke in die Anstalt geschickt werden, und so kommt es wieder, daß dieselbe so Wenige dem Leben wieder zurückzugeben vermag.

An demselben Morgen, an welchem wir erschütterten Gemüthes das Haus der Schatten durchzogen, lag in der Todtenkammer der Anstalt unter der stillglimmenden Ampel ein Erlöster, der jahrelang mit seinen finsteren Dämonen rang und den die letzte Nacht endlich eingeführt hatte zum ewigen Licht.

II.

Die Betrüger, Räuber, Mörder und Brandleger sind jederzeit am liebenswürdigsten, wenn sie in der Haft sitzen. Und dennoch muß ich gestehen, daß ich an jenem nebeligen Wintertage, für den ich die Erlaubniß zum Besuche des Strafhauses in der Carlau bei Graz in der Tasche trug, nicht ohne Befangenheit durch das Thor der Anstalt trat.

Ein lieber Freund und ich, die wir gewohnt waren, im Leben das Schöne und im Menschen das Gute zu suchen und — gottlob! — auch zumeist zu finden, wir waren fast kleinlauter als sonst, da wir nun in die Gemeinde der Verbrecher eintreten sollten. Nicht die gemeine Neugierde hatte uns hergeführt, und auch nicht die Absicht, die Anstalt als solche zu studiren — für uns lag das Interesse anderswo: wir kamen, um Menschen zu sehen.

Der Eingang zwischen freundlichen Beamtenhäusern in den Hof ist fast einladend; wären die vielen Militär-Wachmänner und Profoßen nicht, die in strammer Haltung dastehend, mit finsterem Blicke uns mustern, man könnte glauben, daß man in einen großen, wohlbestellten Herrenhof eintrete.

Nun steht ein schmales, hohes, steilgiebeliges Gebäude vor uns. Wir weisen dem Wächter den Eintrittsschein vor, da öffnet sich das erste Eisengitter und wir kommen in eine lange Halle. Das helle Tageslicht bleibt bald zurück, die Gänge, durch die wir geführt werden, verdüstern sich immer mehr, eine kalte, dumpfige Luft weht uns an, manches schwere Gitter öffnet sich vor uns und fällt hinter uns knarrend wieder in's Schloß. Das ist ein ernster, finsterer Willkommgruß der Themis.

Wir gedenken Jener, die mit geschlossenen Händen zwischen bewaffneten Soldaten hier anlangen, hinter denen die Gitterthore für alle Tage zufallen und sich nicht eher öffnen, als bis der todte Leib herausgetragen wird zur Leichenkammer.

Wir melden uns in der Kanzlei des Herrn Directors, der sich sofort bereitwilligst zur Verfügung stellt, um uns die Anstalt zu zeigen und zu erklären.

Diese Anstalt ist, wie jene für die Irren, geradezu großartig. Ein Blick auf den Plan derselben zeigt uns die Ausdehnung des Gebäudes, das in der Form eines großen Kreuzes auf der Herrgottswiese — wie der Grund einmal geheißen haben soll — hingestreckt liegt.

Im Mittelalter war in dieser Gegend das Judenviertel. Nach der Vertreibung der Juden aus Steiermark gründete Carl II. hier einen großen Thiergarten und erbaute in demselben ein Jagdschloß, in welchem er sich zur Sommerszeit gern einige Wochen aufhielt. Das Schloß steht noch, ist aber kein Lustschloß mehr. Unter Maria Theresia wurde es in ein Arbeitshaus umgestaltet, später eignete man es zu einer Kaserne, und nachdem im Jahre 1794 die französischen Kriegsgefangenen darin untergebracht wurden, bestimmte man das

alte Jagdschloß zu einem Strafhause. Vor mehreren Jahren erhielt es einen vollständigen Um- und großen Zubau, das Zellengefängniß, dessen vorzüglicher Einrichtung wegen es zu einer Berühmtheit des Landes geworden ist.

Nachdem wir nun durch lange Gänge fortgeschritten waren und hie und da ein Galgengesicht an uns vorübergehuscht kam, standen wir plötzlich in einem merkwürdigen Rundbau, von dem aus vier Gänge im Rechteck ausmünden. Das ist der Mittelpunkt des Kreuzes. Es ist drei Stockwerke hoch und durch seine luftigen Balcone und Treppen aus Eisenconstruction auffallend. Von hier aus übersieht man die langen Gänge mit den vielen schmalen Thüren an den Wänden — die Thüren der Zellengefängnisse.

Von diesem Rundbau geht im zweiten Stocke eine Thüre in die Kirche. Die Kirche ist geräumig, licht und macht mit ihrer kunstreich geschnitzten Holzdecke einen höchst freundlichen Eindruck. Zwei Reihen langer Bänke sind für die Häftlinge bestimmt, auf dem Chore sind die Plätze für die Zellengefangenen. Das Presbyterium mit dem Altare ist sehr erhöht, steht auf Säulen und ist für die Häftlinge vollständig unzugänglich. In dieser Kirche befindet sich das alte Altarbild der ehemaligen Festungskirche auf dem Grazer Schloßberge, dem heiligen Thomas geweiht. Zwei andere, neue Bilder, das eine die Mutter Gottes darstellend, das andere den Heiland, der sich zu einem Büßer niederbeugt, hat ein Sträfling der Anstalt vermacht.

Gar bedeutungsvoll nimmt sich an diesem Orte der Beichtstuhl aus. Die Sünden des Tages werden begangen und verziehen, nur jene schweren Thaten, für die der Richterstuhl des Gesetzes die Genugthuung dictirt hat, hallen schaurig noch fort von einem Beichttag zum andern.

Hier versammeln sich des Morgens um **7 Uhr** abwechselnd in Partien die Sträflinge zur Messe. Die Katholiken haben dem Gottesdienste jeden zweiten Tag beizuwohnen. Hierauf geht's zum Lernen und zur Arbeit.

Die Anstalt hat eine vollständig organisirte Volksschule; ich kenne viele Gemeinden, die trotz aller Anstrengungen ihren lieben unschuldigen Kindern kein so wohl eingerichtetes Schulzimmer zu bieten vermögen, als es hier der Staat den Verbrechern giebt. Und er hat Recht. Da sitzen denn dreißig- und vierzigjährige Schulknaben und lernen das ABC, und führen zumeist schon nach kurzer Zeit eine gute Handschrift. Mancher Gauch aus dem Windischen herauf spricht nach wenigen Jahren Zuchthaus ein anständiges Deutsch; mancher Langfinger übt sich mit Schick und Glück im Zeichnen und manche Gurgel, die man in früherer Zeit einfach durch den Strick luftdicht verschlossen hätte, bildet sich hier im Gesange aus. Es ist geradezu ein Glück für Viele, daß sie in dieses Haus gekommen sind. Nur soll man dies nicht zu laut sagen, denn im Volke giebt es manchen jungen Mann, der sich vergebens nach Ausbildung seiner Fähigkeiten sehnt; etwa fiele irgend Einem Carl Moor's Spruch ein: Dem Manne kann geholfen werden.

Wir sahen vorzügliche Ornamenten- und Freihandzeichnungen, wir sahen meisterhafte Holzschnitzarbeiten, wir hörten schönen, durchgebildeten Gesang und wir freuten uns, daß sie, die Göttliche, die Kunst, auch den Unglücklichsten, den Verworfenen, so liebevoll zur Seite steht. Eine ausgewählte Bibliothek von Erbauungs-, Belehrungs- und Unterhaltungsschriften steht den Sträflingen zur Verfügung, wovon die länder- und völkerbeschreibenden Werke die meiste Nachfrage erfahren. Auch Schiller wird gern gelesen und einer der Leser

hatte den bekannten Satz aus der Braut von Messina: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld“ zweifach angestrichen. Das war Einer, den sie wegen dreifachen Mordes zur lebenslänglichen Kerkerhaft verurtheilt hatten, der aber gegen diese „unmenschlichste aller Strafen“ die Berufung anmeldete und um die Gnade bat, kurz und gut abgestraft, nämlich gehenkt zu werden.

In den Arbeitssälen fanden wir endlich Häftlinge. Sie waren in den bekannten grauen, weiten Lodenkleidern. Die meisten gut gepflegt, gekämmt, rasirt und emsig bei der Arbeit. Bei unserem Eintritte erhoben sich die Sitzenden, zogen sehr unterthänig ihre Hauben vom Kopfe und sahen uns in's Gesicht, so gut es gehen wollte. Der Director sagte zu Manchem ein freundliches Wort. „Er kann schon auch streng sein,“ hörte ich von einem der Sträflinge sagen, „aber zehnmal lieber ist's mir da, als in der Kaserne bei den Officieren.“

Mir fiel auf, daß die Mehrzahl der Verbrecher — auch im Spitale der Anstalt — noch jugendlichen Alters war. Auf manchem Gesicht war die Verschmitztheit, die Brutalität und Bösartigkeit scharf ausgeprägt, andere Physiognomien wieder sind so harmlos und gutmüthig dumm, daß man nicht errathen möchte, durch welche List ihnen die Aufnahme in dieses Haus gelungen sein konnte. Niedergeschlagen und verzagt sah ich kaum Einen. Ich hatte kerkerartige Räume mit finsteren, unheimlichen oder verzweifelnden Gestalten erwartet, wie sehr war ich daher von der Wirklichkeit überrascht. Die Arbeitssäle sind geräumig, wohl durchwärmt und licht; theils gehen die großen, wenngleich vergitterten Fenster derselben gegen Norden mit der Aussicht auf das malerisch daliegende Graz und die schönen Berggruppen, theils auf das weite,

sonnige Grazer Feld mit seinem Hintergrunde, den lieblichen Hügelketten, dem Wildoner Berge und den Kärntner Alpen. Wir schreiten durch Tischler-, Schnitzer-, Buchbinder-, Weber-, Schneider- und Schusterwerkstätten, wir finden überall emsige Arbeiter und solid ausgeführte Arbeit. Die Arbeiten werden hier auch so billig geliefert, daß sie dem freien Gewerbe ernstlich Concurrenz zu machen drohen. Das Unangenehme hier wie auch in den gemeinsamen Schlafsälen ist der aufdringlich dastehende Holzkasten, dessen zumeist offene Thür seinen Zweck nicht verschweigt.

Jedem wird die tägliche Arbeit so zugemessen, daß sie nur in zehnstündiger, emsiger Thätigkeit vollzogen werden kann. Und doch ist die Zeiteintheilung so gestellt, daß mancher fleißige Arbeiter Gelegenheit hat, sich des Tages sechs bis acht Kreuzer auf eigene Hand zu verdienen, wobei ihm aber nur die Hälfte für sich zu verwenden erlaubt ist. Die andere Hälfte wird ihm erst nach seiner Befreiung zugestellt, oder für seine Familie oder Erben hinterlegt.

Thun wir einen Blick in die Küche. Da wird für mehr als siebenhundert Personen gekocht und der Knödeltopf sieht einer Badewanne ähnlich, nur daß er viel größer ist. Das Kapaunenschlachten brauchen die Köche für diese Küche nicht gelernt zu haben, hingegen dürfte mancher von ihnen da sein, weil er etwa das Menschenabthun gut verstand. Jener Rothbart dort, der in der Riesenpfanne eben die Kartoffeln röstet und dabei so schief um seine eigene Nase lugt, hat einmal seinem Stiefvater die Suppe versalzen, daß diesem die Augen übergingen, und dort der Einheizer — nebenbei gesagt, ein hübscher, blutjunger Bursche — ist wegen Brandlegung hier. Der Vertheidiger hat vor Gericht diesen Jungen damit weiß waschen wollen, daß er sagte: „Amor ist der Schuldige.

Amor hat zuerst des jungen Mannes Herz entzündet; wenn dieser hernach seinem Nebenbuhler den Brand in's Haus geworfen, so hat er dasselbe gethan, wie Jener, den Ihr doch nicht straft." Das Gericht läßt aber bei Brandlegungen die Liebe für keinen Milderungsgrund gelten und es hat den Jüngling für die brandgefährlichsten Jahre zwischen feuersichere Mauern gesteckt.

In diesem Hause wird des Tages zweimal gegessen; zum Frühstück gewöhnlich Brennsuppe, zum Mittagsmahl Suppe mit Gemüse oder Knödeln oder einer anderen Mehlspeise, Donnerstag und Sonntag Fleisch. Für das Mittagsmahl ist eine kleine Stunde Zeit bestimmt.

Des Morgens werden um fünf Uhr die Häftlinge geweckt; Abends genaue Untersuchung jeder Person, um halb acht Uhr sind die Lichter (die Anstalt hat ihre eigene Gasfabrik) auszulöschen, die Nachtlichter anzuzünden und nach acht Uhr muß in den Schlafsälen tiefe Ruhe sein. Die Zeit vergeht unter Lernen und Arbeit; die Sonn- und Feiertage sind dem Unterrichte, dem Gottesdienste, der Ruhe und Erholung bestimmt. Täglich werden die Häftlinge bei günstigem Wetter eine Stunde in's Freie geführt; sie gehen paarweise, wobei jedes Paar miteinander sprechen darf, jedoch drei Schritte vom nächsten Paar entfernt bleiben muß.

Im Spitale des Strafhauses liegen Kranke, die ebenso gern gesund wären, als die Kranken anderswo. So lag ein Mann da, der lebenslänglichen Kerker hatte. Der Tod saß ihm in der Brust, man sah es, sein Auge war matt, seine eingefallenen Lippen waren dürr, und mit diesen Lippen stammelte er auf die Frage des Directors, wie es ihm gehe: „Gottlob, lieber Herr Director, schon besser. Jetzt habe ich doch wieder Hoffnung, daß ich noch einmal gesund werde."

— Wenn's Dem mit der Gesundheit nach Wunsch ginge, er bliebe im Strafhause bis zum jüngsten Tage.

Die Strafe wird an den Gefangenen in drei Classen vollzogen; der Sträfling hat in der ersten, härtesten Classe das eine, in der zweiten Classe das zweite Drittel und in der dritten Classe den Rest seiner Strafzeit abzubüßen. Doch darf nur Der in eine höhere Classe aufsteigen, welcher sich während der letzten sechs Monate keine Strafe zugezogen hat.

Von den ausnahmsweisen Nebengenüssen, als Weißbrot, Butter, Speck, Käse, Braten, Obst, Kaffee, Wein, Bier, Most, Schnupftabak u. s. w., dürfen dem Sträfling der ersten Classe wöchentlich höchstens um 20, den Sträflingen der zweiten Classe um 40 und der dritten Classe höchstens um 60 Kreuzer verabreicht werden.

Der Sträfling erster Classe darf nur alle drei Monate einmal an seine Bekannten oder Verwandten einen Brief unbedenklichen Inhaltes absenden oder empfangen. In der zweiten Classe kann das alle sechs Wochen, und in der dritten alle Monate einmal geschehen. In solchen Zwischenräumen können die Sträflinge auch Besuche empfangen, wozu ein eigenes Sprechzimmer in Bereitschaft ist.

Die Sträflinge der Gemeinschaftshaft dürfen während der Arbeit nur das Nothigste miteinander sprechen; in den freien Stunden ist ein geselliger Verkehr gestattet, doch werden Zankereien, unsittliche Gespräche, Erzählungen von begangenen Missethaten strenge geahndet.

Besondere Strafen für Solche, welche in der Anstalt strafbare Handlungen oder ein Verbrechen begehen, sind schwerere Arbeiten, theilweise Entziehung der gewöhnlichen Nahrung, Fasten bei Wasser und Brot, hartes Lager, Fesselung u. s. w.

Wir waren auf unserem Besuche so glücklich, nicht das leiseste Geklirr einer Kette zu vernehmen. Auch in den Zellen nicht. Und nun zu den Zellen.

Es schauerte mich ein wenig, als uns der Director die schmalen Gänge entlang führte, an engen Thüren mit kleinen Fensterchen vorüber, bis er endlich eine davon aufschloß. Sie war dick und schwer, sie fiel hinter uns zu. Und nun standen wir in der Zelle des Einzelhäftlings und wunderten uns, daß es nicht unheimlich war. Gegenüber der Thür fiel durch ein sehr hoch angebrachtes, aber nicht kleines Fenster helles Licht in das Zimmerchen. Dem Häftlinge ist verboten, auf seinen Stuhl zu steigen und in's Grüne hinauszuschauen, und so sieht er von der Welt, die er beleidigt hat, nichts; nur das Blau oder die Wolken des Himmels, oder die Sterne der Nacht schauen zu ihm herein. An der Wand ist ein schmales Tischchen angebracht, über welchem der Gasbrenner hervorsteht. Das Bett ist so an die Mauer gelegt, daß es der Häftling tagsüber nicht benützen kann. Auf ein Mittagsschläfchen wäre eine empfindliche Strafe gesetzt. Verschiedene Geräthe zur Pflege des Körpers stehen umher und für Mancherlei ist hier viel bessere Vorrichtung getroffen, als in den gemeinsamen Wohnsälen. Auf dem Wandschranke liegt die Hauspostille, die allerhand geistige Anregung zu bieten vermag, wenn man versucht, wie sich die Worte verkehrt lesen oder gar, wenn man in ihr verschiedene Geheimschriften verfaßt, indem man etwa mit einer Nadelspitze bestimmte Buchstaben markirt, die ein Eingeweihter hernach leicht zusammenfindet und auf solche Weise Ueberlieferungen geschehen können, von denen die Aufseher keine Ahnung haben. Doch ist solcher Zeitvertreib selten nöthig; auch in die Einzelhaft verfolgt den Sträfling die Arbeit, die er vielleicht zeit-

lebens gewohnt war zu fliehen. Trotz der Einzelhaft ist der Sträfling nicht allein; er kann zu jeder Secunde von dem Aufseher durch das Guckfensterchen beobachtet werden. Für den Fall er den Aufseher zu rufen wünscht, steht ein Signalapparat zur Verfügung.

Der Einzelhäftling ist überall abgesondert; bei Spaziergängen hat er jedem Andern auf sechs Schritte fern zu bleiben, in der Kirchenbank sitzt er isolirt, nur das Wort Gottes und der Orgelklang meiden nicht sein Ohr, sondern halten seine Gemeinschaft mit den Gläubigen noch aufrecht.

Die Einzelhaft, die über Viele nur für bestimmte Tage, etwa Jahres-, Monats- oder Wochentage des Verbrechens, verhängt wird, darf selbst im schlimmsten Falle für die Person nicht länger als drei Jahre währen, wohl aber kann dieselbe durch zeitweilige Dunkelhaft verschärft werden. Die Zellen der Dunkelhaft unterscheiden sich von den andern Zellen nur durch massive Fensterbalken, die von innen zuzumachen sind und die Kammer in absolute Finsterniß versetzen. Eine solche Nacht kann 72 Stunden, aber nicht länger, währen. Das mag wohl der härteste Grad der Strafe sein und in dieser Camera obscura dürften die Bilder der begangenen Missethaten manchmal zur quälendsten Farbenpracht gedeihen.

Das Strafhaus in der Carlau beherbergte zur Zeit über siebenhundert Sträflinge, und zwar blos männlichen Geschlechtes; die weiblichen Sträflinge sind in Lankowitz bei Köflach untergebracht. Jeder der Häftlinge hat ein Strafausmaß, das die Dauer eines Jahres übersteigt. Die Mehrzahl der Zuchthäusler besteht wohl aus Dieben und Betrügern. Fälscher von Gemarkungen und Werthpapieren, Erbschleicher, Majestätsbeleidiger, Religionsstörer sind da, dann Todtschläger, Brandstifter, Straßenräuber, Giftmischer

und Raubmörder. — Auf der Stirne steht es den Wenigsten geschrieben, und wenn sie in gewöhnlichem Kleide auf der Gasse wandelten, so würden sie ehrlichen Leuten auf's Haar ähnlich sehen. — Feiner angelegte Naturen und Leute aus besseren Ständen werden hier unvergleichlich schwerer bestraft, als rohe, stumpfsinnige Gesellen, welche die Entziehung der Freiheit niemals so empfinden werden, als erstere.

Der Interessanteste und Berühmteste in der ganzen Gesellschaft war wohl der Raubmörder Ulbel.

Der war vor vielen Jahren wegen eines gräßlichen Mordes zur lebenslänglichen Kerkerhaft verurtheilt und nach Gradiska gebracht worden. In dieser Anstalt hatte er sich so musterhaft aufgeführt und hatte bei einer Emeute einem Aufseher das Leben gerettet. Nach langjähriger Gefangenschaft wurde er begnadigt. Kurze Zeit darauf, etwa vor zehn Jahren, verübte Ulbel in einem einsamen Bauernhause Untersteiermarks einen mehrfachen Mord. Man wurde des Mörders alsbald habhaft; die Gerichtsverhandlung in Graz war eine der interessantesten und erschütterndsten, die sich vor dem Grazer Landesgerichte abgespielt haben. Die glänzende Selbstvertheidigung des Raubmörders, die Verstellungskünste, womit er die Zeugen und das Publicum, ja selbst die Richter zu täuschen wußte, trugen dazu bei, daß er nicht zum Tode, sondern wieder zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurtheilt wurde.

Ulbel wurde in die Strafanstalt der Carlau gebracht, wo er seine musterhafte Aufführung sofort wieder anbahnte. Man traute ihm nicht mehr, sondern hielt ihn in strenger Einzelhaft. Vor etwa drei Jahren war's, daß er in einer stürmischen Winternacht entfloh.

Mit der Feder einer alten Crinoline war es ihm gelungen, die dicken Stäbe des Fenstergitters zu durchfeilen;

aus Zwirn, den er sich von seiner Schneiderarbeit allmählich bei Seite geschafft, hatte er sich einen Strick gewunden, vermittelst welchem er sich vom zweiten Stock in den Hof hinabließ. Mit großem Geschicke überkletterte er die Hofmauer und floh trotz der Verletzung, die er sich beim Sprunge von der Mauer am Fuße zugezogen hatte, durch Sturm und Schnee über die Ebene dahin. Um seine Sträflingskleidung gegen eine Andere zu vertauschen, war er gezwungen, den Erstbesten, der ihm begegnen sollte, anzufallen; zum Glücke wurde er schon am nächsten Tage abgefaßt.

Seither bewohnte der Mann bis zu seinem Tode eine einsame, düstere Zelle, trug schwere Ketten und war wohl der Einzige in der Anstalt, der sich als eminent romantischer Raubmörder noch eines echten und rechten Kerkerlebens zu erfreuen hatte.

Was wir eigentlich suchten, fanden wir nicht — im Sträfling den Menschen. Der Mensch wird im Gerichtssaale abgethan und der Verbrecher stellt im Strafhause nur mehr ein Object dar, das man weder haßt noch liebt. Diese Objecte sind für die Dauer der Strafzeit dem Staate zur beliebigen Benützung anheimgestellt und der Staat bildet sie für seine Zwecke möglichst aus und verwendet sie als Werkzeuge für die verschiedensten Arbeiten.

So stellt sich's dem Besucher der modernen Strafanstalten dar. Was sich seinen Augen entzieht, hat vielleicht ein ganz anderes Wesen, ist reich an Leidenschaften, Haß, Elend und schwerer Tragik. Wäre das nicht der Fall, so ließe sich die Antipathie unserer oft in elendster Verkommenheit sich hinfristenden Diebe und Räuber vor dem Eingesperrtwerden schwer begreifen.



Begegnungen mit Dichtern.

Eins von Anastasius Grün.

Als ich aus den Bergen in die Stadt kam, war ich ein recht höflicher junger Mann. Ich hatte großen Respect vor Jedem, der einen schwarzen Stadtrock trug und witterte hinter jedem feinen Tuche einen hohen Herrn, unter jedem Seidenhut einen gescheiten Kopf, vor dem ich mein Lodenhütlein in Ehrfurcht zog. Und war es gar ein Bekannter, so bereitete ich mich immer schon auf viele Schritte vor, ihn mit allem Aufwande meiner Artigkeit zu begrüßen.

Da war es ein großer, ziemlich beleibter Herr mit röthlichem Vollbart, der meinen Gruß besonders freundlich erwiederte und mir schließlich im Grüßen sogar noch zuvorkam, wenn wir uns begegneten. Ich traf ihn in der Herrengasse, oder auf den Glacisgründen, oder auf dem Schloßberg. Einmal hielt er mich sogar an, fragte, wie es mir gehe, was ich von der Heimat höre und wie es mir in Graz eigentlich gefalle. Auf die erste und auf die dritte Frage antwortete ich: „Danke, gut;" auf die zweite: „Danke, nichts."

Und einmal, als sich der freundliche Mann nach einem solchen Gespräche wieder zwischen den übrigen Fußgängern der Herrengasse hinbewegte, wendete ich mich an einen Studiengenossen, der mich begleitete: Ob er mir nicht sagen könne, wer jener Herr sei.

„Welcher Herr?"

„Der Große dort, mit dem lichten Bart."

„Den kennst Du nicht? Das ist ja Anastasius Grün, von dem unser Deutsch-Professor gestern die Gedichte vorgelesen hat."

Was? Und der lebt noch? Und in Graz? Ich hätte gedacht, die großen Dichter, von denen man in der Schule hört, müßten alle nur in Stahlstich vorhanden sein — und jetzt geht Einer da auf der Gasse so herum und ist genau wie die Andern.

Aber mein Gruß — als ich eines nächsten Tages dem blondbärtigen Mann wieder begegnete — hatte durch obige Aufklärung nicht an Welt gewonnen. Ich nahm, als ich seiner ansichtig wurde, den Hut vollends ab und trug ihn in der Hand, bis Jener eine Strecke vorüber war.

Und eines Tages blieb er vor mir stehen und sagte: „Lieber Freund — aber setzen Sie auf! — wie geht's Ihnen?"

„Danke, gut."

„Was hören Sie von Ihrem Obersteier?"

„Danke, nichts."

„Wie steht's mit dem Lernen?"

„Danke, gut."

„Geht's?"

„Ja. Nur beim Rechnen plagt's."

„Ei, das ist! — Na, nur Muth, wird sich schon machen. Was wäre mir das für ein Kaufmann, der nicht rechnen könnte! — Wollen ja doch Kaufmann werden? — Nicht?"

„Ich meine alleweil," bemerkte ich muthlos, „so weit werde ich's nicht bringen können. Schönschreiben lerne ich fleißig, und daß ich's halt wo bei einem Schriftsteller oder Dichter zu einem Abschreiber könnt' bringen."

Muß gestehen, daß ich diese Bemerkung nicht ganz ohne Absicht machte. Er aber lachte so laut auf, daß mehrere Vorübergehende ihre Köpfe nach ihm wendeten.

„Abschreiber! Bei einem Dichter!" rief er, „junger Mann, das Zeug schlagen Sie sich aus dem Kopf. Deshalb hat man Sie nicht in die Handelsakademie gegeben. Wie alt sind Sie?"

„Zweiundzwanzig Jahre."

„Etwas spät, allerdings. Die mercantilen Wissenschaften brauchen Zeit. Nur Fleiß — das ist die Hauptsache. Glauben Sie mir, Sie werden noch ein tüchtiger Geschäftsmann. Wo speisen Sie heute?"

„Beim Kaufmann X."

„Und morgen?"

„Morgen Samstag beim Herrn Professor N."

„Schade. Haben Sie für Montag Tisch?"

„Nein," flüsterte ich.

„Gut, speisen Sie am Montag bei mir."

„Oh, danke," und ich neigte mein Haupt.

„Kommen Sie um 1 Uhr. Es geht recht lebhaft bei mir her; können ganz ungenirt sein. Also, leben Sie wohl, es bleibt dabei. Vielleicht — na, wir sprechen noch davon. Auf Wiedersehen!"

Er kneipte mir die Hand und eilte davon.

Ich konnte mich nicht sogleich fassen. Es war ein so berühmter Mann — Anastasius Grün. — In Freude und Angst zugleich eilte ich der Akademie zu. An demselben Tage kam ich in der Arithmetik „auf," stieß zuerst in der Verwirrung den Schemel um, auf welchem Schwamm und Kreide lagen und stieß im Laufe der Aufgabe den Satz um: „Zweimal zwei ist vier."

Der Herr Professor sah mich mitleidig lächelnd an und sagte: „Wohl sehr schwach, lieber Freund. Gehen Sie auf Ihren Platz.“ Und machte ein Zeichen in seinem Notizbuche.

In solchen Momenten habe ich viel gelitten. Bei mir hing die nächste Zukunft am Schulzeugnisse. Brachte von den Kaufherrensöhnen einmal Einer ungünstige Noten nach Hause, so setzte es vielleicht ein Donnerwetter oder einen Fasttag mit Fischen aus Menschenfleisch, oder es wurden auf andere Weise die Freuden der Vacanzen geschmälert, das war Alles. Anders bei einem blutarmen Hospitanten, den sie aus Barmherzigkeit unterstützten.

„Das schaut nicht gut aus, mein Lieber! Da sehe ich ja lauter Genügend! Und selbst ein breiter Zweier in der Arithmetik! Sollte es denn wirklich an Talent fehlen! Dann war's ja ungeschickt, daß man Sie in die Schule schob. — Ein Handwerk ist zehnmal gescheiter. Nun, da nehmen Sie noch die Kleinigkeit für die Ferien, aber im nächsten Jahre — man hat allerlei Auslagen. Sie begreifen —!“

Manchem wird so das Mene Tekel auf das Schulzeugniß geschrieben. Er hat den redlichsten Willen und Fleiß, ist aber ungeschickt und verzagt, auf dem Papiere fehlt der Erfolg und er wird fallen gelassen.

Mir erging es, Gottlob nicht so, obwohl ich's im Laufe der Schuljahre meinem guten Arithmetik-Professor oft genug ziffermäßig nachgewiesen hatte, daß ich zum Kaufmann nicht das Zeug in mir trug. Er maß unter allen Umständen meinem Willen eben mehr Glauben bei, als meinen Ziffern; in anderen Fächern, besonders in solchen, wo von Poeten die Rede war und Gedichte vorgetragen wurden, war es mit mir so ziemlich leidlich.

Am liebsten wurden in unseren schöngeistigen Stunden solche Poesien gewählt, welche die Industrie, den Weltverkehr, den Kaufmannsstand verherrlichten. So auch las der Professor mit Begeisterung gern Anastasius Grün's: „Poesie des Dampfes," gerichtet gegen jene Sänger, welche klagen,

Daß Poesie entsetzt nun fliehen werde,
Auf schnurgerader Eisenbahn entjagen,
Entführt auf Dampffregatten uns'rer Erde,
Auf Dampfcarossen ferne fortgetragen!
Ei, wart ihr denn so hold den krummen Wegen,
Daß ihr so sehr die g'raden scheuen könnet?
Und ist Euch's Poesie, auf Holperstegen
Zu kriechen, wenn zu fliegen euch gegönnet?
— — — — — — — — — — — — — — —
Ich will indeß hinab die Bahn des Rheines
Auf schwarzem Schwan, dem Dampfschiff, singend schwimmen,
Den Becher schwingend voll des gold'nen Weines,
Dir, Menschengeist, den Siegeshymnus stimmen,
Wie dir der Feuergeist die Flammenkrone
Herab vom stolzen Haupt hat reichen müssen,
Wie du dem Erdengeiste, seinem Sohne,
Das eherne Herz kühn aus der Brust gerissen;
Wie du zu beiden sprachst: Ihr sollt' nicht rasten!
Daß fürder Mensch nicht Menschen knechten möge,
Geh', Feuer du, und trage seine Lasten!
Leb', Eisen du, und wandle seine Wege!

Ich weiß, daß deines Wandelns Flammengleise
Kein Blümchen im Poetenhain bedrängen,
So wie des Heiligenscheines Gluthenkreise
Kein Löckchen am Madonnenhaupt versengen."

Solch' poetische Verherrlichungen jener Dinge, die uns in der mathemathischen und technischen Abtheilung so sauer wurden, versöhnten mich immer wieder mit der Anstalt.

Der Montag nahte allmählich. Da fiel es mir ein: die Stadt ist groß, hast du ihn denn gefragt, wo er wohnt? Du hast ihn nicht gefragt und er hat vorausgesetzt, du wüßtest es.

In meiner Noth eilte ich zum „Deutsch-Professor“ und fragte nach der Adresse des Dichters Anastasius Grün.

„Wie? Bei ihm geladen sind Sie? Der Tausend! Sie sind ja ein Schwerenöther! Nun, mich freut's. Graf Auersperg wohnt in der Elisabethstraße in seinem Palais.“

„Graf Auersperg? Nein, ich meine, zum Anastasius Grün will ich gehen.“

„Dann können Sie dem Grafen Auersperg nicht gut ausweichen, denn beide sind wenn man sie in der Nähe betrachtet — Einer.“

Nun wurde meine Angst noch größer und ich bedachte, ob es dem Grafen wohl recht sein werde, daß mich der Dichter geladen habe. Noch am Sonntagsabend las ich in seinem Buche und vermochte nicht ein Jtüpfelchen zu entdecken, welches auf einen so hohen Herrn gedeutet hätte. Daß sich ein Mensch nur so verstellen kann!

Und am Montag nach dem Collegium um zwölf Uhr begann ich mich herauszuputzen. Ich hatte an nichts gespart. Als ich in der Elisabethstraße zu jenem stattlichen Hause kam, das zu halb wie ein Schloß und zu halb wie ein Tempel aussieht, schlug es dreiviertel Eins. Ich stand am Eingangsthore und wartete auf den Stundenschlag, um genau zur bestimmten Zeit zu erscheinen. — Das war eine lange, böse Viertelstunde und als auf dem Schloßberg die Uhr schlug, ging's mir ganz heiß durch's Herz. Schließlich hatte ich noch mit dem Thorwart zu thun, der wollte mir das Treppenthor nicht erschließen, bis ich ihm gestand, daß ich geladen wäre.

Im Vorzimmer oben war wieder ein Anderer, der mich etwas herrisch fragte, was ich wünsche.

Ich verlangte in höflichster Art nach dem Herrn Anastasius Grün. Hierauf wurde ich in ein hohes, dunkel ausgeschlagenes Zimmer gelassen — und da stand ich auf dem weichen Teppich zwischen den vielen Lehnsesseln und zwischen den großen Bildern, die von der Wand niederschauten.

Jetzt hörte ich was rauschen. Eine Doppelthür ging auf und eine schöne, freundliche Frau trat ein.

Ich hauchte einen „guten Morgen" und erschrak sofort über das Unschickliche — nach zwölf Uhr ist ja nicht mehr guter Morgen.

Sie machte eine Handbewegung, daß ich mich setzen möge und ging hierauf durch eine andere Thür wieder ab.

Ich betrachtete mir die Wandgemälde. Da sah ich ein Frauenantlitz, in welchem ich leicht die Dame erkennen konnte, die eben durch das Zimmer geschritten war. Neben diesem Bilde hing ein anderes, darauf war ein Männerhaupt mit hoher, ernster Stirne und milden, blauen Augen. Ein dunkelblonder, etwas in's Grau spielender Backen- und Schnurbart zog sich um die freundlichen Lippen und das glattrasirte Kinn. Tiefes Denken und warmes Fühlen lag in diesem schönen, ausdrucksvollen Antlitze, von dem ich meine Augen nicht wenden konnte.

Als ein Bedienter eintrat, um die Fensterrollen niederzulassen, als sollte der scharfe Sonnenstrahl auch dem Auge des wartenden Fremden nicht weh thun dürfen, fragte ich, wen dieses Bild vorstellen sollte.

„Se. Excellenz, den Herrn Grafen."

„Auersperg? Den Anastasius Grün?"

„Ja wohl."

Da schüttelte ich den Kopf und sagte: „Ist nicht gut getroffen.“

„Meinen Sie?“ versetzte der Diener und fügte mit gewissem Nachdrucke bei: „Es giebt kein besseres Bild von Sr. Excellenz, als dieses.“

Jetzt kam plötzlich eine Bangigkeit in mich, die in ihrer Größe nicht zu vergleichen mit der Angst, welche dem Besuche vorausgegangen war.

„Komme vielleicht lieber ein andermal,“ sagte ich und schickte mich an, fortzugehen. Da ging die Thür auf und er trat ein. Leibhaftig er, der auf dem Bilde war, aber nicht derselbe, welcher mich auf der Gasse für diesen Tag zu Tische geladen hatte — ein Anderer.

Jetzt war's fürchterlich klar, hier war ein Mißverständniß geschehen und ich, der ich mir in normalen Verhältnissen vor Verlegenheit keinen Rath gewußt hätte, ich fand mich in einer Noth, in der ganz andere Leute als ich aus der Fassung gekommen sein würden. Stürze hinaus — davon! Und Alles ist gut! Das war mein erster Gedanke. Da war der Mann schon auf mich zugekommen und fragte mich mit gütiger Stimme um mein Begehren. Vielleicht hatte meine so armselige Erscheinung sein Mitleid erweckt; daß ich da war, um mit ihm Mittag zu essen, das hatte er gewiß nicht geahnt und ich hatte zum Glücke so viel Fassung gewonnen, um mir denken zu können: er weiß von nichts und soll von nichts wissen.

Nachdem er erfahren, daß jener junge Mensch vor ihm stehe, den man als „Naturdichter“ vom Gebirge nach Graz genommen hatte, drückte er mir die Hand und sagte: „Setzen wir uns ein wenig zusammen.“

Mit diesen Worten war meine Befangenheit und Verlegenheit wie weggeblasen und es war mir gewiß: mit dem Manne läßt sich Kirschen essen.

Wir saßen ziemlich lange beisammen. Als ich ihm auf seinen Wunsch von meinen Schulangelegenheiten erzählt hatte, bemerkte er: „Es wundert mich, daß man Sie nicht in's Gymnasium gegeben hat. Ja selbst in der Lehrerbildungsanstalt, dächte ich, wäre für Sie ein günstigerer Platz, als in einer Handelsschule."

Ich widersprach ihm mit jener Bestimmtheit, mit welcher alle jungen, unerfahrenen Leute ihre Behauptungen so gern bekräftigen: „Oh nein, die Handelsakademie ist für mich schon recht; es werden darin auch Gedichte vorgelesen."

Er lächelte.

„Es ist wahr, lieber Freund, bei Ihnen handelt es sich um den möglichst raschen Anlauf zu einer allgemeinen Bildung und ich höre, daß die hiesige Handelsakademie mehrseitiger ist, als andere ähnliche Anstalten, und daß sie auch die humanitären Fächer berücksichtigt. Wenn Sie sich auch praktische Fertigkeiten aneignen, so wird Ihnen das gar nicht schaden. Das Brot will einmal verdient sein. Gewinnen Sie aber außer Ihren Studien Zeit, sich mit Literatur abzugeben, und haben Sie Interesse daran, so steht Ihnen meine Büchersammlung zur Verfügung.

Ich wußte bereits, daß man sich in solchen Fällen verneigt und that es. Bei ihm war es aber mehr, als Artigkeit. „Kommen Sie," sagte er, „vielleicht wollen Sie gleich etwas mitnehmen."

Und er führte mich in sein Bücherzimmer, wo wir beide eine Weile herumstöberten. Unter Anderem erinnere ich mich noch, daß eine Schublade zu öffnen war, die nicht aus ihrem

Fache wollte. Beide zogen wir an den Henkeln und mir war bei dieser gemeinsamen Arbeit mit dem großen Dichter ganz sonderlich zu Muthe.

Die für mich bestimmten Bücher schlug er mir fein glatt in ein Papier. Dabei sprach er fortwährend von meinen Angelegenheiten und ich wollte nur gewünscht haben, daß er von sich etwas erzählt hätte: so wie ich auch diese Erinnerung wahrlich nicht niederschreibe, weil sie meine Person betrifft; ihr einziges Interesse kann nur darin liegen, daß sie von Anastasius Grün handelt. Hier sei erzählt, wie ich, Dank meines komischen Irrthums in der Person des Einladers, mit dem berühmten Dichter bekannt geworden bin. Und von diesem Tage an — ich sage es mit Stolz und Dankbarkeit — stand ich mit ihm im Verkehr. Nachmittags nach fünf Uhr, wenn er sein Schälchen schwarzen Kaffee trank, saß ich oft bei ihm und lauschte seinen Worten. Gern erzählte er mir aus seinem Leben, oft auch von jenen Zeiten der Geisteskhechtschaft, gegen die er so heiß gekämpft hat. Er beglückwünschte die Generation, die für diese Zeiten zu spät gekommen ist und sich die alten Tage erst erzählen lassen muß, um die neuen recht zu würdigen.

War vom Weltlauf die Rede, den gewöhnliche Leute bei jeder Gelegenheit so gern verschimpfiren, so konnte man an Auersperg jenes große Wohlwollen, jene lebendige Liebe und jene unerschütterliche Zuversicht bewundern, die einen echten Dichter kennzeichnen. Er wußte die Welt so zu wenden, daß sie Einem gefiel. Wie wohlthätig wirkt das auf einen jungen Menschen! — Kam das Gespräch auf seine eigenen Werke und Pläne, so trat an ihm nicht jene erkünstelte Bescheidenheit zu Tage, die als solche gern gelobt sein möchte, sondern jene wahre Schlichtheit, die sich an dem Gelungenen wohl

freuen mag, hingegen stets unbefriedigt ist vom eigenen Schaffen, weil das Wollen bedeutender Menschen eben viel höhere Ziele steckt, als das menschliche Können je zu erreichen vermag. Anastasius Grün gab sich so, daß seine Größe dem Besucher nicht drückend war. Wenn er sich nach dem Befinden und Bestreben seines Besuchers erkundigte, so war ihm das nicht blos Sache jener conventionellen Höflichkeit, die unter Umständen eher verstimmend als einnehmend wirken kann; man hatte bei ihm das Gefühl eines wirklichen und warmen Antheils, der sich so gern auch in Rath und That bethätigte. Nicht selten schlug sein Gespräch eine schalkhafte Wendung ein, die jedoch bald wieder dem milden Ernste seiner geistvollen Gedanken wich.

Gegen seine Widersacher — und als braver Mann hatte er deren viele — hörte ich von seinen Lippen nicht ein einziges böses Wort; wenn er von ihnen sprach, so sprach er mit Achtung und Toleranz. Wie doch anders sieht die Freisinnigkeit edler Naturen aus, als jene eigennütziger, parteiischer Charaktere, deren leider der moderne Liberalismus so manche zählt. Der wahre Liberalismus — und das ist auch ein Wort Anastasius Grün's — ist groß, weil er unparteiisch ist, weil er Jedem das Seine läßt, weil er die ehrlich gemeinte Bestrebung eines Jeden respectirt, weil er weiß, daß in ethischer Beziehung jeder Weg der rechte ist, der gewandelt wird, in der Absicht, an's rechte Ziel zu kommen. Strenger ist der wahrhaft Freisinnige gegen sich selbst; er für seine Person erkennt nicht jeden Weg als den rechten, den er heute vielleicht aus Bequemlichkeit, morgen aus Ehrgeiz, übermorgen aus Eigennutz und an einem der nächsten Tage aus Herzensbedürfniß wandeln möchte. Er bleibt in allen Lebenslagen auf dem Pfade, den seine Ueberzeugung gewählt hat, indem er

nur das Eine wünscht, daß ihn auf demselben die Welt in Ruhe lasse. Ist aber dieser Freisinnige ein Mächtiger, ein Gesetzgeber, so hat er wohl darauf hinzuwirken, daß seine Grundsätze Gemeingut werden; diese Hinwirkung hat auf humanitärem Wege zu geschehen. Soviel nur als kurzes Streiflicht auf die Grundzüge jener Darlegungen, deren der große Mann den armen Studenten für werth hielt. —

Nun frägt der Leser noch, ob ich's denn nicht erfahren hätte, wer jener Herr war, der mich damals zu Tische geladen, und den ich mit dem Grafen Auersperg verwechselt hätte?

Auch mit dem bin ich später bekannt worden und habe mein Versäumniß reichlich nachgeholt. War auch ein braver Mann, aber bei näherem Vergleiche entschieden nicht mit dem Dichter zu verwechseln — es war der Herr Meyer.

Graf Auersperg hat es lange nicht erfahren, in welcher Absicht ich das erstemal in sein Haus trat.

Erst im Jahre 1876, wenige Wochen vor seinem Tode, als wir auf dem Perron eines obersteierischen Bahnhofes miteinander auf- und abgingen, erzählte ich ihm die eigentliche Ursache meines ersten Erscheinens in seinem Hause. Er lachte nicht einmal dazu, sondern fragte: „Und wo haben Sie an jenem Tage gegessen?"

Ich gestand ihm, daß mich die Freude über die neue Bekanntschaft gesättigt hätte.

„Aber, lieber Freund, das müssen wir ausgleichen," sagte er. „Sie geben mir, sobald Sie von Ihren Touren nach Graz zurückkehren, das Vergnügen, bei mir zu speisen."

Ich sagte zu und kam. Und fand ihn ruhen hoch auf dem castrum doloris.



Eins von Ludwig Anzengruber.



m Spätherbst des Jahres 1870 verlautete in den Grazer Theaterkreisen das Gerücht, daß ich, dazumal noch ganz unter dem Ehrennamen „Naturdichter“ bekannt, an einem Volksstücke arbeite, dessen Motiv das Cölibat sei.

Ich, der dazumal noch ganz planlos auf literarischen Steppen und zwischen den aufgeregten Parteien des „Culturkampfes“ umherirrte, ließ mich von obigem Gerücht bestechen, setzte mich hin und schrieb den „Dorfcaplan, ein Volksstück mit Gesang in fünf Aufzügen.“ — Ein junger Dorfcaplan verliebt sich heimlich in ein hübsches Bauernmädchen. Dieses fühlt sich zu ihm hingezogen, vertraut ihm in ihrer Kindlichkeit, daß sie ein süßes Geständniß auf dem Herzen habe, das vor Gott und Menschen eine große Sünde sei, aber das sie überaus glückselig mache. Er — der junge Priester — allein habe ihr ganzes Vertrauen, sie wolle ihm's beichten, aber er dürfe sie nicht verstoßen. — Der Caplan jubelt bei sich, er ist überzeugt, sie will ihm ihre Liebe erklären. Er sehnt sich nach diesem Geständniß, will aber früher mit seinem Gewissen fertig werden. Der Conflict endet damit, daß der junge Hitzkopf beim Consistorium seinen Austritt aus dem Priesterstande anmeldet.

Darüber bricht das Herz seiner alten Mutter, der Caplan wird excommunicirt und hilflos verstoßen. Nun will er zur Geliebten gehen, ihr süßes Geheimniß hören, ihr das seine offenbaren, mit ihr in die Fremde ziehen und seinen Herd gründen. Und nun erfährt er, daß sie einen jungen Gutsbesitzer liebe, mit dem sie gegen den Willen ihres Vaters der Liebe Glück schon genossen habe. Das war jenes Geheimniß, das sie ihm früher im Beichtstuhle mittheilen wollte, und deswegen er seinen Stand, seine Würde und sein Leben verscherzte. Der Held geht mit zerrissenem Herzen, den Tod suchend, in die Fremde und damit schließt das Stück. Allerlei tolle Nebenepisoden waren eingeflochten, auch mehrere originelle Volkslieder, und ich hielt — wie jeder junge Autor — große Stücke auf mein Werk.

Hielt es auch nicht geheim, so daß eines Tages der damals in Graz engagirte Schauspieler Heiter in meine Stube trat und mich bat, ihm die erste Aufführung meines neuen Stückes zu seinem Benefice zu überlassen.

So leicht hatte es selten ein junger Dramatiker; anstatt meine Arbeit bei allerlei Bühnen einzureichen, barsch abgewiesen, oder auf unbestimmte Zeit vertröstet, oder gar nicht erledigt zu werden, brauchte ich nur „Ja" zu sagen, und der „Dorfcaplan" entrollte sich wenige Wochen nach seiner Entstehung vor den Rampen.

Ein guter Engel aber — denn nicht allein Kinder, auch Poeten haben ihre Engel — zupfte mich irgend an einem Fältchen meiner Seele: ich solle einstweilen noch nicht „Ja" sagen, sondern mein Stück früher einem verständigen und aufrichtigen Freunde vorlegen. So bat ich Herrn Heiter um einige Tage Frist für meine Erklärung und trug das Volksstück zu meinem treuen literarischen Rathgeber, Dr. Svoboda.

Mittlerweile kam das neue Jahr und mit ihm ein Ereigniß. Das Grazer Theater kündete ein neues Schauspiel an, unter dem Titel: „Der Pfarrer von Kirchfeld. Volksstück mit Gesang in vier Acten von L. Gruber."

Das Stück hatte bereits in Wien Sensation erregt und Heinrich Laube nannte es ein gar merkwürdiges Werk, sowohl in ästhetischer, als auch politischer Beziehung. Wer aber war L. Gruber? Man merkte dem Namen an, daß er eine Maske und so wurde es auch allgemein behauptet. Es gingen allerlei Muthmaßungen. Ein zünftiger Theaterstückschreiber war es nicht, es war in dem Stücke ein ganz neuer, ursprünglicher Geist, ein Naturtalent in großem Style.

Ich besuchte damals geschichtliche und philosophische Vorlesungen an der Grazer Universität. Am Tage der ersten Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld," als ich um fünf Uhr in den Hörsaal kam — der rühmlich bekannte Historiker Professor J. Weiß hielt seine Vorlesungen damals in den frühen Abendstunden — fiel mir an den Hörern ein gewisses unruhiges Herandrängen an mich auf und nach der Vorlesung erklärten sie laut, daß sie heute Alle in's Theater gehen wollten, das neue Stück müsse demonstrativ bejubelt, der Autor nicht weniger als zehnmal auf die Bühne geschrien werden.

Ich ging, wie fast täglich, so auch an diesem Abende in's landschaftliche Theater. Ich hatte damals in einem heute aufgehobenen Seitengange des Stehparterres mein Freiplätzchen, lehnte mich recht bequem an die Orchesterbrüstung und hatte die Bühne — die ich studiren wollte — in unmittelbarster Nähe. An diesem Abende war das Theater gedrängt voll und ich hatte Mühe, mich an meinen Platz zu drängen, obwohl mir Mancher auffallend zuvorkommend die Gasse öffnete.

Das Stück begann. Der brave Roll gab den Pfarrer; die anmuthige junge Kreibig, die uns bald nachher der Tod entriß, spielte die Anna Birkmeier; der geniale Martinelli stellte den Wurzelsepp dar. Ich habe diese Rolle später von manchem bedeutenden Künstler gesehen, aber den naturwahren, dämonisch-finsteren und doch gemüthstiefen Wurzelsepp, die scheinbar von aller theatralischen Mache freie, unmittelbar echte Volksgestalt des Martinelli brachte Keiner wieder.

Das Stück spielte sich im steirischen Dialecte, wie ich ihn seit ein paar Jahren in meinen Dialectschriften pflegte. Es kamen „Standliedeln" vor, wie ich sie den Bauernburschen meiner ersten Dorfgeschichten gern in den Mund gelegt. Es kam auch ein alter Landpfarrer vor, den man mit einem etliche Tage früher von mir in der Zeitung veröffentlichten Feuilleton: „Der Pfarrer im Gewände" in Verwandschaft bringen wollte. Der Beifall des Publicums wurde von Scene zu Scene lauter und ich fühlte die Blicke, die sich auf mich wendeten, wie Nadelstiche.

Im dritten Acte sang Anna Birkmeier mein, damals schon aus „Zither und Hackbrett" bekanntes Liedchen: „Därf ih's Dirndl liabn." Von da an hörte ich in den Beifallsrufen meinen Namen aussprechen. Mein Unbehagen wuchs, doch der fesselnde und erschütternde Verlauf des Stückes hielt mich an meinen Platz gebannt bis zum Schlusse. Als der Vorhang das letztemal fiel, wollte der Applaus des Publicums nicht enden. Es war wie der Lawinen entfesselnde Frühlingsföhn der Alpen, der im Sturm durch das Haus ging. Es war ein ganz phänomenaler Applaus, der nicht allein den Darstellern galt; der Dichter wurde gerufen und immer wieder gerufen, den Dichter wollte man auf der Bühne sehen, bis der Regisseur im Namen des abwesenden Dichters dankte.

Das Publicum schien einigermaßen verblüfft zu sein und zerstreute sich unter lebhaften Discursen über das Stück und seinen muthmaßlichen Verfasser. Als ich mich durch die Menge wand, war es immer wieder mein Name, der mir in's Ohr klang, und vor dem Thore schallte mir ein vielstimmiges, warmes Bravo zu.

Ich taumelte nach Hause und konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Es war mir wie zum Wahnsinnigwerden. Ich hatte das Stück nicht geschrieben, es war mir ganz neu, und es war mir doch wieder so traut, ich sah mich in ihm. Mein ureigenes Empfinden und Wollen war darin zur That geworden, aber ich hatte diese That nicht begangen. Und sehr peinigte mich das Gefühl, daß ich auf dramatischem Gebiete ein solch herrliches Werk wohl niemals zu Stande bringen könne. Wohl schmeichelte es mir, daß mich die Leute eines solchen Stückes fähig hielten, aber wie, sobald sich ihre Selbsttäuschung herausstellte! wie würde ich vor ihren Augen fallen, ohne jemals wirklich auf einer Höhe gestanden zu sein.

Am nächsten Tage kamen schmeichelhafte Beglückwünschungsschreiben, die einen über „mein geniales Schauspiel,“ die anderen über „meine allzugroße Bescheidenheit.“ Man begreife wohl, daß ein junger Autor bei seinem ersten dramatischen Versuch seinen Namen nicht gern preisgebe, da nun aber das Stück eine so über alle Maßen beifällige Aufnahme gefunden, sei mein Incognito durchaus nicht mehr zweckmäßig und man sehe es dem Stück ja doch in jeder Scene, in jedem Worte an, wer es geschrieben, ich hätte ja auch früher kein Hehl daraus gemacht, daß ich ein Stück gegen das Cölibat schreiben wolle und wenn ich mich jetzt z. B. für das Lied „Därf ih's Dirndl liabn“ nicht als den Verfasser bekennen wolle, so hätte ich in „Zither und Hack-

brett“ dazu meinen Namen nicht schreiben sollen. Man wünsche, daß ich mich nenne, damit man mir die gebührenden Ehren anthun könne, denn mit diesem Volksstücke hätte ich mich zu den ersten Dichtern der Zeit emporgeschwungen und Steiermark solle erfahren, was es an mir habe.

Der Verzweiflung nahe stürzte ich zu meinem Freunde Doctor Svoboda und wollte in die Zeitung geben, daß ich nicht der Verfasser des „Pfarrers von Kirchfeld“ sei und daß ich auch nicht wisse, wie mein Liedchen in das Stück gekommen wäre. Doctor Svoboda mißrieth mir dieses Vorhaben entschieden — es hätte mich lächerlich gemacht.

Nun wählte ich einen indirecten Weg, um jene Leute, die mich für den Verfasser hielten, eines Besseren zu überzeugen. Ich veröffentlichte unter meinem Namen eine Besprechung des neuen Volksstückes, dessen Autor leider unbekannt sei, aber gar keinen Grund habe, sich noch länger zu verschweigen. Ich forderte ihn gewissermaßen auf, sich zu nennen.

Ich erreichte damit nichts, als daß ein zünftiger Localkritiker — der nebstbei das Volksstück verurtheilte — mir wegen ästhetischer Unreife öffentlich tüchtig den Kopf wusch und somit darthat, daß ich ein Stück nicht einmal zu recensiren, geschweige denn zu schreiben verstehe.

Man begann endlich davon zu sprechen, daß der Verfasser des „Pfarrer“ ein hoher geistlicher Würdenträger sei, was allerdings das Interesse für das Stück noch erhöhte.

Der „Pfarrer von Kirchfeld“ wurde nun in Graz Tag für Tag gegeben, ja, an manchem Tage sogar zweimal, auch als Nachmittagsvorstellung, und stets bei ausverkauftem Hause. Zuletzt kamen auch noch vom Lande die Leute hereingeströmt, um dieses merkwürdige Schauspiel zu sehen. Mit einer Art von Andacht wohnte das Publicum der Darstellung bei und

wo es zu lachen gab, da lachte es mit feuchten Augen. Ich kenne kein zweites Stück, dessen Wirkung auf unsere Bevölkerung so tief und nachhaltig gewesen wäre. Die clericale Presse war anfangs bestrebt, den „Pfarrer" todtzuschweigen, fand aber bald, daß diese Art von Hinrichtung hier nicht gut angewandt sei und fällte endlich ein wuchtiges Verdammungsverdict, was den Theaterbesuch neuerdings belebte.

Zur selben Zeit war es, daß mich Freund Svoboda zu sich beschied, da er meinen „Dorfcaplan" gelesen habe.

„Seitdem ich den Pfarrer von Kirchfeld gesehen," sagte ich gleich bei meinem Eintritt, „möchte ich meinen Dorfcaplan vielleicht doch lieber nicht auf die Bühne bringen. Ich erkenne nun, daß mein Stück sehr mittelmäßig ist."

Mein literarischer Rathgeber sah mich verblüfft an, wie Einer, der plötzlich etwas ganz Unverhofftes hört.

„Lieber Freund," sagte er endlich und hob aus einer Lade mein Manuscript, „ich weiß, daß Poeten empfindsam sind und es ist ein sehr unangenehmes Amt, den literarischen Scharfrichter machen zu sollen. Doch halte ich es für eine Freundespflicht und bitte Sie, meine Offenheit für eine Freundesthat, die sie ist, zu nehmen."

Als mich diese Einleitung in die richtige Stimmung versetzt hatte, fuhr er, indem er meine Hand ergriff, fort: „Sie sagten, Ihr Stück sei sehr mittelmäßig. Ich muß gestehen, daß es leider nicht so ist: Ihr Stück ist schlecht."

Da mag ich doch ein wenig zusammengezuckt sein und der Doctor fuhr fort: „Sie sind mir zu liebwerth, als daß ich Sie dem vernichtenden Hohne des Publicums preisgeben möchte. Ihr Dorfcaplan auf der Bühne! Es wäre möglich, daß man das Stück aus Rücksicht für Sie zu Ende spielen ließe; aber wahrscheinlich wäre es nicht. Auf jeden Fall

würden Sie ein Fiasco erleben, von dem sich Ihr schriftstellerischer Name kaum mehr erholen dürfte."

Hierauf begann er in meinem Manuscript zu blättern. Auf der ersten Seite sah ich nur wenige der blauen Striche, mit denen er unpassende Ausdrücke zu streichen pflegte, durch bessere ersetzte oder bedenkliche Sätze anzeichnete. Auf der zweiten Seite waren schon ganze Zeilen gestrichen und weiterhin waren über ganze Seiten große blaue Kreuze gezogen, bis endlich dort, wo der Kritiker die Gewißheit des absoluten Verfehltseins erlangt haben mochte, alle Correcturen und Streichungen plötzlich aufhörten.

Ich will die Kritik nicht wiederholen; es war hier eben eines jener Werke, wie sie manchmal ein böser Geist im Müßiggang dem Autor in die Feder bläst, ohne daß dieser später jemals begreifen wird, wie er einmal so etwas habe schreiben können.

Als ich mit der Lection davonging, war ich nicht verletzt, wie mein Freund etwa vorausgesetzt haben mochte, ich war vernichtet. Nicht einen Augenblick hatte sich meine Eitelkeit gegen das harte Absprechen aufgelehnt, denn ich sah vor meinen Augen den „Pfarrer von Kirchfeld," und der war das positive Todesurtheil meines unseligen „Dorfcaplan." Was mich aber so sehr kränkte, das war meine nun offen daliegende absolute Talentlosigkeit auf dramatischem Gebiete. Ich habe mir damals vorgenommen, meine Feder vor dramatischen Gelüsten wohl zu hüten.

Mittlerweile war in unserer Stadt die zwanzigste Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld" erfolgt. Der Autor hatte sich nun auch gefunden. Es war kein steierischer Naturdichter und es war kein hoher kirchlicher Würdenträger. Es war ein Wiener Polizeibeamter, der sich früher einmal eine

Weile mit einer wandernden Komödiantentruppe herumgetrieben haben soll, und sein Name war Ludwig Anzengruber.*)

Diesen Ludwig Anzengruber lud nun der Grazer Theaterdirector Kreibig zur zwanzigsten Vorstellung des „Pfarrers" ein. Er kam und wurde im Theater demonstrativ begrüßt. Wir sahen einen noch jungen, markigen Mann mit hoher Stirne, blauen Augen und edelgeformter Adlernase, mit rothblondem Vollbart und reichen, nach rückwärts wallenden Haaren. Sein Auftreten war sicher und schlicht, er kam vor das Publicum nicht in Frack und mit Cylinder, nicht in weißer Halsbinde, weißen Handschuhen, dem Kleide des Bedienten, sondern im dunkeln, kleidsamen Rocke des deutschen Mannes, der sich seines Berufes als Volksdichter bewußt ist, nicht um den Beifall der Menge buhlt, denselben aber mit Anstand und Gelassenheit anzunehmen weiß.

Nach der Vorstellung gab Director Kreibig zu Ehren des Dichters ein Bankett, an welchem sich die Grazer Schauspieler- und Schriftstellerwelt betheiligte. Anzengruber und ich saßen uns gegenüber. Niemand ahnte, was ich seinetwegen gelitten hatte. Als Martinelli auf die beiden Volksdichter trank, stießen wir zusammen an. Ich sagte: „Der Pfarrer lebe! Der Caplan sei todt!"

Am andern Morgen machten wir beide einen Spaziergang über den Rosenberg und in's waldige Mariagrün.

*) In der That verhielt es sich mit seinem Comödiantenleben so: Er war sechs Jahre Schauspieler gewesen, doch nicht immer wandernder. Er spielte in Marburg (Steiermark), Bruck a. M., Leoben, Pettau, Radkersburg, Sauerbrunn-Rohitsch, Ober- und Niederösterreich mit Wr.-Neustadt, Vöslau, Krems und Steyr, besuchte als Schauspieler noch acht ung.-slavonische Städte oder Dörfer und eine mährische Stadt.

Unterwegs fragte mich Anzengruber, was ich mit meinem Toaste eigentlich habe sagen wollen, denn für einen Witz sei's ihm zu schlecht gewesen. So erzählte ich ihm die Geschichte von meinem „Dorfcaplan," worauf er entgegnete, ich möge nicht entmuthigt sein; ihm sei es mit fünfzehn Stücken so ergangen wie mir, bis endlich das sechzehnte sein Glück gemacht habe.

Bei diesem Spaziergange erfuhr ich auch, wie mein „Därf ih's Dirndl liabn" in den „Pfarrer" kam. Es geschah auf Wunsch der Geistinger, die im Theater an der Wien die Anna Birkmeier gab, gern ein lustig Liedlein sang und somit meinem Gedichtchen zur Ehre verhalf.

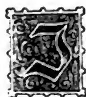
Ich bemerkte dann, daß Anzengruber sehr viel mit Alpenbauern verkehrt haben müsse, da er sie so tief zu erfassen, so treu zu schildern wisse, wie das im „Pfarrer" zu sehen sei. Darauf erfuhr ich, daß der Dichter des „Pfarrer von Kirchfeld" mit Bergbauern eigentlich nie zusammen war, daß er seine Jugend in Wien zugebracht habe. Er wisse selbst nicht, wie so er auf die Bauern verfallen. Sein Vater war zwar ein oberösterreichischer Bauernsohn gewesen, starb aber schon, als der Knabe fünf Jahre alt war. Anzengruber zeigte auch keine große Lust am Landleben. Er habe zwar, meinte er, auf seine Beamtenstelle verzichtet, wolle sich ganz der dramatischen Volksschriftstellerei widmen, gedenke aber in der Stadt zu bleiben, weil seinen Arbeiten der Verkehr mit der Bühne besser fromme als jener mit den Bauern, von denen er in flüchtiger Berührung stets mehr profitire, als in längerem Verkehr. Es ist eine merkwürdige, aber nicht allzuselten vorkommende Erscheinung, daß bedeutende Geister mit ihrer regen, abspringenden Phantasie an flüchtigen Begegnungen und wechselnden Bildern mehr Anregung und bleibenderen Eindruck gewinnen, als in ständigem äußeren Verkehr mit dem sie innerlich be-

schäftigenden Gegenstande. Anzengruber arbeitete damals eben an seinem „Meineidbauer," welcher an dramatischer Form und an Gehalt den „Pfarrer" noch übertreffen sollte. Wir wissen, wie hernach von diesem Autor eine Reihe von genial-frischen Bauernkomödien und erschütternden Volkstragödien folgte, vor deren bisweilen fast revolutionärem Reformergeiste unser Publicum zurückschrak.

Ich erfreute mich seit jenem Tage unseres Spazierganges eines freundschaftlichen Verkehres mit dem Dichter des „Pfarrers von Kirchfeld." Manche Winterfahrt von Graz nach Wien hatte ich unternommen, nur um ein paar Abendstunden in seiner Gesellschaft zu sein. Solche Abendstunden dauerten dann allemal bis zum Morgen. Manch' Anregendes haben wir uns gegenseitig geboten, aber wie man einen „Pfarrer von Kirchfeld" schreibt, das ist ihm nicht abzulauschen.



Eins von Franz Stelzhamer.



Ich habe ein Kind — ja, ich habe deren eigentlich schon mehrere, aber eines war das erste, als das merkwürdigste. Ich hatte auch eine Mutter dazu — und wenn ich Euch jetzt von dieser Mutter und von diesem Kinde erzählen wollte, so müßtet Ihr mir Dank wissen, denn es giebt kein größeres Wunder und es giebt keine größere Schönheit, als die Mutter mit dem Kinde.

Ich erzähle von jenem Tage, da ich Kindsmädchen war. Die junge Mutter hatte einen Ausgang, ich weiß nicht mehr, wohin und weswegen, aber es muß was Wichtiges gewesen sein, denn es war das einzigemal, daß sie das Kind mir in Obhut gab. Ich hatte strenge Weisungen, hatte Unterricht für alle Fälle. Aber ich nahm ein Buch und sagte zum kaum einjährigen Knäblein: „Das brauchen wir Alles nicht, wir sind ein junger Mann, ein noch recht junger, aber immerhin einer, der's mit dem Vater hält und nicht kindisch ist. Was meinst Du zur französischen Revolution? Siehst Du, das ist er, dieser wilde Robespierre."

Abgelehnt. Mit einem flinken Hiebe seines Aermchens schlug mir der Kleine die ganze französische Revolution mit all' ihrer Gewalt aus der Hand. Nach dieser That verlangte er Milch.

„Ich wollte Dir doch rathen, mein Sohn, Dich einstweilen mit diesen Bilderbüchern zu ergötzen, bis die Magd kommt."

Ist angenommen. Das rauscht so prächtig, wenn man die Blätter entzweireißt. Dann will er aber doch die Milch.

„Sieh einmal diese Farben, mein Junge! nicht wahr, das ist sehr merkwürdig mit der Spectralanalyse. Ich bestimme Dir damit die Materie der Himmelskörper, auch ist es unterhaltsam, durch dieses Prisma die Brechung der Lichtstrahlen zu beobachten. Alles, Alles, nur verlange nicht, daß ich Dir die Milch abkoche — denn, offen gesagt —"

Vergebens, er blieb bei seinem Entschlusse — er wolle die Milch.

„Wohlan, Du sollst sie haben. Ich sage Dir nur: gut stehe ich für nichts."

So setzte ich das Kind auf den Teppich des Fußbodens, begab mich in die Küche und hier begannen die Conflicte. In welchem Topfe ist die Kaffeemilch für die Jause? In welchem die Kindermilch? Ob sie in der Pfanne gekocht wird, oder in einem Schälchen? Salz? Ich glaube, das kommt nicht dazu. — Ich erinnerte mich zwar dunkel, daß ich darüber Instruction erhalten hatte, aber das war zur Zeit Karl des Großen, das heißt, ich war zur Stunde vertieft gewesen in die Geschichte der Karolinger und habe dem Vortrage des Weibchens nicht die genügende Aufmerksamkeit geschenkt. Trotzdem kam ich nun mit meiner Aufgabe fast zur Rüste, und es war auch die höchste Zeit, denn ich hörte es durch zwei Thüren, wie der Kleine im Zimmer seiner Ungeduld Ausdruck verlieh. Plötzlich aber wurde er still, so daß ich mein Werk mit Muße vollenden konnte. Als ich dann aber in's Zimmer trat, sah ich etwas, worüber ich sehr erstaunte.

Will der Herr Redacteur hier vielleicht abzwicken? „Fortsetzung folgt.“ — Denn die Geschichte beginnt interessant zu werden. — Nicht? Dann fahre ich fort.

Der Knabe saß, als ich in's Zimmer trat, nicht mehr auf dem Fußboden, er war in der Hand eines weltfremden Menschen. Ein Mann in grauen Kleidern, mit blonden, nach rückwärts wallenden Locken und langem lichtfalben Barte, der sehr ungeordnet war, stand mitten im Zimmer. Aus dem gerötheten Gesichte ragte eine ganz gewaltige Nase und über den grauen, sehr buschigen Augenbrauen thürmte sich eine schmale, sehr hohe Stirne. Wenn man das Gesicht suchte, so sah man vor allem diese Nase und diese Stirne, alles andere stak mehr oder weniger in der grauen Wildniß von Haar und Bart.

Dieser Mensch hielt mein Knäblein in den Armen und wiegte es und trillerte dabei mit einer fürchterlich rauhen Stimme — und der Kleine lachte.

Als mich der Fremde durch die Nebenthür kommen sah, rief er: „Ah, da ist er schon. Ich ergötze mich just an Deiner schönen Dichtung.“

„Schön,“ murmelte ich, „aber —“

„Du bist doch der Zither- und Hackbrettmann und das ist Dein Bub'?“

„Allerdings —“

„So grüß' Gott, grüß' Gott allzween. — Hopp, hopp, Kindel, hopp! — Ja, Bursch, spiel' nur zu mit meinem grauen Schopf, wenn Dein Vater einmal einen solchen Bart hat, schlagst Du dich zu Leuten, die keinen haben. Hopp, hopp!“

Ich muß mit dem Milchtöpfchen sehr ungeschickt dagestanden sein, denn der Fremde lachte, und sein Lachen war, wie das Niedergehen einer Berglawine. Der Mann sah über-

haupt fast so aus, wie man den Kindern die Berggeister beschreibt.

„Der Große fürchtet sich vor mir, der Kleine nicht," sagte er nun und wollte den Knaben wieder auf seinen Platz stellen. Dieser hielt sich aber mit beiden Händchen an seinen falben Bartsträhnen fest, was mich höchlich wunderte, denn Fremden war er sonst nicht zugethan.

„Er kennt mich," schmunzelte der Alte, in dem eine seltsame Lustigkeit war, mir zu, „Du kennst mich nicht und ich bin doch Einer von Deinem Handwerk. Schau mich an, Steirer, wie ich dastehe. Nun? — Der Franzel! — Der Piesenhamer Franzel!"

„Stelzhamer?" rief ich aus.

„Siehst Du, daß Du mich kennst!"

„Ich habe ja erst gestern Ihre Königin Roth gelesen."

„Königin Routh," sagte er, „sie ist lange Zeit meine Frau gewesen. Ich hätte mit ihr schon bald die goldene Hochzeit halten können, aber der Franzel hat sie umgebracht — — ertränkt im Wein. Nachher hab' ich mir eine Andere genommen — ein ganz wahrhaftiges Mädel — als Bursch von dreiundsechzig Jahren. Zu spat, meinst? Ich sag' Dir aber, daß ich heute daheim einen Buben hab', wie Du da, und ein Dirndel dazu! Freilich, mein Freund, hätt' ich die gut' Sach früher haben können und Du bist gescheiter, Du hast Dir jungheit ein warmes Nest gebaut. Ich wünsch' Dir's."

Jetzt erst hatte er den Kleinen von sich gebracht und mir seine beiden, knochigen Hände hergehalten. Und so habe ich Franz Stelzhamer das erstemal gesehen. Es war zu Graz im Jahre 1874.

Daß er — wie es schon oft so seine Art war — gleich mit dem „Du" angefangen, hat uns viel Zeit erspart. Er

mußte geahnt haben, daß die seine nur mehr kurz gemessen war. —

„Hast nichts dagegen, junger Kamerad, so bleibe ich heute bei Dir da,“ sagte er.

Ich bedauerte, daß meine Frau nicht zu Hause wäre, da fuhr er mich an, er wäre nicht zu meiner Frau, er wäre zu mir gekommen, und nun möge ich trachten, daß der Kleine endlich zu seiner Milch käme. Jetzt stellte es sich bald heraus, daß die Milch einen bösen Beigeschmack hatte; es war leider die Speckpfanne gewesen, in der ich sie aufgekocht. Und war es Thatsache, daß wir beiden Dichter, der alte wie der jüngere, jetzt in die Küche gingen und dem Geheimnisse nachforschten, wie man Kindermilch aufkocht.

Glücklicherweise wurden wir durch das heimkehrende Weibchen abgelöst und wir zogen uns in die Stube zurück, wo er mir von seiner in Henndorf lebenden Familie erzählte, und zwar mit einer Wärme für Weib und Kind und für das kleine Heim, die ich dem alten Vagabunden nicht zugetraut hätte.

Er erzählte von seinem so späten Freien: „Packt mich gäh was Menschliches, lauf' ich schnurgerade hin zu ihr — gekannt habe ich sie schon lange: Dirndl, ich möchte Dich heiraten. Willst mich? Acht Täg Bedenkzeit. — Sie braucht keine Bedenkzeit, sie fällt mir um den Hals. Brav, sage ich, sollst sehen, was der Franzel noch werth ist. — Bei der Trauung nur kurz machen, habe ich zum Pfarrer gesagt, der Piesenhamer steht nicht mehr auf seinen ersten Füßen. Hat aber doch seine Bandelei gehabt, so daß ich dem Küster wink', er sollt' mir einen Sessel rücken. Gut bin ich gesessen, und jetzt, Pfarrer, hab' ich mir gedacht, kann's dauern, so lang's will. Und hernach daheim beim Weibel, da — aber Du, ich

muß aufhören, sonst luig ich Dich an! Bin ein Fabelhans. Wenn ich für den Augenblick Rede stehen muß, sage ich die Wahrheit; wer mir fünf Minuten Zeit läßt, den fable ich an. — Was hat mein Vater vor fünfzig Jahren gesagt? Alle Untugenden hat er — sagt mein Vater über mich — rauchen, trinken, umflankiren thut er, aber luigen thut er nicht. — Jetzt, jetzt luigt er auch," setzte der alte Volksdichter leise hinzu. „Und weißt Du, wo ich das Ding gelernt hab'? Bei der heiligen Beicht. Als Student dahier zu Graz, woher mich mein Vater gegeben, daß sie aus dem mißrathenen Franzel einen geistlichen Herrn machen sollten. Wenn ich bei meinem Beichten allemal die Wahrheit hätte sagen wollen — nicht einmal wäre ich losgesprochen worden. Nachher bin ich Dichter worden, und ein Dichter der nicht luigt, verdient das Salz in der Suppe nicht."

Man hätte den Alten hören müssen, wie ausdrucksvoll, leidenschaftlich er Alles sagte. Weil er sah, daß ich ihm andächtig zuhörte, so fuhr er fort.

„Unser sind Zwei!" rief er und klopfte mit dem Zeigefinger auf seine breite Brust. „Da ist für's Erste der studirte Stelzhamer, der alte Grübler und Spintisirer, der dem Herrgott das Material für die Weltschöpfung klafterweise verrechnet; und da ist für's Zweite der Franzel, der kecklustige Piesenhamer-Franzel, dem die Ob-der-Ennser das Mosthäfen schon von Weitem entgegenrecken: Komm, Franzel, setz' Dich zu uns, luig uns was vor! — Den studirten Stelzhamer haben sie im vorigen Jahr brav jubelirt zu Linz und Wien, aber der Franzel ist am liebsten im Innviertel verblieben oder bei den Hausruckviertler Bauern im Wirthshaus gesessen, wo ich ihnen erst letztlich vom Thalhamer Toni (ich glaube, so hieß Stelzhamer den Mann) erzählt hab'. — Ja

wohl, Kamerad, der Thalhamer Toni ist einmal auf der Straßen seiner Herzliebsten begegnet, die mit einem Andern geht, mit einem Bräutigam, der auswendig weit schöner und reicher ist, als der arme Thalhamer Bursch! Da ist dem Toni bang worden bis zum Versterben; ein Bauer fährt mit ein Paar Ochsen daher, den bittet der Toni, er möchte ihn auf den Wagen sitzen lassen, er wäre marterkrank. Gern, Toni, sagt der Bauer, setz' Dich auf, wie Du willst. Aber wie der Toni auf dem Wagen ist gesessen, da haben die Ochsen nicht mehr weiter können und die Räder haben laut geächzt. Was ist denn das? sagt der Bauer. Ich glaub's ich glaub's, sagt der Toni bei sich — mein schwares Herz."

Als Stelzhamer so sprach, da trat die Kraft der Poesie aus ihm hervor, er sprach's in der Innviertler Mundart, sprach's mit der Glut des Herzens, und sein Vortrag war von dramatischer Wirkung. — Erdichtet war's, was ich da zu hören bekam, und doch mußte ich, wie einst sein Vater sagen: Luigen thut er nicht. — Es war herrlich, den Alten mit dem schönen, ausdrucksvollen Greisenhaupte in der Begeisterung zu sehen, ein ursprünglicher, ein Kernmensch — jeder Zoll an ihm Poet.

Er blieb bei mir bis in den späten Abend hinein, ich habe ihn sehr lieb gewonnen und bin nachher mit ihm in schriftlichem Verkehre geblieben. Es war einer der interessantesten Menschen, denen ich begegnet bin. Sein armes, tolles, heimatloses Leben war tief und reich, und er ist trotzdem ein altes Kind gewesen. Sein Leben lang hat er die Bauernjoppe getragen, und selbst, als diese schon zerrissen war, hat er sie nicht gegen den Stadtrock vertauscht. Er hätte es können, er hat vor Fürsten seine Lieder gesungen; er, ein Stelzhamer allein konnte sich in der Bauernschenke verweilen und darüber

der gnädigen Einladung des Königs Max von Baiern vergessen. Von den Heutigen kann das Keiner. — Und seine Lieder sind, wie ihr Sänger war. Wer wird denn diesen wunderlichen Mann beschreiben?

Ich habe Stelzhamer an jenem Tage, da er in's Zimmer tretend meinen schreienden Knaben aufnahm und wiegte, das erste- und letztemal gesehen. Der Hochzeitsbitter und der Todtengräber sind zwei Brüder. Den Mann, der damals als junger Gatte und Vater bei mir war — ihn haben sie etliche Monate später auf dem Kirchhof zu Henndorf bei Salzburg als zweiundsiebzigjährigen Greis begraben.

„Und gut so," hatte damals Einer gesagt, „wer unsterblich sein will, der darf nicht leben."



Eins von Berthold Auerbach.

Es giebt Menschen, die Jedem, dem sie auf der Welt und wenn auch nur flüchtig begegnen, etwas Gutes erweisen, sei es durch eine freundliche That, sei es auch nur durch ein tiefes, edles Wort, das fruchtend nachwirkt und nimmer vergessen wird.

Ein solcher Mensch war Berthold Auerbach. Ich rede nicht von den ungezählten Lesern, die sich an seinen Werken erquickt und erbaut haben, nicht von dem deutschen Volke, dem er in seinen Schriften ein so großes, theilweise unvergängliches Gut gegeben hat. Ich denke an solche, die den Dichter persönlich kannten und mit denen er verkehrte. — Zu diesen — ich sage es nicht aus Selbstgefälligkeit, ich sage es aus Freude — gehöre auch ich. Und so bin ich vielleicht in der Lage, eine wenn auch noch so flüchtige Skizze von seiner Persönlichkeit zu bieten. Leider muß ich dabei mich selbst etwas mehr in den Vordergrund stellen, als mir lieb ist, doch der Gegenstand verlangt es und die Leser entschuldigen es.

Zwischen Graz und Berlin ist ein weiter Weg und zwischen meiner dichterischen Befähigung und Auerbach's Schöpferseele ist ein noch weiterer. Und doch sind wir zusammengekommen. Einmal — da war ich aber noch kindisch —

that ich, was Manche thun, die sich neben einen bedeutenden Geist nicht stellen können — sie stellen sich über ihn. Auerbach schuf und ich war sein Recensent. Das war damals, als er die Fortsetzung einiger seiner Dorfgeschichten unter dem Titel: „Nach dreißig Jahren" herausgab. Nahm ich denn auch meine bedauernde und mitleidige Miene an darüber, daß die neuen Geschichten lange nicht an die alten reichten, daß die Gestaltungskraft von den Reflexionen viel zu sehr überwogen werde, daß die Auerbach'schen Bauern verkleidete Spinozisten seien und daß der Dichter seit dreißig Jahren eben alt geworden wäre; nichtsdestoweniger war, als ich diese großen Aussprüche hingeschrieben und drucken lassen hatte, meine Verehrung die alte und ehrliche. Aber so ist es ja, wenn man sich in den Strom der Tagesliteratur hineinwagt, wie das der Herausgeber einer Zeitschrift („Heimgarten") thun muß, so kann man nicht gewichtig oder behendig genug sein, um nicht dann und wann wenigstens auf kleine Strecken mitgerissen zu werden. Auf jeden Fall habe ich die Genugthuung, einmal über Berthold Auerbach gestanden zu sein.

Ein paar Jahre später machte ich eine Reise nach Deutschland, um den Leuten, die es hören wollten, lustige Schnurren in steierischer Mundart vorzulesen. Ich hatte nicht die Absicht, dort die hohen Herren des Schriftthums zu besuchen, denn ich fürchtete mich vor ihrer Weisheit; ich hatte gehört, daß die Berliner Herren so unmenschlich gelehrt und gescheit und vornehm wären; ich war noch zu wenig Menschenkenner, um zu wissen, daß gerade bedeutende Männer sich so echt und menschlich geben, daß man in ihnen den braven Bauersmann aus Obersteier gerade so gut finden kann, als den feinen Cavalier und tiefsinnigen Weltweisen. Man sagte mir in Berlin, Karl Frenzel, Paul Lindau, Berthold Auerbach, Robert

Schweichel, Friedrich Spielhagen, Julius Rodenberg, Fritz Mauthner und Oskar Blumenthal würden dem steierischen Poeten nicht die Thür weisen. Und in der That nein! Ich besuchte Mehrere: Am ersten Tage liebe Bekannte, am zweiten gute Freunde.

Berthold Auerbach wohnte in der Hohenzollernstraße. Ich gab in seiner Wohnung meine Karte ab und wartete auf den Bescheid. Bald hörte ich von innen durch die halboffene Thür laut sagen: „Wir kennen uns schon, wir kennen uns schon! Aber begierig bin ich doch, wie er aussieht."

Als ich eintrat, stand er schon an der Thür, der gut untersetzte, breitschulterige Mann mit dem großen Haupte, dem halbkurzgeschnittenen, grauenden, welligen Haar und Vollbart, und mit den großen, muntern Augen. In schlichtem Hauskleide — ich erinnere mich noch an die graue Blouse mit, ich glaube sogar, grünen Aufschlägen — stand er da und breitete die Arme aus. Er verbarg seine Ueberraschung nicht, als er mich sah, „Sie schauen ja aus wie ein Dorfcaplan!" rief er, „ich habe mir Sie als einen starken, derben, großbärtigen Aelpler gedacht. Sie sind noch gar jung, Gott zum Gruß!"

Mit beiden Händen schüttelte er die meinen, dann führte er mich zu seinem Tische. Nun stand ich vor dem Manne, den ich so oft im Geiste gegrüßt hatte, gegrüßt im steierischen Walde, wenn ich seinen „Ivo den Hajrle" las, oder das „Barfüßele," oder das „Edelweiß," oder den großen Roman „Auf der Höhe," und wenn ich meiner Bewunderung und Liebe für den Dichter kein Ende wußte.

„Und was sagen Sie zu mir?" rief er nun und stellte sich wieder in seiner ganzen Behäbigkeit vor mich hin, „bin ich so, wie Sie mich gedacht haben?"

„Fast," sagte ich, „nur jünger, frischer, nicht wie Einer, der — der in der Stadt Berlin lebt, sondern —"

„Nun?"

„Sondern im Bergwald oben, bei den Bauern und Jägern."

„Etwa so wie ein Förster, nicht wahr? Sehen Sie, lieber R., ich meine, Förster sind wir Dichter alle, Förster und Heger im großen Menschenwalde."

„Nur kann es Einem so ergehen, wie dem Erbförster von Otto Ludwig," entgegnete ich, „der wollte den Wald schützen, aber der Waldherr sagte, es wird gerodet!"

„Ich verstehe," sagte Auerbach, „und ich glaube, bei Euch in Oesterreich wird jetzt auch gerodet!"

Es war im Jahre der bosnischen Occupation, bei der viele Menschen zugrunde gingen.

So waren wir mitten im Gespräch, das aber alsbald wieder fallen gelassen wurde, weil es unerquicklich war.

„Ja, lieber R.!" sagte Auerbach und faßte meine Hand, „nun sind wir zwei auch zusammengekommen. Ich bin schon seit Jahren mit Ihnen gewesen, Sie haben einen guten Lebenslauf. Der Weg, der vom Wald in die Stadt führt, ist für den Dichter der beste Weg, weil an demselben die größten Freuden und Schmerzen der Menschheit stehen."

„Wunderlich ist's mir aber," entgegnete ich, „daß ich von der Stadt nichts gelernt und vom Walde nichts vergessen habe."

„Nichts gelernt!" sagte er, „nein, lieber Freund, daß Sie schreiben gelernt haben, das weiß ich, ob Sie auch lesen gelernt haben, davon werde ich mich heute Abends überzeugen."

Also er wollte zu meiner Vorlesung kommen.

„Ich habe mir einen guten Platz besorgt und werde Sie verstehen," sagte er, „ich bin auch in Steiermark gewesen und habe das Land durchwandert. Ich kann Ihnen Stellen in meinen Büchern zeigen, die sich darauf beziehen. Es ist ein schönes Land und ein deutsches Land! Mir hat einmal ein alter Pfarrer im Schwarzwald gesagt: Deutschland ist, wie eine Pyramide, der oberste Theil, die Spitze, das ist Berlin; der breite Grund, den man nicht weithin sieht, aber auf dem Alles ruht, das ist das Volk von Alemannien bis Steiermark. Auch die deutsche Kunst und Poesie und Weltanschauung, habe ich darauf dem Pfarrer geantwortet, fußt in ihrer Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit in unserem Süden; gegen Norden hin spitzt sich das Alles zu, wird feiner und schärfer, klüger und älter. Ich gehe noch weiter und sage: Süddeutschland ist unsere Kindheit und Jugend, Norddeutschland unsere Männlichkeit und unser Alter. Ist es nicht so? Ich muß häufig nach Süden ziehen, um mir Jugend zu holen, ich brauche sie gerade jetzt für meinen „Forstmeister," an dem ich eben arbeite."

So plauderte er, sein Wesen hatte eine seltsame Anziehung auf mich, seine Worte schienen so schlicht und absichtslos gesprochen und waren voll Seele und Geist.

Als ich seine Wohnung hinter mir hatte, konnte ich mir sagen: Seine Werke lügen nicht, sie harmonieren mit seiner Person.

Wenn ich am Vorlesetisch sitze, so sehe ich das Publicum, aber sonst nichts. Den Einzelnen sehe ich nicht, und das ist gut, denn jeder Einzelne kann störend auf den der Ganzheit gewidmeten Vortrag wirken. Diesmal war's anders, in der ersten Reihe saß Berthold Auerbach, ich sah ihn augenblicklich, er nickte mir freundlich zu wie einem alten Bekannten.

Ich las mit Lust, und die Wärme des Publicums wirkte auf mich zurück. Nach dem Schlusse meines Programms, während im Saale der Beifall andauerte, kam Auerbach in mein Cabinet, verlangte, daß ich noch was dazugebe und führte mich nochmals vor die Menge.

Warum soll ich's verhehlen, ich war erfreut, dem berühmten Volksdichter mit meinen steierischen Geschichten, Schwänken und Liedern Interesse eingeflößt zu haben. Zum Abschiede sagte er: „Ja, wir gehören zusammen und werden uns nicht mehr fremd."

Am nächsten Morgen kam eine Karte, mittelst welcher mich Auerbach einlud, den Abend mit ihm in seiner Familie zuzubringen. „Ist's recht so?" war der Schluß seiner Einladung.

Es war mir recht so, ich habe in seinem Hause einen mir unvergeßlichen Abend zugebracht. Er, der gemüthliche Hausherr, der durch seine Natürlichkeit und heitere Schlichtheit den Platz neben ihm so behaglich machte, die anmuthig regsame Hausfrau, die erwachsene Tochter in aller Lieblichkeit der Jugend, und ich — so saßen wir bei Tisch und bei Humor. Wir sprachen über seine Werke, und er, den die ganze deutsche Nation verehrt, der sich in der Literaturgeschichte sein ewiges Denkmal gesichert hat, er war dankbar für jedes Lob des Einzelnen und nahm es mit freudestrahlendem Gesichte hin. So wie seine Werke voll Zuversicht und idealer Gläubigkeit sind, in denen sich die ganze Hochherzigkeit eines ganzen Menschen offenbart, so beherrschte auch das warme Dichterherz sein Leben, seine Persönlichkeit, und es war, wie einer seiner Biographen trefflich sagte: er liebte es so sehr, geliebt zu sein.

Allein, er hat's auch vergolten, er that Jedem etwas Gutes und Freundliches, der in seinen Kreis kam, das

würden wohl Alle bestätigen, die ihn kannten, auch wenn wir heute nicht auf dem Hügel seines Grabes stünden. —

Nach dem Nachtmahle brachte er ein Manuscript und las mir die ersten Capitel des „Forstmeisters“ vor, so weit dieses Werk zur Zeit fertig war. Wie las er gut! sein Auge leuchtete, helle Begeisterung war in seinem Wesen und ich mußte mir gestehen, daß sich jener Recensent geirrt hatte. Mein böses Gewissen ließ mir keine Ruhe, und als die Handschrift erschöpft war und ich um mein Urtheil befragt wurde, gestand ich, daß ich ihn einmal in einer meiner schwachen Stunden des geistigen Alterns geziehen hätte.

„Ich weiß es, lieber R.,“ sagte Auerbach und klopfte mir auf die Achsel, „ich weiß es. Sie haben es den Recensenten nachgesprochen, und die Herren haben es mir nachgesprochen. Daß ich alt werde, muß ich wohl gestehen, aber ich sage, daß auch die Lesewelt nicht mehr so jung ist, als zur Zeit da ich meine ersten Dorfgeschichten veröffentlicht habe. Damals war ich neu, heute bin ich ein Nachahmer von — Auerbach. Das geht jedem eigenartigen Talente so — es wird sein eigener Widersacher. Ja, wenn jedes neue Werk auch seine neuen oder wenigstens jungen Leser hätte!“

Durch Werke, die der Dichter später noch folgen ließ, widerlegte er den obigen Ausspruch. Er konnte jung sein bis an sein siebzigstes Jahr. Er hat an sich geglaubt, aber nicht an sich allein — das bringt jeder Skeptiker fertig — sondern an die ganze Menschheit, an ihren unvergänglichen Adel, an ihre Fähigkeit, die Ziele, welche ihr große Dichter und Propheten zeigen, zu erreichen.

Auerbach war eigentlich keine moderne Natur, er war kein Anhänger der atheistischen Secte, die ihren Cultus mit dem Unglauben treibt, kein Anhänger des Skepticismus und

der Pessimisten, die sich nur in dem Gedanken, unglücklich zu sein, wohl fühlen können. Er durchgeistigte seine Gestalten mit einer schicksalumfassenden, versöhnenden Philosophie, und seines Philosophen welterlösenden Ideen gab er durch poetische Gestalten die Wesenheit.

Ich konnte ihm solches Lob allerdings nicht in's Gesicht sagen, weil ich an seinem Tische soupirt hatte, im Gegentheile fand ich Gelegenheit, zu bemerken, daß die späteren Capitel des „Forstmeisters" gewiß noch besser sein würden, als die gelesenen, die ihren Zweck, auf das Weitere gespannt zu machen, auch erreichten.

Erst gegen Mitternacht verabschiedete ich mich — wie ich damals glaubte, für einige Jahre, wie ich nun weiß — für immer.

„Jetzt segne ich Sie," sagte er und küßte mich auf die Stirne, „und jetzt, lieber R., gebe ich ihnen noch ein gutes Wort mit: bleiben Sie tapfer."

Ich war zwar undankbarerweise ein wenig geneigt, einen guten Theil dieses herzlichen Aufgenommenseins auf die übliche Weltmannsart zu schieben, obwohl ich mir sagen mußte, daß mir Alles den Eindruck der Ehrlichkeit gemacht hatte. Wie angenehm war ich daher bei meiner Rückkehr nach Graz bewegt, ein Schreiben Auerbach's zu finden, in welchem es heißt:

„Ja, lieber R., seit lange hat mich nichts so gefreut, wie die persönliche Begegnung mit Ihnen. Die Wahrhaftigkeit ist es, die uns verbindet. — Wie gern möchte ich Ihnen zeigen, daß ich zu Ihnen stehe! Wir haben die gleiche Arbeit und das gleiche Ziel."

Seit dieser Zeit sind wir miteinander in einer Art von scheinbar lockerem aber doch traulichem Verkehr geblieben; er

schrieb mir noch manches gute Wort und hat auch den „Heimgarten" mit einigen Beiträgen bedacht.

In den letzten Briefen erwähnte er häufig die Memoiren seines Lebens, an denen er schreibe.

Er hatte sich wieder gegen Süden gezogen, in sein Schwabenland, da er in Berlin nicht die nöthige Sammlung zur Arbeit habe.

Auch mögen ihm wohl die Hetzereien gegen die Juden an der Stadt der Intelligenz irre gemacht und Berlin verleidet haben, denn er war Jude. Und welch' ein Jude? Der so ganz nur Jude scheinen will, wie Lessing's Tempelherr sagt. Er hat aus dem Glauben seiner Väter kein Hehl gemacht, und ist damit ausgekommen im neunzehnten Jahrhundert, und ist als Mensch, Dichter und Staatsbürger einer unserer Besten gewesen. „Die Widersprüche der Theologen und Philosophen — die Extreme der Welt, er hat sie für sich gelöst im Cultus des Volksthums."

Im Herbste 1881 erkrankte er an einer Lungenentzündung; er entstieg dem Krankenbette, doch riethen ihm die Aerzte über den Winter den Curort Cannes in Frankreich. „Das erste- und das letztemal ging er nach Frankreich, um dort, ferne von seiner geliebten deutschen Heimat, zu sterben — ein deutscher Dichter im Lande der Troubadours."

Er starb am 8. Februar 1882 eines sanften Todes. — — Sein Lebenslauf sei hier nur angedeutet: Berthold Auerbach ward am 28. Februar 1812 zu Nordstetten im württembergischen Schwarzwalde von jüdischen Eltern geboren, ist also nicht ganz 70 Jahre alt geworden. Er ward zum Studium der Theologie bestimmt, wendete sich aber nach absolvirtem Gymnasium zunächst der Jurisprudenz und dann der Philosophie und Geschichte zu. In die burschenschaftliche Be-

wegung hineingezogen, büßte er die Strenge der damaligen Polizei im Jahre 1836 mit einer mehrmonatlichen Festungshaft auf Hohenasperg. Auerbach's erste bedeutende Schrift: „Das Judenthum und die neueste Literatur" erschien im selben Jahre. Bald darauf folgten seine philosophischen Romane „Spinoza" 1837, „Dichter und Kaufmann" 1839. Auerbach's schriftstellerischer Ruhm begründete sich aber erst durch seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten" (1843), die raschen und verdienten Beifall fanden und in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden. Es folgten dann die Novelle: „Die Frau Professorin," von Frau Birch-Pfeiffer zu dem bekannten Schauspiel „Dorf und Stadt" bearbeitet. Seit 1845 lebte Auerbach in Weimar, Leipzig, Wien, Dresden und Berlin. Er veröffentlichte die Erzählung „Deutsche Abende," denen weitere „Dorfgeschichten" und Romane folgten. Wir erinnern an „Barfüßele," „Josef im Schnee," „Edelweiß," „Auf der Höhe," das „Landhaus am Rhein," „Waldfried." Eines seiner letzten Werke war wieder ein Dorfroman: „Landolin von Reutershöfen." So auch der „Forstmeister" und „Brigitta."

Berthold Auerbach als Schriftsteller, als Poeten und Philosophen zu charakterisiren, überlasse ich Anderen, Späteren. In eine gewisse Ferne gerückt, wird es leichter sein, ihn zu messen, als heute, wo man die Beurtheilung nur entweder im hellen Lichte des Dichters, oder in seinem Schatten schreiben kann.

Diese Zeilen bezweckten, den Menschen mit einigen Charakterstrichen zu skizziren. Auerbach sagte einst die folgenden Worte einem Andern nach: „Es steht nicht leicht wieder Einer auf Erden, dem das Innewerden jedes Guten, was den Sieg der Humanität bekundet, so zum persönlichen Feste

wurde, wie ihm, und der jedes Unschöne, Lieblose und Inhumane so als persönliche Kränkung empfand. Er hat das wahre Leben in Gott gelebt, in der ewigen Idee."

Ich wende diese Worte auf Berthold Auerbach selbst an, sie würden seine passende Grabschrift sein auf dem Friedhofe zu Nordstetten im Schwarzwalde — wo der Dichter ruht.



Eins von Robert Hamerling.*)

Bedeutende Männer, die in irgend welcher Beziehung über das gewöhnliche Maß emporragen, in irgend welcher Art bewegend auf die Mitwelt wirken, müssen sich's gefallen lassen, wenn sie weithin gesehen, besprochen und beschrieben werden. Herkömmlich pflegt man vor dem Tode eines solchen Mannes dessen Fehler und nach dem Tode dessen Tugenden zu beurtheilen. Das wäre insoweit ganz gut, wenn man nur immer Zeit hätte, auf die Gelegenheit der Nekrologe zu warten.

Ich habe auch keine Lust dazu. Der Tod macht selbstverständlich alle Todten gut und recht; ich halte mich lieber an die Lebenden.

Ohne Indiscretion geht's freilich nicht ab, doch möchte ich nicht gern, daß mir nochmals passirte, was mir schon einmal passirt ist. Ich suchte das neue Buch eines bekannten Schriftstellers zu würdigen. Darauf vom betreffenden Schriftsteller eine Postkarte: „Loben Sie sich ein anderesmal lieber selbst, Sie haben solcherlei nöthiger, als ich.“ Heute lobt man ihn ungeschmäht, denn er ist todt, seine letzte Klage war: zu viel gelobt und zu wenig gelesen worden zu sein.

*) Diese Skizze wurde im Jahre 1880 geschrieben, bei Gelegenheit des 50. Geburtstages des Dichters.

Mein Mann hat vielleicht das Gegentheil zu beklagen. — Ich bin ihm Dank und Verehrung schuldig, aber heute stehe ich für nichts, denn blos der Tugenden eines Dichters wegen besteigt man keinen dritten Stock.

Und — Graz, Realschulgasse 6 — drei Stiegen müssen wir hinauf, dann stehen wir an einer Thür, an welcher eine Visitkarte klebt mit den kleinen Lettern: Robert Hamerling. Als ich hier vor Jahren das erstemal klingelte, pochte mein sonst recht studentisches Herz ungestümer, als das Hämmerchen in der Glocke.

Daß Dichterfürsten keine fürstlichen Wohnungen haben, weiß man; daß aber dem Dichter des „Ahasver" und der „Aspasia" zwei kleine Zimmer groß genug sind, wovon Eines noch von seiner Mutter bewohnt wird, dürfte Wenigen bekannt, aber Vielen interessant sein. Eine kapellenartige Nebenkammer dient als Bibliothek. Die Fenster sind hofseitig, doch lassen sie viel Sonnenlicht in die Stube. Die Einrichtung ist schlicht, aber jedem Stücke glaubt man's anzusehen, daß es als Erinnerung an liebe Menschen oder vergangene Zeiten mit dem Wesen seines Herrn zusammenhängt; und jedem Stücke sieht man's an, daß hier eine sorgliche Hausfrau waltet, eine Hausfrau, die mit unermüdlicher Thätigkeit, energischer Willenskraft und treuer Sorgfalt das Hauswesen des Dichters leitet.

Es ist seine Mutter. Unwandelbar ist unseres Poeten Liebe zu seiner Mutter, der er die Sorge und Mühsal zu vergelten sucht, die sie für ihn ertragen. Treue Muttersorge hat ihn von der Wiege an durch's Leben begleitet — treue Muttersorge war bisher das einzige persönliche und häusliche Glück, das ihm vom Schicksale beschieden wurde.

Wem in Abwesenheit des Dichters gegönnt wird, in das Stübchen der schlichten, treuherzigen, noch so geistesfrischen

Matrone zu treten, der wird finden, daß die Mutter des Poeten im Nothfall den Poeten ersetzt.

An den Kupferstichen und Photographien, mit denen die Wände ausgestattet sind, fallen die seltsamen, aus feinen Holzstückchen geschnitzten und zusammengesetzten Bilderrahmen auf; auch Luster, Kreuze u. s. w. sind aus ähnlichem Schnitzwerke verfertigt. Erzeuger dieser überaus sorgfältig gearbeiteten, niedlichen Dinge war ein alter, jovialer Mann, den sie auf dem St. Leonharder Friedhof zur Ruhe legten — der Vater des Dichters. Hamerling ist seit seiner Kindheit nicht von seinen Eltern gewichen, sie sind ihm gefolgt nach Triest, wo er zehn Jahre lang eine Professur am Gymnasium bekleidete, gefolgt nach Graz endlich, wo es ihm gelang, ihnen einen sorgenfreien, ruhigen Feierabend zu gründen. Im Jahre 1874 feierten die Eltern Hamerling's ihre goldene Hochzeit, mit den eigenen Ehren auch die ihres einzigen, berühmten Sohnes im stillen Glücke genießend.

In der Hauptstadt Steiermarks giebt es viele Hunderte, die nach Gelegenheit brennen, den Sänger des „Sinnen und Minnen" und des „Ahasver" zu sehen und kennen zu lernen; aber Wenige wagen es, in seine Arbeitsstube zu treten, denn es geht eine Sage — wer weiß, wie Sagen entstehen? — es sei nicht rathsam, den Dichter in seinem Umgange mit Apollo zu stören. Gütige Götter, die ihre Lieblinge vor allerlei trivialen vorwitzigen Ueberfällen schützend Märchen spinnen. Wer aber treuen Herzens eintritt, der findet den Menschen.

Den schlichten, gütigen, treuen Menschen.

Fremde Schriftsteller, Künstler und Gelehrte, die unsere Stadt berühren, versäumen selten, den Dichter zu besuchen. Sie wundern sich über die ungesuchte Liebenswürdigkeit, Offenheit und natürliche Einfachheit, in welcher der Schöpfer so

vieler titanischer, dämonischer Gestalten ihnen entgegen kommt.

Da steht ein hagerer Mann, mittelgroß gebaut, mit zurückgekämmten grauen Haaren, mit markirten Zügen, scharf gezeichneter Nase und einer schönen hohen Stirne. Aber hinter den grauen, buschigen Brauen schauen zwei Augen hervor, in denen die ganze Glut eines jugendlichen Dichtergemüthes leuchtet. Es sind ernste, vielleicht finstere Augen, wenn man ihnen auf der Gasse entgegenschaut, aber es sind milde, heitere, mitunter auch ein wenig schalkhafte Augen, wenn man sie in der Nähe besieht.

Sein Auftreten ist überaus bescheiden und zart. Er greift gern jeden Gesprächsstoff auf (außer der Besucher finge schmeichelnd von seinen Werken an zu sprechen), weiß denselben dem Zuhörer angemessen zu behandeln, hält niemals mit seiner Meinung zurück, bringt sie aber in discretester und bescheidenster Weise zum Ausdruck, und in seinen ungezierten Worten liegt immerwährend die Achtsamkeit, Niemanden zu verletzen. Und dieses Verhalten ist ein stilles, aber stetes Zurückweisen in die Grenzen des Tactes und der zarten Rücksichten.

Mir ist Keiner begegnet, der in der Beurtheilung der Menschen und ihrer Schwächen rücksichtsvoller und milder wäre, als er, um so vielsagender ist der zarteste Wink, der leiseste Tadel und in Wesenheit ist er strenge gegen jegliches Unrecht, außer, es würde ihm selbst zugefügt. Wenn seine Feinde, und wer hätte deren nicht! wüßten, daß ihre oft unwürdigen Ausfälle gegen den Dichter des „Danton und Robespierre,“ der „Aspasia“ nicht vermochten, ihm auch nur e i n herbes Wort zu entlocken, sie würden ärgerlich werden.

Die Kritik steht zu diesem Dichter in einem wunderlichen Verhältnisse. Norddeutsche Kritiker behaupten, daß er in Oesterreich, österreichische, daß er in Norddeutschland „überschätzt" werde. Wo Hamerling am meisten „gelobt" wird, das weiß ich nicht, ich weiß nur, wo sie ihn am nachhaltigsten schelten — das geschieht in seinem eigenen Vaterlande. Während eine in Berlin redigirte Zeitschrift blos zwei vernichtende Kritiken über die „Aspasia" brachte, vernichtete ein Wiener Kritiker sechsmal dasselbe Werk in sechs verschiedenen Blättern.

Das größte Verkennen war, als man Hamerling für einen Pessimisten hielt. Jene, die aus seinen vor Sehnsucht nach dem ewig Schönen durchklungenen Dichtungen nicht eines Besseren belehrt wurden, müßten im Erkennen seiner Persönlichkeit anderer Meinung werden. Es giebt allerweg Leute, die geneigt sind, die Güte und den Werth eines berühmten Mannes persönlich zu erproben; solchen mag unser Dichter wohl zu verstehen geben, daß ein klingender Name und eine klingende Börse lange nicht eins und dasselbe sei, aber schließlich: ist auch die Rocktasche leer, so mögen sie den Rock selber haben. Freilich wohl, wem man heute den Rock schenkt, der kommt morgen um die Weste; aber deshalb wird sich das Herz eines braven Mannes nicht erkälten. Und wer weiß es nicht, wie vielen jungen Literaten Robert Hamerling durch Aufmunterung, Empfehlung und Einführung behilflich war! Manche haben seine Güte gerechtfertigt, Manche mißbraucht; Letzteres geschah häufiger, aber das menschengläubige Kind von fünfzig Jahren ist heute eben noch so gern bereit, Anderen Gutes zu thun, als je. — Mich drängte es, das zu sagen, es wird ihm, dem persönlich so Bescheidenen und Anspruchslosen nicht behagen, aber er muß es mir verzeihen.

Ich will nun ja auch ein wenig boshaft werden, will vom Stiftinghaus erzählen und vom kanariengelben Milchwägelchen mit der Firma R. H., das zwischen Stiftinghaus und Stadt verkehrt. Will verrathen, daß an schönen Sommertagen auf grüner Wiese des Stiftingthals der Dichter schon manchmal mit dem langstieligen Heurechen in der Hand zu sehen gewesen ist. Wer ihn zur Herbstzeit aufsucht, dem bietet er vielleicht Platz auf der Matte seines Obstgartens und schüttelt ihm rothbackige Aepfel in den Schoß. Und wenn der lauschige Abend kommt, so klingen durch das offene Fenster helle Claviertöne in den Wald hinaus, daß die verspäteten Spaziergänger der Stadt stillstehen und horchen, ahnend vielleicht, daß dieselben Finger nicht allein auf den Tasten, sondern auch mit der Feder Lieder zu spielen wissen, denen eine Welt lauscht.

Zur Morgenstunde aber, kaum daß auf dem Schöckel das Frühroth liegt, ist für unsern Dichter die Zeit zum Schaffen. Noch in den Kissen lehnend, giebt er der Muse Audienz und stenographirt ihre Eingebungen rasch auf ein Blatt. So entstand manches Werk in wenigen Stunden, um dann nach einem gründlichen Ausreifen nach Jahr und Tag erst für den Drucker niedergeschrieben zu werden.

Weitere Stunden des Tages sind dem Studium gewidmet; es ist kein Zweig des Wissens, dem der ehemalige Gymnasialprofessor nicht Interesse entgegen brächte, und mit dem er nicht mehr oder minder vertraut wäre. Wer dächte daran, daß sich der Sänger des „Sinnen und Minnen" mit Sammeln von Mineralien und seltenen Münzen abgäbe? Wenn es schon wenige Dichter giebt, die mit Münzen überhaupt viel zu schaffen haben, so wird es wohl noch weniger von solchen geben, an denen auch der Numismatiker seine Freude haben kann.

Hamerling's Sommerhaus im Stiftingthal ist ein reizendes Dichterheim. Kaum eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, liegt es von frischen Nadelwäldern eingefriedet im sonnigen Thale. Ein klares Bächlein rieselt zwischen Wiesen und Gärten am Hause vorüber, an dessen Ufer der Dichter gern mit einem Buche im Schatten ruht. Des Hauses Giebel umkreisen Schwalben und heitere Singvögel und im Hofe thut sich, vom treuen Haushunde bewacht, ein Schock Hühner und Hühnchen um, und im Stall steht ein Paar wohlgepflegter Rinder, und die liebe, alte Hausfrau geht geschäftig ab und zu und hat an Allem ihre Freude.

Bei der großen Zurückgezogenheit des Dichters, der weder Reisen noch Ausflüge macht, der das nahe „Capua der Geister" schon seit vielen Jahren verschmäht, der selbst auf das gesellschaftliche Leben unserer Stadt verzichtet, sind Werke wie „Die sieben Todsünden" und „Lord Lucifer," in welchen der volle Pulsschlag modernen Lebens fiebert, doppelt merkwürdig. Doch warum? Es ist ja derselbe, der uns die französische Revolution, die Teutonen zur Zeit der Hermannsschlacht, das antike Rom und Athen mit packender Lebenswahrheit vor Augen gestellt hat! — Während der Poet etwa mit seiner Mutter über den Haushalt und die kleine Milchwirthschaft plaudert, oder an ihrer Seite still sein frugales Mahl verzehrt, oder mit einem Freunde über die Obstbaumzucht berathschlagt, oder kindlich heiter mit einem Kinde der Nachbarin spielt, wie einst mit dem trauten Eichhörnchen, das er freilich längst schon in den Wellen der Adria begraben hat — während des täglichen Lebens keimt, wächst im Haupte ein neues Dichterwerk, das er gar keusch und verschwiegen mit sich umträgt, bis es eines Tages als fertiges Buch daliegt.

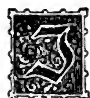
Am Schreibtisch läßt sich der Dichter äußerst selten finden, viel häufiger an Sommertagen im Waldschatten des Stiftingthales. „Wie kam doch nur unter die Sünden der göttliche Müßiggang?" frägt er mit Hermann von Gilm, und meint dann, eigentlich so recht mit Beruf müßig gehen könnten nur die Götter, wir Erdenkinder blieben in dieser Kunst doch immerhin Stümper. Wenn wir Poeten nicht arbeiten, so arbeitet es in uns, wird gar lebendig, bekommt Hände und Füße, und ehe wir's denken, muß die Hebmutter geholt werden in Gestalt eines braven Buchverlegers.

So lebt und schafft Robert Hamerling, der wenig gekannte Verfasser vielbekannter Werke. Das hochbewegte Meer unseres aufgeregten, lärmenden, sich jagenden und gejagten Lebens schlägt wohl an sein Heim, das wie ein Leuchtthurm auf dem Eiland steht, aber es prallt ab, und das einsame Licht strahlt hinaus in Sturm und Nebel, den Hort verkündend, wo die Menschenschifflein landen sollen — am Gestade des Idealen und Schönen.



Psychologische Studien aus dem Thierreiche.

Das Waldspinnlein.

ch war damals so Einer, der mitunter, wenn ihm just langweilig, ein wenig mit dem „Schicksal" haderte. Ja, so weit war es mit mir gekommen. Für mein Leben war mir demnach nichts lieber, als ein grünes Angerlein, ringsum Fichtenbäume, in deren Geäste die Nachmittagssonne hineinscheint, und in weiter Runde Wald und Wald.

Von dieser einsamen Perspective aus betrachtet, ist die Welt nahezu schön, sind die Leute nahezu gut. So gut, daß es sich verlohnt, fernab von ihnen im Walde zu liegen und ihrer warmherzig zu gedenken. Und auch des Waldes.

So kam mir bisweilen ein Stündlein absoluten Glückes zu Stande; man empfindet Alles so still und mild und heilig — nur mit den Augen des Herzens muß man ausschauen und nicht mit denen der Vernunft. Sobald diese mitspielen, erwächst im kleinen Leben des Waldes dasselbe Reich der Ichsucht, der Falschheit, des Verbrechens, wie anderswo. Aber das ging mich weiter nichts an. Ja, es war für mich sogar unterhaltsam, zu beobachten, wenn ich unter den Thierchen im Gezweige und im Grase dieselbe Niedertracht wiederfand, die ich von anderswo her kannte. Und doppelt spaßhaft ist es, wenn man unter dem kleinen Gezücht jene gewisse Tücke und

Schlauheit entdeckt, die man unter dem großen, bei Dummen wie bei Gescheiten, erfahren kann.

Doch der Trieb zur Selbsterhaltung ist ja etwas sehr Schönes, darum hat meine Waldspinne in ihrem Gebahren ganz recht gethan; der Maliciöse war eigentlich ich.

Es ist leicht zu erzählen.

Als ich im sommerlichen Walde auf dem ausgebreiteten Wollentuche dalag und meinem lieben Gott Artigkeiten sagte von wegen seiner schönen vortrefflichen Schöpfung, da lief plötzlich etwas sehr rasch über mein Bein herauf. Meine Hand schnellte hin, war aber nichts mehr da und auf dem Wollentuche lag ein graubraunes Kügelchen. Ich mußte sehr scharf und genau darauf hinblicken, bis ich sah, daß es ein Thier war, welches sich fest zusammenkauerte und seine Beine so nahe an den Leib zog, daß sie von diesem kaum zu unterscheiden waren. Ich rührte es an, es bewegte sich nicht, ich suchte es in Bewegung zu bringen, es kollerte ein wenig über das Tuch hin und blieb liegen, unbeweglich und starr wie ein Baumrindchen.

Ich glaubte endlich auch, es sei nicht jenes Thier, welches über das Bein gelaufen war, sondern wirklich ein Stückchen Holz oder dergleichen. Anderseits aber kam mir der Gedanke: Halt, kleines Ding, vielleicht bist du etwas Abgefeimtes, stellst dich nur so, damit ich mich wieder von dir wende und du deinen Angriff auf mich im günstigen Augenblick neuerdings machen kannst! Warte, necken wir dich ein wenig. —

Ich stupfte es mit einem Grashalm, es blieb leblos und starr. Nun ließ ich es vom Tuche auf ein grünes Blatt rollen, da ging es in die Falle. Das Blatt mochte es für seinen freien Boden halten, allsogleich sprangen die Beinchen auseinander und das Wesen — eine Waldspinne war's —

lief. Als ich es hierauf mit dem Finger berührte, war es wieder das regungslose Kügelchen. Kein Glied, kein Kopf, kein Auge war zu sehen, keine Aehnlichkeit mit einem lebendigen Wesen. Schauspielerin du!

Da denkt sie sich: Au, hier ist ein Ungeheuer, das den Spinnen nachstellt. Ich stelle mich todt, sonst macht es mich todt. Nur ruhig, es ist noch immer da — ein schreckliches Ungethüm.

So will ich doch sehen, dachte ich mir wieder, ob deine Verstellungskunst größer ist, als deine Raubgier. Was meinst du zu einem Mücklein? Sieh', da treib' ich dir eins zu. Mich dünkt, ein appetitlich Ding.

Aha! denkt die Spinne, jetzt will er mich födern. Wenn du glaubst, daß ich so dumm bin und jetzt aufspringe und die Mücke fresse, so ist es traurig für dich. Ich weiß mir besseren Fang, ist nur erst wieder meine Zeit. Jetzt bleibe ich liegen und bin mausetodt.

Wohlan, meine liebe Spinne, wenn du mausetodt bist, so muß man dich in einen Sarg legen. Da habe ich ein leeres Streichholzbüchschen bei mir, darin will ich dich mit mir tragen und sehen, wer es länger treibt, du oder ich.

Denkt sich die Spinne: Auch gut. Und kollert in das Büchschen und ist todt.

Ich liege noch eine Weile da und sinne nach, wie es wäre, wenn jetzt ein Riese gegangen käme, der mit seinen Füßen den Wald in den Erdboden hineinträte, als wäre er sprödes Gras, und da — ganz unten im Grund ein Insect kauern sähe mit zwei Beinchen und zwei Pfötlein und ein rundes Köpfchen obenan, und er dächte sich: Halt, mit Dir will ich mich ein wenig unterhalten — und läse mich auf und steckte mich in den Sack —?

Es giebt solche Riesen, nur nennen wir sie anders.

Ich stand auf, ging nach Hause und war begierig zu erfahren, was daheim auf dem Tisch mein Spinnlein machen würde. Vielleicht wird es sich immer noch todt stellen. Vielleicht wird es wirklich todt sein, obwohl ist achtete, daß es in seinem Verließ nicht ersticken konnte. Die Lunge von einem solchen Thierchen möchte ich einmal sehen! — Vielleicht läuft es, befreit, auch allsogleich davon.

Die Spinne aber dachte in ihrem Streichholzschächtelchen: Das ist sehr finster. Ich habe acht Augen, und keines sieht was. Und ein Schaukeln, daß Einem übel werden könnte, wenn man's von wackelnden Halmen und Aesten her nicht gewohnt wäre. Ich will mir aber eilig Fäden spinnen, man kann nicht wissen, in welche Lage man geräth. Das Ungeheuer scheint mir spinnefeind zu sein; stärker ist es, als ich; wenn ich nicht gescheiter bin, so kann's mir schlecht gehen.

Ich komme heim, versammle meine Kinder um den Tisch, erzähle ihnen die Geschichte von der schlauen Spinne und fordere sie auf, zu betrachten, was nun geschehen würde, wenn ich das Schächtelchen öffne.

Und was geschah?

Kaum daß das Büchschen geöffnet war, flog die Spinne heraus — flog. Es war — ich wußte nicht wie, auf einmal ein Faden durch die Luft gespannt, und auf dem lief sie hin, wie Eine, die nicht allein das Komödiespielen, sondern auch das Seiltanzen gelernt hat. — Oho! Spinne, so haben wir nicht gewettet. Ich zerstörte den Faden, da fiel sie auf den Tisch und lief rath- und planlos hin und her. Jetzt sprang sie auf ein Buch, gleichsam, als wollte sie von dem erhöhten Gegenstande eine Aussicht gewinnen. Aber die Aussicht auf die nahen Ungethüme und auf die fernen Fenster

schien ihr trostlos gewesen zu sein — augenblicklich lag wieder ein Kügelchen da, leblos und erstarrt.

So lag sie über eine Stunde und wir hielten Rath, was nun mit ihr zu machen sei. Meine Stimme war die einzige, die sie vor Aergerem schützte, aber diese Stimme ist so, daß sie manchmal respectirt wird.

Nach zwei und drei Stunden lag noch immer das regungslose Kügelchen da, so daß die Muthmaßung aufstieg, nun wäre sie wirklich todt, vielleicht vor Schreck gestorben. Andere Obliegenheiten winkten, wir vergaßen einen Augenblick auf das Thierchen und als wir wieder hinsahen — war es nicht mehr da.

Bot ich das Haus auf, um die Flüchtige zu verfolgen? Nein, ich freute mich, daß sie glücklich entkommen war.



Die Ameisen als Mörder.



Im stillen Walde kann man eben allerhand sehen, natürlich, wenn man die Augen aufmacht.

So sah ich's denn, sah's anfangs zufällig und hernach mit Bedacht.

Was nur der Auflauf bedeutete! Der ganze Platz war voll von Hinzueilenden und Davonspringenden. Sie drängten und wogten hin und her, sie stießen in der Hast aneinander; die nicht schnell weiter konnten, wurden niedergedrückt, ja, hie und da lief sogar Eins über den Leib des Andern hinweg. Ich ragte wie ein Ungeheuer über der erregten Menge, und zwar so hoch, daß die kleinen Augen selbst mittelst eines Fernglases kaum im Stande gewesen sein würden, mein Haupt zu erblicken.

So bückte ich mich, um zu sehen, was denn dieser Auftritt der Ameisen auf dem sandigen Waldweg bedeute. Und sah es bald. Es war der Kampf der Ameisen mit einer Kieferraupe. Diese mochte träge ihres Weges gekrochen sein, vielleicht durchdämmert von religiöser Ahnung eines zukünftigen Schmetterlingslebens, vielleicht auch nur in Hunger nach Materiellem, saftige Föhrenzweige heischend. Da mochten die Straßenräuber hervorgebrochen sein aus dem Laubgehölze des Heidelbeerkrautes und die Wallerin überfallen

haben. Den ersten Anfall hatte sie mit geschickten Wendungen und scharfen Bissen parirt, ihre braune Behaarung steifte sie zu einem Panzerhemde und Eine und die Andere der Angreifenden trat sie sogar mit ihren Pfoten zu Grunde. Aber immer mehr der Ameisen sprangen herbei und packten die Raupe von hinten und vorn. Sie richtete sich in der Mitte zu einem Bogen auf, da liefen Einige unter den Bauch, Andere stiegen rasch auf den emporstrebenden Rücken und drückten ihn nieder und sie setzten ihre Zähne in's Fleisch des hilflosen Thieres. Der Hinterleib der Raupe war bereits ganz umklammert, da bäumte sie sich noch mit dem Vorderkörper zur Höhe, wie ein unstetes Pferd und schlug mit dem Haupte wild um sich. Allsogleich schossen ein paar Ameisen unter ihre Brust und versetzten ihr mit den Fühlern wüthende Stiche, wobei die Raupe noch einmal mit dem ganzen Körper emporschnellte und ihre Angreifer über den Haufen warf. Nun griffen diese noch hitziger an, ihrer zwanzig rangen mit dem Wurme, stachen, bissen und schlugen ihn und spritzten unter den verzweifeltsten Zuckungen des Thieres ihr heißes Gift in die Wunden.

Mein Ergötzen an dem Kampfe ging nun in Mitleid über, für die arme Raupe, die von aller Welt verlassen gegen eine Unzahl von Feinden sich mit unerhörter Tapferkeit ihres Lebens wehrte.

Rasch riß ich einen steifen Rispenhalm ab und versuchte mit demselben die kleinen Würger von der in Todesangst sich windenden Raupe wegzuschieben und wegzustechen; nun wollten die erbitterten Ameisen aber auch mit mir den Kampf beginnen; hastig kletterten sie den Halm empor bis zu meinen Fingern, die bald das Prickeln ihres scharfen Saftes zu spüren bekamen. Die Andern aber klammerten sich so fest an das

unterliegende Thier, daß ich den schwachen Halm gegen einen dürren Baumzweig vertauschen mußte, um die Raupe mit Gewalt von den Räubern zu befreien. Es war jedoch zu spät. Als die Ameisen fortgescheucht waren, brach die Raupe zusammen und regte sich nicht mehr. Rothe Tröpfchen standen auf ihrem braunen, stellenweise stahlblau schillernden Körper. Nun that es mir leid um das Thier, das in einem rechtlosen Streite, nur weil es der Schwächere war, sein Leben lassen mußte, und mir kam zu Sinne, die strafende Vergeltung zu spielen und die hin und wieder schwärmenden Ameisen, ja ihr ganzes, nur wenige Schritte entferntes Raubnest mit einigen Fußtritten zu zerstören. — Da trat mir, ich weiß nicht wie, der Kalbsbraten in's Gedächtniß, welcher mir Mittags zuvor so trefflich gemundet hatte; zwei Tage früher hatte ich gesehen, wie der Fleischhauer das Kälbchen von seiner Mutter weggerissen und zur Schlachtbank geführt . . .

Ich ließ nun die Ameisen gewähren. Sie nahten sich sofort wieder der hingestreckten Raupe; diese, von Neuem angefaßt, hob noch einmal ihr Haupt, es knickte aber wieder ein und war todt.

Die Menge hatte sich verlaufen. Die wenigen Zurückbleibenden befaßten sich mit dem Fortschaffen der erlegten Beute. Aber sie vermochten den Körper, der eine Ameise wohl dreißigmal überwog, nicht von der Stelle zu bringen. Da lief eine davon und brachte bald Gefährten zur Hilfeleistung. Nun faßten sie die todte Raupe an beiden Seiten an, einige krochen unter den Körper hinein, als wollten sie diesen heben und tragen und bald bewegte sich die Last weiter. Es ging recht rasch über den glatten Boden hin. Jetzt erwachte in mir noch einmal die Bosheit, oder wenn es besser klingt, der Gerechtigkeitssinn. So ohne jegliches Hinderniß sollte die

Unthat doch nicht abgehen. Ich legte ein flaches Steinchen auf die Raupe. Für den ersten Moment allerdings einige Verwirrung und Verlegenheit unter den Ameisen. Aus der Wucht, unter welche sie zum Theile selbst gekommen, hatten sie sich bald wieder und unversehrt hervorgearbeitet. Nun umkreisten sie den Stein, stiegen auch darüber hin, prüften die Last und schienen dann Rath zu halten, wie ihre Beute unter dem Steine herauszukriegen wäre. Der Versuch, den Stein wegzuwälzen, erwies sich als vergeblich. Das etwa ein Achtel Pfund schwere Stückchen regte sich trotz aller Anstrengung nicht von der Stelle. Was thaten sie nun? Sie fingen an, den Boden zu unterminiren, gruben einen kleinen Canal unter dem Stein, höhlten um die Raupe und unter derselben das Erdreich aus, was ich für den Augenblick zwar nicht beobachten konnte, jedoch später sah, und nach einer Viertelstunde zogen sie den Leichnam unter dem Steine hervor.

Die That erfüllte mich mit Respect und ich legte den kleinen Wesen nichts mehr in den Weg; ungesäumt schleppten sie die Raupe dem Ameisenhaufen zu, wo sie dieselbe in eine der Vorrathskammern transportirt haben mögen.

In wenigen Wochen, so dachte ich, werden Kiefernspinner aus dem Geschlechte der ermordeten Raupe den Ameisenhaufen umgaukeln und in ihrem Fluge höhnend niederblicken auf die krabbelnden Wesen. So geht das Spiel im Kreise der Natur; wir Menschen stehen nicht außerhalb desselben.



Zur Liebestragik der Vögel.

Ein fröhliches Schwalbenpaar und ich hatten jahrelang dieselbe Sommerwohnung. Es war ein Landhäuschen in einem Thale Obersteiermarks. Wir flogen fast zu gleicher Zeit an und zu gleicher Zeit ab. Wir arbeiteten und jubilirten und der Unterschied war nur, daß sie zu Paaren lebten und ich allein. Das hatte zur Folge, daß ich mich jedenfalls mit ihnen mehr beschäftigte als sie sich mit mir; ich hatte meine Freude daran, sie in ihrem heiteren und fleißigen Vogelleben, in ihrer Häuslichkeit und Kinderzucht zu beobachten und wenn sie im Herbste anfingen, mit ihren Jungen lebhaft zwitschernd in der Luft zu kreisen, so schnürte ich mein Bündel und im nächsten Frühjahre bezog ich allemal wieder mein Dachzimmer und die Schwalben nahmen das alte Nest unter dem Dachfirst ein.

Da war es einmal, daß bei einem Ausbessern des Schindeldaches das Nest beschädigt wurde, bevor noch die Jungen flügge waren. Das alte Paar baute sofort am Mauergesimse ein Nothhäuschen, in welches es die Jungen übertrug, und im nächsten Frühjahre — kam das Paar nicht mehr.

Hingegen waren eines Tages Andere da, von denen ich nicht wußte, ob sie von meinen alten Freunden abstammten

oder ob sie Fremde waren. Sie thaten fremd, oder wenigstens sehr unerfahren. Sie flogen immer um's Haus herum und waren tagelang unschlüssig, in welchem Winkel sie ihr Heim gründen sollten. Und eines Morgens, als ich in mein Arbeitszimmer trat, flogen sie geschäftig zum offenen Fenster aus und ein und begannen gerade über meinem Schreibpult ein Nest zu bauen. Sie schleppten Halme, dürres Blattwerk, Lehm u. s. w. herbei und woben und bauten und ich wußte, wie sie die Dinge mit Speichel befestigten, und ich sah, wie das Ding an der Zimmerdecke rasch gedieh. — Ja, ihr guten Närrchen, das geht nicht! Erstens würden wir uns hier gegenseitig stark geniren, und zweitens, wenn ich die Fenster schließen muß, was wolltet ihr denn thun? Ich bedauere, daß ich euch diesen Bauplatz nicht abtreten kann. Somit scheuchte ich die Schwalben mit Mühe zum Fenster hinaus und ließ die Magd darüber, um die Grundfesten des Vogelnestes wieder zu vertilgen.

Doch mußte das eine sehr ungeschickte Schwalbenfamilie sein, die sich an keine Traditionen zu halten und selber noch blutwenig Praxis zu haben schien. Bald sah ich, wie sie gerade vor dem Fenster meines Dachzimmers ihr Nest bauten, und zwar an einem hervorstehenden Holzbalken, der weder vor Wind noch vor Regen Schutz hatte.

Das körbchenförmige Nest war in wenigen Tagen fertig, obzwar nur in den Morgenstunden daran gearbeitet wurde. Es war fest gebaut und gekittet und gegen die gewöhnliche Art solcher Nester darüber mit einem Dächelchen versehen, ähnlich den Vorsprüngen über Kanzeln. Also doch praktisch! Während des Baues war unausgesetzt schönes Wetter gewesen; woher wußten die Thiere, daß hier ein Schutzdach nöthig sei?

Tagsüber war das Schwalbenpaar selten zu Hause, sondern stets auf offenem Markt um den Kirchthurm herum bei Genossen oder auf Bäumen und Sträuchen bei der Mahlzeit. Gegen Abend kamen sie heim und hockten in's Nest und flatterten mit den stahlblauen Flügeln. Bisweilen flog Abends das Männchen noch einmal aus, wenn es der Frau gerade nach Leckerbissen gelüstete, und brachte ein Würmlein oder ein Käferchen heim.

Nach einiger Zeit lagen im Neste fünf Eierchen. Nun blieb die Frau freilich die meiste Zeit zu Hause, doch ihr Mann versorgte sie reichlich mit Nahrung, und wenn er von seinen Excursionen zurückkam, wußte er allemal eine Menge zu zwitschern, was es draußen Neues gebe, und warnte vielleicht das Weibchen mitunter, es möge die Fliegen nur nicht in Einem verschlucken, sondern stets ein wenig kauen, sonst könnten die Dinger einer Frau in ihren Verhältnissen unmöglich gesund sein. Und in der That, das Männchen kaute ihr oftmals die Nahrung vor, ehe es sie ihr in den Schnabel steckte. Mitunter setzte es sich selbst auf die Eier und gönnte der Frau einen Ausflug.

Ich konnte durch das Glasfenster Alles recht gut beobachten und hatte mein Vergnügen an den beiden Wesen.

Da ereignete sich auf einmal eine seltsame Geschichte.

Das Nest war eines Tages verlassen. Das Weibchen hatte einen kurzen Ausgang gehabt und als es zurückkam, saß im Neste ein fremder Gast. Ich sah es, wie es am Fenstergesimse zitternd kauerte und mit angstvollem Blick nach dem Eindringling schaute, der auf den Eiern saß und wie es dann wieder das Auge in die Luft hinauswandte, nach seinem Mann. Der Eindringling war ein struppiger, schmutzig grauer Geselle, und zwar von einer Größe, daß er das ganze Nest

ausfüllte. Mit einer geradezu cynischen Unverfrorenheit blieb er sitzen und glotzte mit seinen runden Augen die Schwalbin an. Endlich kam eine Schwalbe auf Sehweite geflogen — es war sicherlich das Männchen — eilig schwenkte es sich und flog zwitschernd wieder davon. Auch die Schwalbin flog ab und wenige Augenblicke hernach schossen Dutzende von Schwalben herbei gegen das Nest an meinem Fenster.

Nun schien der Eindringling einzusehen, es wäre Zeit, sich davon zu machen, da war er aber schon von mehreren Seiten überfallen und alsogleich derart eingehüllt von den schlagenden Schwalbenflügeln, daß ich gar nicht beobachten konnte, ob sie ihn mit den Klauen oder Schnäbeln, oder beiden bearbeiteten. Der Angefallene versuchte noch fortzufliegen, wobei er die Angreifer ein Streckchen mitriß, bald jedoch fuhr der ganze Knäuel bodenwärts, umschwirrt von zahllosen Gabelschwänzlern, welche theils zur Hilfe, theils aus Neugierde herbeigekommen sein mochten.

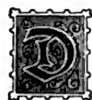
Und im Schwalbenneste lag nun neben den fünf Eiern noch ein sechstes, grau- und grüngeflecktes. Die Schwalbin saß ein wenig auf dem Rande des Nestes, schaute die Bescheerung an und setzte sich hernach gelassen auf die sechs Eier. — Nach einiger Zeit krochen die Jungen hervor, und darunter ein kleiner Kukuk. Dieser war — obgleich seine Mutter der Lynche zum Opfer gefallen und unten auf grünem Rasen verbluten mußte — vom Schwalbenpaar längst adoptirt und mit derselben Liebe und Sorgfalt gehegt und gepflegt, wie die eigenen Kinder. Gleich, als ob sie's gewußt hätten, es wäre nicht aus Lüsternheit und Bosheit geschehen und Frau Kukukin könne nichts dafür, daß sie alle Wochen ein neues Ei zu legen hat und daher nicht jedes brüten kann. — 's ist eben auch wieder einmal eine Bosheit oder Dummheit

der Natur, wie es deren genug giebt und die hernach allemal das Individuum so oder so zu büßen hat.

Was die Schwalbinnen selbst anbelangt, so sollen es die Sperlinge auf dieselben stark abgesehen haben und sich bei Abwesenheit des Mannes in's Nest schleichen. So erzählte mir ein Schullehrer im Salzathale, daß er unter dem Dachvorsprunge seines Hauses beobachtet habe, wie ein solcher Hausfreund einmal im Schwalbenneste überrascht und mitsammt der Ehebrecherin auf der Stelle eingemauert worden sei. Während vom herbeigeströmten Schwalbenvolk etliche Wache hielten, daß die Malefizvögel nicht entkommen konnten, trugen die andern mit unglaublicher Eile Gras, Halme, Koth, Erde und derlei herbei und wölbten das Nest zu, ungeachtet des Jammergeschreies der Lebendigbegrabenen. In wenigen Stunden war die Arbeit vollbracht; die Schwalben schwirrten davon und kehrten zu diesem Hause nicht mehr zurück. Der Schulmeister hat das Nest wieder aufgethan, es war hart und zähe und kaum zu zerreißen. Darinnen fand er den Sperling und die Schwalbin todt.



Wie Bienen Hochzeit halten.



Das Volk der Bienen besteht aus Männchen (Drohnen), Weibchen und Geschlechtslosen. Letztere sind zwar auch Weiber, aber unfruchtbare, doch machen sie sich anderseits nützlich genug, sie sind die Arbeiter, während erstere nur das Geschäft der Fortpflanzung zu besorgen haben; ist dieser Pflicht Genüge gethan, so verkommen sie, oder werden von dem Volke der Arbeiter ermordet.

Ein Bienenstaat hat nur ein Weibchen — die **Königin**, welche einen männlichen Harem von sechs- bis achthundert Männchen besitzt.

Hat sich ein Schwarm mit seiner jungen Königin vom Mutterstamme losgelöst und sich auf seiner neuen Ansiedlung niedergelassen, so ist nun das erste und wichtigste Geschäft die Hochzeit der Königin. Dabei geht's lustig zu und Alles ist auf den Beinen unl Flügeln; selbst auf die Arbeit wird vergessen, und das will bei den Bienen schon viel sagen, es wäre denn, daß die Gemächer der Braut noch ordentlich gereinigt, mit Wachs tapeziert mit Nahrung und Dienerschaft versorgt werden müßten. Ein helles Summen und Singen ist das im Reiche, und ein Balgen und Schwelgen und Alles schaart sich um die Königin, die Holde und Hehre, die schöne, minnevolle Frau. Aber nicht, weil sie Königin ist, wird sie

so hoch verehrt, sondern weil sie die Mutter der Nachkommenschaft werden soll.

Da fliegen ein paar Bienen in's Freie, sehen nach, wie es mit dem Wetter steht. Warm und windstill, kein Wölklein am Himmel und die Sonne leuchtet nieder über die weite, grünende, blühende Welt. Diese Nachricht bringen sie in die Stadt. Das ist ein Tag zur Hochzeitsreise. Der Ehemänner etliche haben sich vielleicht an der Festtafel etwas zu gütlich gethan, haben den Honigopfern, welche die Arbeiter aus der Muttercolonie noch mitschleppen mußten, vielleicht in zu reichem Maße zugesprochen und möchten nun am liebsten ein Bischen Siesta halten. Aber die Königin ist höchst aufgeregt — ihr verlangt sehr nach einem Ausflug und das Volk drängt auch danach und getraut sich's wohl zu sagen, daß ihm sehr um einen Thronerben und überhaupt um jungen Nachwuchs zu thun ist. Die faulen Ehegatten werden förmlich aufgetrieben und aus dem Hause gejagt — und endlich erhebt sich der Hochzeitszug in die Lüfte.

Die Arbeiterbienen bleiben discreterweise zurück, umtanzen aber fortwährend den Stock und sind in großer Erregung. Mit Aengstlichkeit bewachen sie ihren neuen Heimatsort und weder Menschen noch Thieren wäre zu rathen, sich in dieser Zeit dem Stocke zu nahen. Dann wieder beobachten sie den Himmel, ob wohl keine gefahrdrohende Wolke auftaucht, die dem Brautzug gefährlich werden könnte. Und wenn sich ein Wind erhebt, welch' eine Verwirrung, welch' Schreck und Jammer in der Menge, welch' wildes Summen und Umherschießen! Boten werden ausgesandt, um nach der Richtung zu spähen, in welcher sich der Hochzeitszug erhoben hatte, und um, wenn er einzuholen ist, ihn zu warnen und zum Rückzuge zu bewegen — denn die Hochzeiter selber

kommen kaum dazu, erst eine Weile nach dem Wetter zu lugen. Aber sie sind nicht zu finden.

Die Königin ist mit ihrem Harem davon und hat sich gefreut darüber, daß der Plebs zurückgeblieben. Die Ehemänner schlugen zuerst das grüne Geäste einer Linde zum Ruheplatz vor.

„Nein," sagte die Königin (und die Bienen haben ihre Sprache, so gut wie die Menschen) „nein," sagte sie, „da sind die Mücken und die Hummeln, und die Käfer und die Ameisen steigen den Stamm herauf — wir wollen höher fliegen."

Und als sie um die Wipfel und Kronen des Waldes tanzten, wollten die Herren sich dort niederlassen.

„Nein," sagte die Königin, „hier flattern noch die Schmetterlinge, schwirren die Häher und die Meisen und anderes Volk. Wir wollen höher fliegen."

Und als sie so hoch in den Lüften waren, daß der Zug von unten wie ein winziges Rauchwölklein zu sehen, und als sie sich überzeugt hatten, daß kein Habicht und keine Lerche und kein anderes Wesen mehr in der Nähe war — und als die Gatten hier wieder angefragt hatten — schwieg die Königin still. — In diesem Brautgemache des hohen Himmels konnte kein unberufenes Auge ihre Fraulichkeit mehr verletzen. — Ruhig schwebt das Häuflein in einem Punkte und die Jünglinge bringen der Braut ihre Huldigungen. —

Erst nach zwei Stunden denken sie wieder an die Heimkehr — aber wer weiß jetzt den Weg? Da unten der weite Wald mit seinen tausend Wipfeln, dort die Wiesen, dort wieder der Wald — wo ist ihr Heim? — Ueber den Bergen steigen Wolken auf, durch die Luft geht mancher Stoß und schiebt unsere bangenden Hochzeiter vor sich hin. Sie sind

rathlos, hilflos. Sollen sie sich niederlassen auf fremdes Gebiet? Wie sich ernähren? Das Arbeiten haben sie nicht gelernt, den Genuß und den Luxus sind sie gewohnt und Nachkommenschaft ist zu erwarten. Sich eine fremde Colonie, ein Hummel-, ein Wespenreich erkämpfen, den Honigvorrath rauben?

Die Königin wirft die Frage auf; die Ehemänner zittern. — „Feiglinge!" ruft sie ihnen zu, „nur im Genuß und in der Eifersucht seid ihr stark, im Hetzen und Lästern, und im Uebermuth ersticht ihr euch selber; — wo 's was Rechtes gilt, da seid ihr Memmen. Ach, wäre ich bei meinem Volke daheim!"

Mittlerweile sieht sie ein Bienlein heranfliegen, es ist Eine aus den Arbeiterschaaren ihres Reiches. Sie eilt dem Sendling zu, er will sie auf seinen Rücken nehmen und nach Hause tragen, er hat den Weg gut gemerkt, den er hergekommen und findet leicht zurück.

Mit Jubel wird sie daheim empfangen. Ein kleiner Theil der Ehemänner ist ihr gefolgt, aber Keiner im Staate kümmert sich jetzt mehr um die männlichen Gatten. Hingegen wird die Königin mit um so größeren Aufmerksamkeiten überhäuft, und Einige aus dem Volke treten vor und verbeugen sich tief und sprechen von der hohen Ehre, die ihnen zu Theil werde, indem sie erwählt wären, dem Volke die Ueberzeugung zu verschaffen, inwieweit die Hochzeitsreise von allgemeinem Nutzen geworden wäre.

Die Königin hat keine Ursache, die Folgen geheim zu halten, kann obendrein den Begriffstützigeren noch mit einem handgreiflichen Beweis erfüllter Pflicht dienen, indem sie wohl im Stande ist, irgend ein Härchen vom männlichen Barte vorzuweisen.

Die Zukunft ist gesichert, der Jubel ist grenzenlos. Alles Volk streckt die Hinterbeine aus und fächelt mit den Flügeln und jauchzt und singt und drängt sich herbei, die Königin mit Lecken und Bestreicheln zu liebkosen. Und sofort bestimmt es ihr einen Hofstaat von zehn oder auch zwanzig Bienen, welche sie überall hin zu begleiten und für alle Bedürfnisse zu sorgen haben.

Und schon nach wenigen Tagen muß die Wiege her. Die Königin legt Eier, je eines in eine besondere Zelle, jeden Tag über hundert bis tausend Stück — vermag im Laufe des Sommers 30—40.000 Eier zur Welt zu bringen. — Glücklicher Weise hat sie für die Familie selbst nicht zu sorgen, das thut das Volk. Nur zu bald aber ist eine junge Königin da, oder es sind deren gar mehrere, und die Königin-Mutter muß das Feld räumen, will sie nicht von ihren Unterthanen erstochen werden.

Die Bienen sind seltsame Leute, sie kennen kein Mitleid, keine Dankbarkeit und keine Pension; sie halten Jeden aufrecht, so lange er dem allgemeinen Wohle nöthig ist — dann aber schaffen sie ihn rasch aus dem Felde.



Unsere Bienen in Australien.


s geschah im deutschen Norden zu Grünewald, in der Nähe eines Hafens, daß sich im Bienenkorbe eines Landwirthes das Volk verdoppelte. Deswegen keine Feindschaft, der junge Schwarm wanderte aus; wegen einer neuen Heimat ist keine Sorge, jeder Nachbar hält einen leeren, feingebauten Korb bereit, um den jungen Stamm in Empfang zu nehmen. So die Hoffnung. Aber auch Thiere haben mitunter seltsame Schicksale.

Der Bienenschwarm flog aus seinem Mutterkorbe über die Büsche hin, über die blumige Wiese hin, über das Kieferwäldchen hin, dem Strande, dem Hafen zu, wohin der Lärm und das Geklirre der Matrosen ihn lockte, wo der Mastenwald der Schiffe ragte — auf dessen höchstem Stamme er sich niederließ. Wie eine stattliche Traube hing er im obersten Takelwerk und ergötzte sich an dem Glitzern und Schrillen da unten, dergleichen er bisher noch nicht gehört und gesehen. Und wie war das erst ein Spaß, als das ganze Ding anhub sich zu bewegen, zu schaukeln und der hohe Baum, auf dem der Schwarm saß, sich mälig hinauswand zwischen dem wunderlichen Gestämme, bis er endlich mit dem großen Schiffe auf dem Spiegel des Gewässers dahinglitt.

So fuhren die guten Bienlein stundenlang mit; nun aber, da sie ringsum keinen Baum und keinen Boden mehr sahen, wollte es ihnen unheimlich werden. Rasch entschlossen, flogen sie ab, irrten eine Weile auf dem Meere umher und da sie nirgends einen Ruhepunkt fanden, mußten sie wieder zurückkehren auf das Schiff, das ihnen nun doch so trostlos war, weil auf ihm kein Blatt und keine Blume wuchs. Aus gewaltigen schwarzen Röhren stob dichter Rauch hervor und wollte das kleine Völklein im Takelwerk fast ersticken. Sie wechselten mehrmals ihren Platz, aber von Stunde zu Stunde wurde es ungemüthlicher. Da drängten sie sich um ihre junge Königin und hielten Rath.

Eines der Männchen brachte, selbstverständlich in der Bienensprache, seine Ansicht vor. „Ich halte mich insofern berechtigt, das Wort zu ergreifen," sagte das Bienlein, „als ich mir schmeicheln darf, unsere Lage, obgleich dieselbe sehr sonderbar ist, zu begreifen. Bei meinem vielen Schwärmen um die Blumenhecken des Dorfschulhauses in Grünewald habe ich unter Andern auch von der Geographie etwelches profitirt. Es obliegt keinem Zweifel, daß wir uns auf der Nordsee befinden. Wenn sich's noch blos um eine Fahrt nach England handelte, aber ich fürchte nur zu sehr, daß wir uns auf einem Auswandererschiffe befinden, denn Alles was uns auf dieser schwimmenden Stadt umgiebt, läßt eine weite Fahrt voraussetzen. Königin, ich ahne, daß wir unsere grüne Heimat niemals wiedersehen werden!"

Darauf entgegnete eine Andere: „Mein geehrter Herr Vorredner hat unsere Lage sehr trostlos geschildert. Ich theile nicht ganz seine Ansicht. Soeben bin ich von einem Einzelausflug durch die Lüfte zurückgekehrt. Allerdings muß ich gestehen, daß mir das ungeheure lebendige Wasser, das uns

umgiebt, und dessen Unendlichkeit ich auf meinem Flug erst recht ersah, einen sehr unangenehmen Eindruck verursachte; allein ich glaube in jener Richtung, der wir zusteuern, ein Streifchen grünen Landes entdeckt zu haben. Wir können also, wenn wir demselben in der Nähe sind, sehr leicht anfliegen. Und sollte uns dort eine beständige Niederlassung nicht gefallen, so wird sich gewiß, etwa auf Umwegen zu Lande oder durch ein Schiff, Gelegenheit finden, in unsere Heimat zurückzukehren. Ich beantrage demnach, daß wir auf jenen grünen Streifen, der uns immer näher kommt, unser Augenmerk richten mögen."

Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Aber, die Biene denkt und der Steuermann lenkt. Weitab bog der Dampfer vom grünen Eiland.

Schon früher hatte ein Schiffsjunge auf dem Maste den Bienenschwarm bemerkt. Als nun der Capitän darauf aufmerksam wurde, klatschte er in die Hände, wie das sonst Capitäns selten zu thun pflegen, und sagte: „Ein Bienenschwarm! Das ist trefflich. Ich ging schon lange mit der Idee um, in Australien die europäische Biene einzubürgern; nun kommen die Thierchen selbst mit uns; so werden wir auf unserer Colonie in Australien auch an Honig keinen Mangel leiden. Möge der Schwarm nur sofort zweckmäßig verwahrt und verpflegt werden."

Das geschah und die armen Thierchen aus Grünewald waren nun Gefangene auf dem Dampfer, der mit seinem Stückchen europäischer Cultur nach Australien ging.

Wer sollte hier die Reiseeindrücke der auswandernden Bienen wiedergeben? Nichts als Meer und Meer, wochenlang. Da und dort einmal eine heiße, gelbe, kahle, steinige Küste, dann wieder Landstriche, anzuschauen wie das Eden,

wo Milch und Honig fließt. Die Bienen mußten an Allem vorüber. Die Arbeiter waren in solch' schrecklicher Thatlosigkeit schier krank geworden. Die Männchen unterhielten sich zeitweilig mit der Königin und eine zahlreiche Nachkommenschaft, die zu erwarten war, erfüllte die Herzen der Gefangenen mit besonderer Sorge. Unter herben Stürmen heute, unter sengender Gluth der Aequatorsonne morgen, zog das Schiff dahin, bis es endlich im Westen von Australien landete.

Allsogleich wurde den Bienen in der Nähe eines Akazienwäldchens ein Korb angewiesen. Das Völklein war glücklich, als es hinaussummte durch die milde, süße Luft in das tropische Gelände. Die Arbeiter machten sich allsogleich an's Sammeln, damit die Speicher des neuen Hauses sich füllten mit Vorräthen für den Winter. Aber mit gar manchem Gewächse, das hier so prunkhaft und vielversprechend aufwucherte, war nichts anzufangen; z. B. mit den lederhäutigen Gummibäumen rangen sich die Bienlein vergebens ab, um Wachs und Honig zu gewinnen. Manch fleißige Arbeiterin flog aus und kehrte nicht mehr zurück; manche schwirrte zerfahren und verwundet ihren Genossen zu; einen Kampf mit Stechfliegen hatte es gegeben. Wieder Andere waren in ihrem Sammelfleiße sogar von Heuschreckenschwärmen belästigt worden. Es schien ein so fruchtbares Land, aber es war ein gefährliches Land, und die Bienen sehnten sich den kalten, kurzen Tagen und der Winterruhe entgegen. Der Korb war längst voll des feinsten Wachses, des köstlichsten Honigs, die Wohnung mit Allem versehen, was zur Winterbehaglichkeit nur immer wünschenswerth ist — aber der Winter wollte nicht kommen.

Die Tage wollten nicht abnehmen, die Sonne blieb heiß, neben den Früchten der Bäume setzten sich neue Blüten an, neben dem abfallenden Laube wucherte junges hervor.

Eines Tages wa. den Bienen der Korb ausgeraubt.

Nicht einen etwaigen Ueberfluß hatten sie weggenommen, wie man es fern in der kühlen Heimat wohl erlebte und verwand, sondern aller Vorrath an Honig und Wachs war fort und der Korb harrte auf neue Frucht. — Es ist doch gut, daß die schöne Jahreszeit noch anhält, dachten die Bienen und machten sich mit neuem Muth und Fleiß wieder an das Sammeln.

Wieder füllte sich allmählich die Vorrathskammer, während sich die Thierchen das Nöthige fast von ihrem eigenen Mund absparten und immer noch wollte der Winter nicht erscheinen.

Da trat eines Abends ein Mitglied der arbeitenden Classe auf, rief alles Volk aus den Zellen hervor und begann Folgendes zu sprechen:

„Mich dünkt, Kameraden, hierlands geht's nach einem andern Tact. Seit vielen Wochen habe ich geforscht und berechnet und bin zu einer Ueberzeugung gekommen, die ich nicht mehr länger verschwiegen kann. Zuvörderst frage ich Euch, meine Brüder, wofür arbeiten, sammeln und sparen wir eigentlich? Für den Winter, antwortet ihr. Ich aber sage Euch, in diesem Lande giebt es keinen Winter!"

Große Aufregung in der Versammlung.

„Wozu also sammeln wir?" fuhr der Redner fort, „damit Fremde unsere Vorrathskammern leeren können? nimmermehr! Die Arbeit wird eingestellt!"

Ein unheimliches Surren ging durch die Menge; der Revolutionär blickte selbstbewußt um sich.

Ein Polizeibeamter erklärte die Versammlung als aufgelöst. Der Redner rief, er lasse sich nicht einschüchtern, wo es gelte, das allgemeine Beste zu fördern. Der Polizeibeamte drohte, dem in wildem Aufruhr hin- und wiederwogenden

Volke mit Belagerungszustand, in demselben Augenblicke wurde er niedergestochen. Ueber seiner Leiche proclamirten die Arbeiter den Strike auf ewige Zeiten. — Ein Abgesandter der Königin erschien mit einem Manifest. Dem gegenüber machten sie insoferne Zugeständnisse, als man sich bereit erklärte, für die Bedürfnisse der Königin auch in Zukunft zu sorgen und durch deren Männer sorgen zu lassen.

„Nicht mehr arbeiten!" rief der Abgesandte einen Satz aus dem Manifeste, „ihr Bienen nicht mehr arbeiten! Wollt ihr denn die Weltordnung stürzen!"

Da sagte Einer aus dem Volke: „Herr, unsere Königin sei gepriesen! — Wir sind Bienen, aber wir leben nicht, um zu arbeiten. Im Gegentheile, meine Herren und Genossen, wir arbeiten, um zu leben. Wir und unsere Urahnen — heilig sei ihr Andenken! — waren gezwungen und gewohnt, im Sommer für den Winter zu sorgen. Nachdem nun aber ein gütiges Geschick den Winter von uns genommen hat und die Früchte unserer Arbeit voll und ganz dem Geschlechte der Ungeheuer zufallen würden, so sehe ich im Grunde genommen keine schädliche Idee in dem Bestreben, die Arbeit einzustellen. Sorglos fliegen wir aus, denn der Tag giebt, was wir für den Tag bedürfen, hier sind die Himmelsstriche Salomons, unter welchem jener Gott, der die Vögel des Himmels ernährt und die Blumen des Feldes bekleidet, auch der Bienen nicht vergißt. Ich habe gesprochen."

Nun wußte der königliche Gesandte kein Wort der Entgegnung mehr, und die neue Verfassung, daß es keine Arbeiter mehr gebe im Bienenstaat, war angenommen.

In neuer Jugend flogen sie aus und schwärmten durch die ewigen Blumengärten des wiedergefundenen herrlichen Paradieses.

Die Ungeheuer, wie jener Redner in der Versammlung die Menschen genannt hatte, heimsten aus dem Korbe wieder Wachs und Honig ein, und ahnten nicht, daß es das letztemal war. Es wollte sich nun nichts mehr vermehren und immer weniger und immer seltener kehrten die Bienen zum Korbe zurück.

Nun erst merkte die Königin, daß und weshalb es schief ging. Durch die Einstellung der gemeinsamen Arbeit verlor der Einzelne das Interesse an dem Korb; auf eigene Faust schwirrte er in den Weiten umher, genoß die Frucht, wo sie wuchs, nahm das Nachtlager, wo er es fand. Der Sinn für die Zusammengehörigkeit und für das Gemeinsame war dahin. Aufrufe über Aufrufe schickte die Königin in's Land, aber nur die wenigsten der Bienen wurden noch gefunden, alle anderen kehrten nicht wieder — sie hatten sich zerstreut, verloren, waren theils in der Ueppigkeit, theils im Kampfe mit unbekannten Feinden zu Grunde gegangen.

So elend war der brave Schwarm aus dem deutschen Grünewald verkommen. Die Zeitungen verschwiegen mehr, als sie sagten, da sie vor einiger Zeit folgende Notiz zur Kenntniß brachten: „Der Versuch, die europäische Biene in Australien einzuführen, ist gelungen, aber — nach wenigen Jahren sammeln die Bienen dort keinen Honig mehr; sie machen einfach die Erfahrung, daß in jenen Theilen Australiens, wohin man sie zu bringen pflegt, fortdauernder Sommer herrscht, daß also für sie die Nothwendigkeit, Honigvorräthe anzulegen, nicht mehr existirt. So niederschlagend diese Wahrnehmung für die Colonisten sein mag, so interessant ist sie für den Naturforscher."



Nachträge.

Die Osterpredigt.

Nach den Erinnerungen eines Studenten.

Damals waren wirkliche Ostern — Ostern, die mir durch Mark und Bein gingen. Ich war auferstanden und nicht mehr hier, das heißt nicht mehr in meiner Alltäglichkeit, nicht mehr bei mir selbst — war aus auf Seelenflug und das junge Fleisch eilte fröhlich hintendrein. O Freunde, das Wandern! — das Studenten-Wandern!

Ostern war, und da richtete ich mir's so ein, daß ich gerade am Ostersonntag zu meinem Oheim auf Besuch kam. Für einen Studenten war das gut genug calculirt, denn mein Oheim war Pfarrer zu Oberstein, und Oberstein war eine reiche Pfründe. Allerdings auf das, was ich dem Herrn Onkel diesmal mitzutheilen hatte, konnte ich gerade keine besonders ausgezeichnete Gastfreundschaft erwarten. Doch die göttliche Jugendluft trug mich über alles Bedenkliche hinaus.

Als ich den Berg hinanstieg, auf welchem das Dorf Oberstein lag und mit seinen weißen Häusern so freundlich ausschaute in die grünenden Auen und Gärten und Wälder der Gegend, da hörte ich oben schon die Pöller krachen. Nutzt nichts, heute muß ich in die Kirche; denn wenn man an solchem Tage zum Herrn Pfarrer kommt, so wird nicht etwa

gefragt: Hast schon gefrühstückt, Neffe? sondern: Hast schon die Messe gehört? — Auf allen Wegen und Steigen sah ich Kirchengänger eilig herankommen, schier eiliger, als das sonst ihre Art ist, und Einige hörte ich unter sich erzählen, wie heute auch von der Ferne her Leute kämen, um den frommen Priester predigen zu hören.

Nun kenne ich aber diese Predigten frommer Priester, zu denen die Leute zusammenlaufen. Wenn mich bisweilen die anerzogene Liebe zum katholischen Cultus am Gemüthe gepackt und in die Kirche geführt hat, so war gewöhnlich eine einzige zelotische Predigt im Stande, mich zu bekehren, mich wieder für eine lange Zeit vor dergleichen Gemüthsverirrungen zu bewahren. Zudem, wozu sollte ich meinen Herrn Oheim mitten im Worte Gottes stören, wenn er mich plötzlich unter den Zuhörern erblickte und sich denken mußte: Schau, dort steht Einer, der heute bei mir mittagessen will!

Ich ging also doch nicht in die Predigt, sondern schlich wegseits in den Kiefernschachen hinein, der mit seinen goldrothen Stämmen so dämmerig und kühl dastand und so harzduftig war und so heiter durchklungen von Vogelgesang, daß ich mir dachte, wie doch das merkwürdig ist: die Natur, heißt es, hätte Gott erschaffen, und überall, wo sie freie Hand hat, baut sie Heidentempel.

Und als ich in meiner heidnischen Stimmung durch den einsamen Schachen schritt, stand ich auf einmal vor meinem Oheim, dem Pfarrer von Oberstein. Er that einen hellen Ruf, als er mich sah, und wie das schön sei, daß ihn der Herr Student einmal aufsuche auf seinem Berg, und wie ich groß geworden sei! — und breitete die Arme aus und lachte. Er hatte die schwarze Taffet-Kutte an mit dem würdevollen Schulterdachel, er war hübsch untersetzt an Gestalt, hatte

gesunde, feinrasirte Backen und noch seine alten, guten blauen Augen, die mir schon in der Knabenzeit so sehr gefielen, daß ich ihretwegen auf „geistlich“ studiren wollte, um auch solche Augen zu bekommen.

So stand er denn vor mir, und als wir uns umarmt und geküßt hatten, schob er mich mit der Hand von sich, machte ein ernsthaftes Gesicht und sagte: „Heißt das der Osterpredigt beiwohnen, Herr Studiosus?“

„Nein,“ antwortete ich, „wird aber nichts machen, da der Herr Pfarrer selber im Wald umgeht.“

„Der geht freilich im Wald um,“ versetzte er, „hat aber einen Andern predigen geschickt. Hast Du vielleicht auch einen Andern für Dich zuhören geschickt?“

Ich war verworfen genug, daß ich mich mit einer Schmeichelei zu retten versuchte, und sprach: „Das Wort Gottes soll man zwar aus Jedes Mund gleich hoch estimiren, aber ich muß aufrichtig gestehen, wenn ich nicht Dich selber predigen höre, Onkel, so taugt's mir nicht.“

Er blickte mich wohlgefällig an und sagte: „Man sieht, Junge, Du hast in der Stadt was gelernt, Du bist ein Feiner! — Nun, offen gestanden, mir gefallen auch meine eigenen Predigten am besten, und wird sich's wunderselten zutragen, daß ich bei einer abwesend bin. Du lachst! — ich aber sage Dir, es wird manche Predigt gehalten, wobei der Prediger selbst geistesabwesend ist.“

„Und warum predigst Du denn heute nicht?“ war meine Frage.

„Weil ich meinen lieben Pfarrkindern eine Freude machen will,“ antwortete er. „Ja, Neffe, Du hast auch nicht mehr weit zu deiner Kanzel, und so läßt sich schon mit Dir reden. Du willst gewiß ein ausgezeichneter Prediger werden?“

Ich schwieg.

„Sieh', Franz, ich bin in Deinen Jahren auch mit derselben Absicht umgegangen. Wir vom Hallegger-Geschlecht haben zum Predigen ja die Brust — aber nicht das Herz, möchte ich sagen. Eine gute Stimme ist viel, aber lange nicht Alles und paßt sogar nicht überall. Wenn ich vom lieben Willen Gottes reden will, und von den Tugenden der Menschen, und von guten Beispielen, und wenn ich die Unglücklichen trösten soll und aufmuntern und berathen, oder wenn ich ihnen an's Herz klopfen will, was braucht's denn da viel Geschrei? Gute, freundliche Worte, hätte ich gemeint, thäten's besser. Ist aber gar nicht wahr! Wenn die Leute in die Predigt gehen, so wollen sie Lärm hören; der Prediger muß wie ein Schauspieler thun können, mit lebhaften Geberden, mit hochfahrenden Worten; muß von den menschlichen Lastern sprechen, vom Gericht Gottes, von der Hölle, und Alles mit Leidenschaft, hie und da eine Legende, hie und da ein Stoß-in's-Herz, dann wieder ein Aufschreien und Hilferufen, zum Schluß die möglichste Steigerung der Effecte und rasch darauf das Amen. Das, mein Freund, ist eine Predigt, wie sie die Leute gern hören, die andern Schaustellungen beizuwohnen keine Gelegenheit haben. Wirst Du so predigen können?"

„Nein!" sagte ich.

„Ich auch nicht," sprach der Pfarrer. „In Frohnberg drüben predigen die Dominikaner aber so, die Obersteiner gehen an Festtagen gern hinüber, und die daheim bleiben, die schlafen sich bei meinem Sermon aus. Jetzt, die Fastenzeit her, haben mir's meine Pfarrkinder woltern gut gemeint, sind hübsch passabel Messengelder eingegangen, und auch Flachs und Wolle von der Frühjahrsschur, so habe ich gedacht: machst ihnen zu Ostern eine Freude! und habe von Frohn-

berg einen Dominikaner herüberkommen lassen, der ihnen heute die Osterpredigt hält."

„Hat sie schon angefangen?" fragte ich.

Da schaute er mich so ein wenig von der Quere an und meinte dann, wenn ich zuhören wolle, ich möge mich ja nicht etwa aufhalten lassen.

„Nicht der Predigt wegen," sagte ich, denn es juckte mich wirklich die Neugierde, „nur den Geschmack der Leute möchte ich studiren."

„Hörst du!" lispelte der Pfarrer und legte den Finger an den Mund.

Ich horchte; hoch in den Kronen der Kiefern sangen die Finken, sonst war Alles still. Aber durch die Stille kam zuweilen der verlorne Hall einer Menschenstimme daher. Man sah keine Kirche, aber man hörte den Prediger.

„Der könnte auf dem Kirchhof die Todten aufwecken!" bemerkte ich.

„Das wird er auch," sagte der Pfarrer. „Mit der Auferstehung Christi ist er bald fertig, dann kommt das letzte Gericht. Soll dein Fleisch einst auferstehen, so mußt du es hier abtödten. Das ist der Uebergang. Dann höre weiter. Die Welt vergeht in den Flammen, die Posaunen erschallen, die Gräber öffnen sich, die Todten stehen auf, Eltern suchen die Kinder, der Bruder den Bruder, die Gattin den Gatten, und fragen sich: „Bist du selig? Bist du verdammt?" . . .„Verdammt!" schreit das Kind, „weil ihr Eltern mich schlecht erzogen habt!" . . .„Verdammt," flucht der Bruder, „weil du mich verführt hast!" . . . „Verdammt!" wehklagt das Weib vor dem Manne, „weil du mich mißhandelt hast und ich dich betrogen und die Sacramente vernachlässigt . . ."

„Pfarrer, sei still, 's ist schade um den heiligen Tag!"

„Aber es wirkt, mein Junge, das Feuer fürchten sie, und ich bin überzeugt, daß sie mit den besten Vorsätzen die Kirche verlassen.“

„Dann hat der Dominikaner ja Recht!“ sagte ich.

„Habe ich gesagt, daß er nicht Recht hätte?“ versetzte der Pfarrer. „Daß morgen die Leute ihre Vorsätze wieder vergessen haben, nachdem ihnen die Predigt heute die freudige Feststimmung verdorben, dafür kann der Dominikaner nichts; daß durch so drastische, unbarmherzige Darstellungen die Gemüther verrohen, die Gefühle für uneigennützige Tugenden ersticken, dafür kann der Dominikaner nichts. — Ich wünsche Dir, mein lieber Neffe, eine Stelle, in welcher Du einst als Priester nicht angewiesen bist, blos mit dem Worte zu wirken, sondern Du Gelegenheit hast, die Menschen durch That und Beispiel zu leiten und zu erheben.“

Als mein Oheim so gesprochen hatte, fühlte ich die Stunde gekommen, um ihm meine Mittheilung zu machen.

Nun sagte ich: „Meinst Du, Onkel, wie ich jetzt dastehe, daß ich für einen Priester überhaupt das rechte Zeug habe?“

„Wie Du jetzt dastehst,“ antwortete er, „so kann ich wohl nicht glauben, daß Du für einen Priester das rechte Zeug hast. Das hat selten Einer, besonders in so jungen Jahren. Die priesterlichen Ehren schmeicheln Dir, aber ich, der, wie Du siehst, als Priester grau geworden ist und auch leidlich beleibt, ich sage Dir, Du kannst keinen Beruf wählen, dem Du als Mensch weniger entsprechen wirst und der Dich als Idealisten weniger befriedigen wird, als der Priesterstand. Ich habe Dich in deinen Studien zu fördern gesucht, ich bin Priester aus meiner ganzen Seele und ich weiß auch, daß wir einen Zuwachs von Priestern sehr vonnöthen haben, und doch möchte ich Dir, als Dein aufrichtiger Freund, zu bedenken

geben, ob es gut ist, wenn Du die Erde hingiebst, bevor Du noch den Himmel hast. Zwischen Himmel und Erde ist gar ein unbehagliches Hängen!"

„Mich freut es, daß Du so mit mir sprichst," sagte ich, „denn ich will meine Oster-Ferien nicht blos dazu benützen, um meinen geliebten Oheim wieder einmal zu sehen und bei ihm ein vortreffliches Ostermahl zu verzehren, sondern ich bin auch gekommen, um ihm zu sagen, daß ich schon vor einiger Zeit das Studium der heiligen Theologie gegen das der Weltweisheit vertauscht habe."

Der Pfarrer war doch überrascht. Er schwieg ein Weilchen, dann sagte er: „Ich habe Menschen gekannt, die bei ihrem Studium der Weltweisheit sehr thöricht geworden sind. Die Gelehrsamkeit ist eine schöne Sache, wenn sie nicht hochmüthiger Selbstzweck, sondern Mittel zu einem guten Ziele ist. Ich halte für die wahre Weltweisheit die Kunst, seinem Berufe — er sei was immer für einer — so zu leben, daß man sich selbst vervollkommne und den Mitmenschen angenehm und nützlich sei. — Von Dir hoffe ich das, mein Neffe, wir reden noch davon, und einstweilen will ich Deine Berufswahl billigen. — Mich dünkt, die Predigt ist zu Ende und so wollen wir in den Pfarrhof gehen."

Als wir aus dem Wäldchen traten, sahen wir, wie die Menschen in mächtigem Schwall zur Kirche herausdrängten. Hölle und Himmel und Amen waren kaum verklungen und nun strömte Alles so hastig als möglich nur wieder der Welt zu. Aber manches Auge war rothgeweint, mancher Blick war scheu und mancher Mund lobte den frommen Prediger.

Im Speisezimmer des Pfarrhofes versammelten wir uns. Da kam der Caplan, ein noch ganz junger Mann mit

Augengläsern, der schüchtern und unbeholfen war und allemal, wenn er ein Wort zu sprechen hatte, roth wurde.

„Hat erst vor ein paar Monaten seine Primiz gefeiert," flüsterte mir der Oheim zu; „es ist nur ein Wunder, daß er das Erröthen noch nicht verlernt hat; die halbe Gemeinde Jung und Alt, kommt zur österlichen Zeit zu seinem Beichtstuhl."

Dann kam Einer in weißtüchener Kutt und mit schwarzem Uebermantel. Das war der Dominikaner. Er war schlank und hager, hatte eine hohe Stirne und einen blonden Vollbart und er machte ein überaus vergnügliches Gesicht. Er scherzte mit dem stets jovialen Pfarrer, mit dem ängstlichen Caplan und bald auch mit mir, als wäre ich ein alter Bekannter von ihm. Er hatte eine schöne sonore Stimme. Als die Wirthschafterin kam, ein jugendlich-frisches, blondköpfiges Frauchen, und die Mahlzeit ihren Anfang nahm, steigerte sich die Fröhlichkeit. Aber das Frauenzimmer that nicht viel mit.

Den Speisezettel wüßte ich nicht mehr anzugeben, doch mag man mir glauben: es war ein echt pfarrherrliches Ostermahl. Ich erinnere mich nur, daß der Pfarrer sagte: „Wir dürfen es uns schmecken lassen, denn ich weiß Keinen in der Pfarrei, der sich heute nicht satt essen könnte!" — worauf der Prediger lachend erwiderte: „So genau nehmen wir Frohnberger es wieder nicht. Wenn wir allemal warten wollten, bis sich der letzte Kleinhäusler bei uns sattgegessen, da hätten wir alljährlich eine dreihundertfünfundsechzigtägige Fastenzeit. Höchstens, daß uns für den Schalttag eine Bratwurst bliebe!"

Wir lachten, denn es blieb uns im Grunde nichts anderes übrig.

Bald nachdem der Burgunder gekommen war, riefen die Kirchenglocken schon zum Nachmittags-Segen. Der junge

Caplan stand auf, machte eine überaus förmliche Reverenz und ging, um den Gottesdienst zu halten.

Der Dominikaner erhob den Kelch und wollte mit der Wirthschafterin anstoßen. Diese gab ihm nun die folgende Antwort: „Wenn Hochwürden so lustig werden, müßten wir die Fenster-Vorhänge zuziehen, denn es gehen die Kirchengeher vorbei und die könnten sonst die heutige Predigt zurückgeben."

Aber die hellen Fenster des Pfarrhofes waren seltsamerweise für solche Verhüllungen nicht eingerichtet.

Hernach stießen wir aber doch die Becher zusammen; das nette Frauchen mit dem Pfarrer, da gab's einen weichen Mollton, das Frauchen mit dem Dominikaner, da schrillte es etwas grell; das Frauchen mit mir, da war es wie fröhliches Osterglockenläuten.

Am andern Tag, nachdem wir — obzwar der Dominikaner schon in sein Frohnberg zurückgefahren war — noch eine gemüthliche Tafelrunde abgehalten hatten, wobei auch der junge Caplan heiter wurde, wanderte ich weiter. Der Pfarrer-Oheim hat mich begleitet bis zum Grenzbaum seines Sprengels; sein freundliches Andenken hat mich begleitet bis zu diesem Tage.



Eine Liebesgeschichte.

Der Alex Unterlahner würde zu den Feiertagen noch lieber auf Vacanzen gegangen sein, wenn hernach bei der Rückkehr in's Institut nicht immer das lästige Fragen gewesen wäre: „Na, Lex, und Du! Und Du?"

Jeder seiner Collegen wußte zu erzählen von allerhand Ferienabenteuern bei Karten, Kegel, Wein und Weibern. Ja, besonders von feinen Liebschaften, die nur flüsternd und zwinkernd erzählt und doch von Jedem verstanden werden, weil sich Studentenohren für gar nichts lieber spitzen, als für Mädchengeschichten.

„Und Du, Lex?"

Der Lex war schon im obersten Jahrgang des Gymnasiums und einer der Allerersten, sonst aber ein gar einfältiger Bursche, der es nicht ahnte, daß gerade die schönsten Ferienabenteuer erdichtet werden und daß es außer dem Gymnasiallatein und Jägerlatein auch noch ein Amantenlatein giebt. Er ärgerte sich daher baß über die Fragen und schwieg.

So sagte einer der Weisesten im Institute: „Der Lex ist mäuschenstill, dem traue ich am wenigsten. Ihr Anderen braucht in Liebessachen den Mund zum Schwätzen, der Lex zum Küssen."

Auf solches Wort wurde der Aerger des Alex Unterlahner und seine Unzufriedenheit mit sich selbst noch größer, und als er nun wieder einmal auf die Weihnachtsvacanzen heim in sein Dorf zog, beschloß er, nicht mehr in das Institut zurückzukehren, ohne seiner Studentenehre und siebzehnjährigen Burschenherrlichkeit einmal gründlich gerecht geworden zu sein.

Seine Mutter war eine arme Nähterin, die besuchte er zuerst; sie war allemal voller Glückseligkeit, wenn er kam, und voller Sorgen auch, wie sie ihm die Erholungszeit doch nur recht freudenreich machen könnte. Sie hatte — wenn sie den lieben, guten Lex nur anschauen konnte — Freude genug, aber bei den jungen Herren ist das anders, die wissen nichts von einer Liebe, die sich nicht auf der Stelle lohnt. Darum waren Beide ganz zufrieden, als diesmal der Vetter in Hengsberg den Studiosus einlud, die Weihnachtstage bei ihm zuzubringen. Die Mutter dachte: Beim Vetter hat er gut Leben und Zeitvertreib; da will ich ihn gern ziehen lassen. Und der Lex wußte, daß der Vetter in Hengsberg ein lustiger Kumpan war, zu allen Späßen bereit, zu allen Unternehmungen aufgelegt, der steht zu ihm wie ein älterer Freund, mit dem es schon mancherlei Unterhaltsames gesetzt hat, der ist gewiß so gut und hilft ihm auch zu einem Liebeshandel.

Und war auch nicht anders.

Schon in der ersten Stunde, als der Lex mit dem Vetter beim Mostkruge saß und von der Stadt erzählen mußte, that er die kecke Wendung und sagte: „Saubere Mädeln giebt's in der Stadt!" — „So?" fragte der Vetter. „Hast ihrer schon gesehen?"

„Auch in Hengsberg wird's schöne Dirndln geben."

„Aha, bist schon so weit in Deiner Studie!"

„Vetter," sagte der Student, „Du wirst mir jetzt zu Weihnachten gewiß wieder was schenken wollen. Vor zwei Jahren hast Du mir das Spazierstöckel mit der Lederquaste geschenkt, vor Einem Jahr das meerschaumene Cigarrenspitzel. Heuer will ich nur einen guten Rath von Dir haben."

„Das ist brav von Dir. Wirst Dein Lebtag gut fahren, wenn Du auf erfahrener Leute Rath was giebst."

„Wie muß man's denn angehen, daß man ein Dirndl kriegt?"

Auf eine solche Frage konnte der Vetter freilich gar nichts anderes thun, als große Augen zu machen und den Lex damit anschauen.

„Du bist mir ein sauberer Student!" sagte er endlich. „Wenn Du mich noch gefragt hättest, wie man's angehen soll, daß man's Dirndl wegbringt, so wäre das eine Red'! — Du bist schon sechzehn Jahre und zehn Monate alt —."

„Nein, ich werde in acht Wochen schon siebzehn!"

„Schon siebzehn! Und hast immer noch keine Liebste?" rief der Vetter und stülpte seinen Arm auf den Tisch, als wollte er sich von einem solchen saumseligen Individuum sogleich hinwegheben.

„Aber wie macht man's denn, daß man Eine kriegt?" fragte der Bursche ganz verzagt.

„Man geht hin und nimmt Eine."

„Wenn sie mich aber nicht mag?"

„Du wirst doch keine nehmen wollen, die Dich nicht mag!"

„Kann ich das riechen?"

Fragte der Vetter: „Ist noch keine gewesen, die ihr Busentuch zurecht gezupft hätte, wenn Du vorbeigegangen bist? Oder abseits stehen geblieben und Dir nachgelugt.

Oder die — wenn sie Dich in der Nähe gewußt — züchtig die Augen niedergeschlagen oder tiefsinnig auf ihr Blumensträußlein geschaut, oder kleine Kinder geherzt und gekost hätte?

„Ja, das haben schon Viele gethan. Etliche haben mir im vorigen Sommer die Blumensträußlein an den Hut gesteckt und mich dabei am Haar gezupft und gesagt: Das wär' ein Flachshaar zum Spinnen."

„Du!" rief der Vetter mit gehobenem Zeigefinger, „schau, daß sie Dich nicht für einen Rocken halten und zwischen die Knie nehmen und abspinnen! dann, mein lieber Student, dann hätt's ein' Faden!"

Es ist weiter bei diesem Gespräch nichts herausgekommen, als daß der Vetter schließlich gesagt hat: „Alles andere kann der Mensch von einem Anderen lernen, aber das Weibergernhaben muß ein Jeder selber probiren, als wenn er der Erste auf der Welt wäre."

Denkt sich der Student: „Gut ist's!" und trinkt seinen Krug aus.

Bald nachher kam die heilige Christnacht. Der Lex ging mit anderen Leuten vom Hengsberg den Waldweg hinaus gegen die Kirche. Sie führten ihre gewohnten Gespräche, er ging still neben her und wußte nicht genau, ob er eigentlich klüger oder einfältiger sei, als die herlebigen Burschen, die mit den Weibsleuten allerhand sinnlose Reden führten.

Da ging eine Schöne einher, die hatte ein bauschiges Kittlein, das bei jedem Schritt kecklich hin und herschlug, und ein scharfgewetztes Göschlein. Neben ihr ging ein Bauernknecht, der Tabak rauchte und mit der Hand die Pfeife hielt.

„Kunnt'st mich leicht führen, daß ich nicht fall'," sagte sie zum Knecht.

„Ich muß meine Finger an der Pfeife wärmen,“ sagte er zur Schönen.

„Das ist auch schlecht genug, wenn sich Einer seine Hitz' von der Tabakspeifen holen muß,“ sagte sie.

„Brennt's wo anders, so wärm' ich meine Finger wo anders,“ sagte er.

„Bist zum Anzünden nicht faul, so kunnt's auch wo anders brennen,“ sagte die Schöne.

„Ich wollt' schon anzünden, wenn ich zum Ofenloch kunnt!“ sagte der Knecht.

„Mit was denn, möcht' ich wissen,“ sagte sie.

„Mit was?“ versetzte er, „ist kein Holz bei der Hütten?“

„Wer's wissen will, der müßt' g'rad einmal nachschau'n. Kunnt keinen besser'n Rath geben.“

„Der Rath ist nicht schlecht. Am Stephanitag auf die Nacht will ich ihn probiren.“

So das Gespräch.

Mittlerweile waren sie zur Kirche gekommen und die Schöne stellte sich auf die „Weiberseite,“ während der Knecht sich gegen die „Mannsseite“ schlug.

Der Student aber dachte: „Wenn die Schöne mit einem Mann spricht, der so dumme Reden thut, so wird sie wohl auch vor einem still halten, der was Vernünftiges sagt. Und als sie ein wenig hinter die Kirchhofsmauer hinabstand, um ihr lose gewordenes Schuhband zu knüpfen, trat der Lex zu ihr ihn und sagte bescheiden: „Dirndl, soll ich Dir knüpfen?“

„Ist mir gleich recht,“ war ihre Antwort, „Du bist schön graun (schlank), Du buckst Dich leicht.“ Er that's, und als er den Knoten fest zusammenzog, daß ihn niemand Anderer als er selber sollte lösen können, flüsterte die Schöne: „Jesses, das ist ja der Herr Student!“

„Und der will jetzt für's Knüpfen einen Kuß haben!" entgegnete er und war über seine ruchlose Kühnheit selber erstaunt; aber er merkte nun den Unterschied zwischen Tag und Nacht; schamrothe Wangen machen nichts, wenn man sie nicht sieht.

„Einen Kuß," flüsterte sie, „ich bin ja nicht geweiht."

„So weih' ich Dich ein."

„Na, geh' her."

Sie that einen Schritt nach seitwärts, da stolperte sie und fiel zu Boden, denn beim Schuhbandknüpfen war von ungefähr auch ein Haselstrauchzweig mit angebunden worden. — Ein Fall bei einer Schönen ist überhaupt kein Spaß, und das noch weniger in der Nacht und am allerwenigsten an der Kirchhofsmauer, wenn ein Student daneben steht. Die Schöne begann zu wüthen und der gute Lex that am besten, daß er floh. Er floh, und sie konnte nicht fort, war an den Boden gebunden und wußte sich vor Angst und Wuth nicht zu helfen. Studenten können zaubern und sie sei angehext hier bei den Todten, das war Alles, was sie sich denken konnte, bis auf ihr Gewimmer ein paar Männer herbeikamen und sie manierlich fragten, mit wem sie denn hier im Gebüsch so lange beisammengestanden sei, daß sie in den Boden gewachsen?

So ist das erste Liebesabenteuer des jungen Alex Unterlahner ausgefallen, und der Studiosus sann während der ganzen Christmette nach, ob diese Geschichte denn nicht mittels einiger Aenderung der Katastrophe für das Institut erzählbar gemacht werden könnte.

Hingegen schien es, als sollten seine Weihnachts-Vacanzen doch noch gekrönt werden. Am Johannestage war es, als ihm der Vetter, bei dem er wohnte, mittheilen konnte, „wenn der Lex wolle, er habe Eine gefunden, die für ihn passe."

„Ob nicht etwa Gefahr dabei?“ fragte der Bursche.

„Gar keine,“ versicherte der Vetter. „Den Thorhof, den weißt Du. Der steht drinnen in der Wiesau, wo der Wald anhebt. ’s ist kein Hund beim Haus, der Dich verrathen kunnt.“

„Ich weiß, es ist das Haus, wo an der Wand das rothe Muttergottestaferl hängt!“

„Richtig. Und just unter dem rothen Muttergottestaferl ist das Fenster — es hat kein Gitter — und bei dem krauchst hinein.“

„Wer ist denn drinnen,“ fragte der Bursche mit Schalkheit.

„Wirst es schon sehen!“ schmunzelte der Vetter.

„Ist sie sauber?“

„Die hätt’ lang vor Dir schon Manchem gefallen.“

„Aber aufsitzen möchte ich nicht,“ sagte der Bursche.

„Keine Angst, junger Ritter, sie ist ganz allein in der Kammer; sie lugt schon lange aus nach dem feinen Studenten.“

„Kenne ich sie?“ wollte der Lex wissen.

„Wirst sie wohl schon gesehen haben, aber ich sag’ Dir, wenn Du mit der nicht selber anhebst, sie wird es bis an’s End’ der Welt nicht gestehen, wie gern sie Dich hat.“

„Wie weißt denn Du das?“ fragte der Student den Vetter.

„Man müßte es nicht gesehen haben, wie ihr in der Kirche die Augen leuchten, wenn sie von ihrer Bank aus auf Dich hinschaut!“

„Vetter, mit der probir’ ich’s!“ rief der Bursche. „Wann meinst, daß ich soll?“

„Ich, an Deiner Stell’, würde von den kurzen Vacanzen keine Stund’ mehr verstreichen lassen.“

„Aber jetzt, beim helllichten Tag, kann ich doch nicht zu ihrem Fensterlein gehen.“

„So warte, bis es finster wird.“

Damit war der Lex einverstanden. In der kalten Nacht ging er über die Wiesau hinein; der Weg war schlecht, der Thorhof lag gar einschichtig. Anfangs hatte der Bursche viel Lust und Muth in sich und er wollte nun heute einmal ein Abenteuer haben, vor dem sich alle Vacanzen-Erlebnisse seiner Collegen verstecken sollten. Als er gegen den Hof kam, wurden seine Schritte langsamer und er hätte nichts dagegen gehabt, wenn er ein wenig in die Länge gegangen wäre, der Weg, anstatt immer kürzer zu werden, so daß der Junge jetzt vor dem Hause stand. Dieses war finster, die Leute schliefen schon. Nur aus einem einzigen Fensterchen — ja es war dasselbe unter dem rothen Muttergottesbilde — schimmerte noch ein matter Schein. Der Lex hat „Gasselsprüche“ in Vorbereitung, aber man weiß damit nicht recht, wie man d'ran ist; Manche sollen ein gereimtes Liebesgeständniß gern hören; Andere sollen es wieder lieber haben, wenn Einer gar nichts sagt und gar nicht fragt, damit ihnen das Neinwort erspart bleibt. Es hat Jede einen anderen Brauch, die Männer zu narren oder zu locken, hat der Vetter einmal gesagt; so wird's wohl am besten sein, der Lex steigt still auf den Holzblock und schaut sich die Seine heimlich an, bevor er zur Handlung schreitet.

Als der Alex Unterlahner durch das Fensterchen spähte, sah er sie drinnen in der Kammer sitzen und nähen. Vor ihr auf dem Tisch war am Nähkörbchen eine kleine Photographie aufgestellt, gegen welche sie bisweilen ihr Haupt wendete, um dann frisch weiter zu nadeln. Lex sah, daß es sein eigenes Bild war — der Vetter hatte die Wahrheit gesprochen.

Unter solchen Umständen war doch kein Bedenken mehr. Er pochte leise an die Glasscheibe. Sie wendete ihr Gesicht gegen das Fenster, da kollerte er über den Holzblock und lief davon.

Der Student wußte nicht, wie ihm geschah, als er den Weg zurücktaumelte. Und jetzt stand auf einmal der Vetter da. An dem wollte der Bursche seinen Zorn auslassen, aber der Vetter kam ihm zuvor.

„Hast sie gesehen, Deine Liebste?“ fragte er, „sie arbeitet jetzt beim Thorhofer auf der Ster, gönnt sich nicht einmal über die Feiertage Ruh', arbeitet bis in die späte Nacht hinein, um das zu erwerben, was ihr der flotte Herr Student kostet. Aber der Student bleibt nicht einmal zu Weihnachten bei ihr, geht im Nebel um und sucht ein Schätzlein. Braucht aber noch gar keins.“

„Naturnothwendigkeit, mein lieber Vetter!“ bemerkte der sich allmählich sammelnde Junge mit wichtigem Tone.

„Bei uns daheim ist für den jungen Mann bis in sein zweiundzwanzigstes oder vierundzwanzigstes Jahr das Lernen Naturnothwendigkeit, mein lieber Lex. Das Andere ist nur Einbildung. Die Liebe klopft lange an die Thür, ehe es ihr Ernst ist. Wer ihr gleich nachläuft, den foppt sie. Wer zu früh anhebt, Mann zu sein, der wird sein Lebtag keiner. Und wird der Liebsinn mit der Zeit stürmischer, so schlägt ihn der Student noch eine Weile mit Turnen und Fechten zurück, sich seiner Mannheit wehrend, bis sie ganz und fertig ist. Ja, mein lieber Lex, Du wirst es nicht versäumen. Weiber mehr als zu viel, aber Mutter nur eine einzige.“

Diese Worte des tückischen Vetters waren dem Alex so unausstehlich, daß er sich in einen Seitenweg schlug. Der Vetter, wie er den Jungen kannte, wußte wohl, daß es diesmal kein böser Weg sein würde, er ließ ihn daher gehen.

Und Lex ging wieder zurück zum Thorhofe — ging zu der Seinen. Was brachte er ihr? Die Freude darüber, daß er ihrer gedacht und — ein Lager auf der harten Bank. Denn das einzige warme Bett, das in der Kammer stand, sie räumte es ihm ein und sie selbst ruhte nach dem langen Arbeitstage auf dem Holze und war glücklich in der Liebe zu ihm.

Die noch übrigen Tage der Vacanzen brachte der Student bei ihr zu. Und als er eingerückt war in's Institut und die Collegen ihre neuen Liebesgeschichten zum Besten gaben, erzählte er zu ihrer Ergötzung auch die seine, mit Hinweglassung eines einzigen Wortes — des Wortes „Mutter."



Geschichten vom Prinzen Johann.

ben an der Salza erzählt man einen reizenden Zug aus dem Leben des in den Alpenländern unvergeßlichen Erzherzogs Johann.

Dort lebte ein armer Kleinhäusler, welchen sie den Holler-Wastl hießen, weil sein Häuschen ringsum von Hollundersträuchen bewachsen und damit fast bedeckt war, so daß im Juni zur Blüthezeit der kleine Bau wie von Schneeflaum umhüllt schien und die weißen Dolden fast zu den Fenstern hineinhingen. In Steiermark ist es Sitte, daß am Sonnenwendtage, als am Feste des Täufers Johannes, solche Hollerblüthen zur Bereitung einer Eierspeise, der Hollerstrauben, verwendet werden. Es wird nämlich die gepflückte Blüthendolde in Eierteig getaucht, so daß sie sich mit diesem überzieht, und dann in heißes Schmalz gethan. Nach wenigen Minuten zieht man sie gargeschmort als eine Kuchentraube wieder heraus. Der Blüthenduft macht ein solches Eiergericht zur köstlichsten Speise.

Genug davon, vorläufig ist uns der Holler-Wastl wichtiger als die Hollerstrauben. Zu jenem Sonnenwendtage hörte also der Wastel, daß der Prinz Johann in der Gegend sei. Sofort fiel es ihm ein, daß der Prinz sicherlich an diesem Johannestage sein Namensfest begehe, und er sann auf Mittel, dem geliebten kaiserlichen Herrn zu seinem Namens-

feste eine Freude zu bereiten. Das ist nun bei hohen Herren schwer und muß es nur der gute Wille ausmachen, mit dem etwas geboten wird. Der Holler-Wastl traf es aber nicht übel, er schickte dem Prinzen in einem grünglasirten Thonbecken drei große, schöne Forellen, die er eigenhändig gefangen hatte. Es war im Grunde zwar eine wunderliche Sache, denn das Fischwasser gehörte dem Erzherzog; doch hatte es Johann den armen Leuten der Gegend gestattet, daß jeder Fisch, den sie ohne Vorrichtung nur mit der bloßen Hand aus dem Wasser fingen, ihnen zu eigen gehören sollte. Er wußte wohl, wie geschickt die Leute das anstellten, aber er wußte auch, daß verbotene Frucht so sehr reize und entsittliche, erlaubte aber die Leidenschaft kühle, wie wirklich auch seit der Verstattung die Fische mehr geschont wurden als früher.

Johann war überrascht, als da drei stumme Forellen anrückten, um ihm zu seinem Namenstage Glück zu wünschen. Dann war er so fein, den Irrthum des gutmeinenden Spenders nicht richtig zu stellen, sondern die gute Meinung freundlichst zu entgegnen. Der Prinz kannte das Häuschen unter den Hollerbüschen, und wußte auch, daß Holzhauer, zu denen der Wastel gehörte, des Nachts einen gesunden Schlaf haben, und deren Weiber und Kinder ebenfalls, und so ließ er den lustigen Streich spielen. In stiller Nacht zündeten Männer in der Nähe des Hollerhäuschens ein Feuer an, nahten mit schmorenden Schmalz- und Eierteigpfannen den Büschen, ließen jede Blüthe, ohne sie zu brechen, so lange hineinhängen, bis der fertiggebackene Kuchen um die Dolde sich geschlossen hatte. Das Geschäft währte Stunden, ging aber in aller Stille ab.

Am Morgen, wie das Weib des Holler-Wastels aus dem Fenster schaut, schreit sie: „Uh Jeßtl, wer hält uns denn heut' schon eine Strauben zum Fenster herein?"

„Eine Strauben?" fragt der Wastel und springt aus dem Bette.

Und wie sie vor die Thür gehen, meinen beide, sie wären stocknärrisch geworden. Alle Zweige des Hollerstrauches hängen schwer nieder, und anstatt der Blüthen gängeln lauter köstlich strotzende Kuchenstücke daran, daß die ganze Luft erfüllt ist von dem Dufte dieser seltsamen Hollunderfrucht.

„Das wird ein Sonnenwendtag, heut'!" sagte der Wastel voll inneren Jubels, und weckte die Kinder auf. Das Weib wollte keinen Bissen essen, es hielt das ganze Ding für einen Hexenspuk der Johannisnacht. Aber als nun in der hellen Morgenfrühe der Prinz Johann mit mehreren Herren an dem Häuschen vorüber ging und freundlich über den Zaun grüßte, da dachten sich's die Leutchen bald, welcher Zauberer hier gewaltet hatte, und ließen sich denn diese Bescheerung trefflich schmecken. Sie luden alle Nachbarn dazu ein, auch den Wirth vom Kreuzwege, dem der gute Gedanke kam, daß zu den fetten Hollertrauben auch eppas Kellernaß nicht schaden könne, und so war das eine Mahlzeit beim Hollerhäusel, desgleichen die Leute weder früher noch seither jemals gesehen hatten.

Das Hollerhäuschen ist heute zerfallen, aber die Hollersträuche stehen noch frisch und lebendig an dem Gemäuer. Sie tragen keine in Schmalz gebackene Frucht mehr, aber sie heißen im Volksmunde der Prinzenholler, bis auf den heutigen Tag.

Die Stiftungsurkunde des Brandhofes am Fuße des Hochschwab in Steiermark leitete Erzherzog Johann mit folgenden Worten ein:

„Im vierzigsten Jahre meines Lebens, nach gemachten reichlichen Erfahrungen in einer vielfach bewegten Zeit,

beschloß Ich, Johann, Erzherzog von Oesterreich, in den schirmenden Alpen mir ein Haus der Ruhe, der Thätigkeit, dem Frommen meines kaiserlichen Herrn und Bruders, und seiner unerschütterlichen Bergvölker gewidmeten Zurückgezogenheit, sowie auch als Beleg, wie jederzeit mein Gemüth ehrgeizigem Streben fremd war, — einfach und prunklos zu erbauen."

Die Worte sind für den Stifter bezeichnend. Der Brandhof, 1818 als einfacher Bauernhof gekauft und 1822 in der jetzigen Gestalt vollendet, ist denn auch des Erzherzogs Lieblingssitz geworden. In demselben lebte und wirkte er als schlichter Landmann, von demselben aus streute er seine reichen Wohlthaten über das Land.

Ein Beweis von dem großen Interesse, das er nicht blos an den volksthümlichen Arbeiten, insofern dieselben vom wirthschaftlichen Standpunkte aus beachtbar sind, sondern auch an der Denk- und Gemüthsweise des Volkes nahm, sind die von ihm veranstalteten Sammlungen von Volkssitten, Volksausdrücken und Volksliedern. Eine erste Besprechung darüber führte er mit dem Oberlehrer von A. Diesen veranlaßte er, eine Sammlung von Liedern zu versuchen, welche dann in's Archiv des Joanneums zu Graz niederzulegen wäre.

„Ich werde das Meine thun, Hoheit," meinte der Lehrer, „bitte jedoch zu bedenken, daß Ein Schulmeister noch kein Archiv macht. Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten wären alle Schul- und Pfarrämter des Landes mit solchem Sammeln zu betrauen."

„Wenn mir die geistlichen Herren nur nicht lauter Buß- und Kirchenlieder liefern!" warf der Prinz ein.

„Nicht zu fürchten, Hoheit, gerade die geistlichen Herren singen die weltlichsten Liedeln. Ist auch kein Wunder, müssen mit dem Singen zufrieden sein, sagt man. — Oder noch

besser, wenn die Beamten der Kreis- und Landämter solche Sammlungen in die Hand nähmen?"

„Sie sind ein praktischer Mann," sagte der Prinz, „Ihr Rath ist gut, und ich ernenne Sie zum Oberst-Sammelmeister."

Und eines Tages legte der Herr Oberlehrer zu A. dem Erzherzog eine Sammlung von Vierzeiligen vor. Der Prinz machte sogleich eine Stichprobe und las:

„Dirndl, Dei Schönheit
Nimmt ah noh an End,
Wir a Röserl in Gortn,
Das da Reif zsamabrennt."

„Wenn es in der Volkspoesie eine classische Abtheilung gäbe, so wie in der Kunstpoesie," bemerkte der Erzherzog, „dieses Liedchen würde ich in dieselbe einreihen."

Ein Weiteres:

„Mei Voda hot Antn,
Mei Muada hot Gäns;
Mei Voda muß mih gwandtn,
Sist kriag ih ka Mensch.

Der Petrus hats gsagt
Und da Paulus hats gschriebn,
Mit ana Reichn is's guat roasn,
Und a Schöni is guat liebn."

„Schulmeister," rief der Prinz, „von diesem Liedchen scheint mir die letzte Zeile gefälscht zu sein. Der Bauer hier zu Lande sagt nicht liebn, sondern liabn; das aber reimt sich nicht auf geschriebn."

„Kaiserliche Hoheit," antwortete der Schulmeister, „ich will es nicht leugnen, daß ich die letzte Zeile, zwar nicht in

ihrem Sinne, wohl aber in ihrer Form corrigirt habe. An der Stelle des Wortes liebn stand z. B. das Wort: liegn. Das letztere gab ebenfalls keinen guten Reim, machte aber das Liedchen so anstößig, daß mir aus naheliegenden Rücksichten die kleine Umschreibung wünschenswerth erschien."

„Diesmal unpraktisch, mein Lieber," sagte Johann, „wenn wir derlei Aeußerungen des Volkes nicht in ihrer ganzen Echtheit und Ursprünglichkeit geben wollen, welcher andere Werth bleibt an ihnen für uns übrig? Ich denke, es werden in einer gewissenhaften Sammlung, welche ihren Zweck erfüllen soll, ganz andere Dinge vorkommen, als das liebenswürdig naive Geständniß, daß es bei einer Schönen gut liegen ist."

„Hoheit werden verzeihen, daß ich als Pädagog —"

„Na, na, lieber Freund," sagte der Prinz, dem Lehrer auf die Achsel klopfend, „arg ist's nicht gemeint. Ich bestimme die Liedchen nicht zum Gesangbuch für die Volksschulen. Daher bitte ich in Zukunft kein Blatt vor dem Mund! — auch kein Feigenblatt."

Im Ennsthale lebte ein Bäuerlein, der Kreß-Hiesel genannt, mit dem Johann häufig verkehrte. Der Hiesel war eine Art Naturphilosoph und der Erzherzog ließ sich zuweilen mit ihm in ein ernstlicheres Gespräch ein.

So sagte Johann eines Tages in einer kleinen Mißstimmung zum Hiesel: „Ich wollte, es wäre der Bonaparte noch am Leben."

„Wie so denn der?" fragte das Bäuerlein.

„Daß es wieder Händel gäbe auf der Welt. Krieg! 's versauert schon wieder."

„Halten zu Gnaden," sagte der Hiesel, „der Krieg wäre schon recht, wenn nur die Sauren allein d'ran müßten. —

Wenn sich ein armer Teufel beklagt, nimmt's mich nicht Wunder, aber so ein Herr da, wie der kaiserliche Herr einer ist, der Alles haben kann, was gut und theuer ist: man darf sagen, es ist eine Sündhaftigkeit, wenn so Einer verzagt wird und sich giftet (ärgert)."

„Alles, was gut und theuer ist!" lachte der Erzherzog, „so gescheit ist Keiner, auch der Kreß=Hiesel nicht, daß er nicht bisweilen ein albernes Wort zu Weg brächte. Meinst vielleicht, es wäre ein Unsinn, wenn ich sage, daß gerade große, reiche Herren die Nothleidenden sind auf dieser Welt?"

„Wäre mir schon eine rechte Neuigkeit," versetzte der Hiesel. „Ist das kein Uebel, wenn einer hungrig ist und nichts zu essen hat?"

„Freilich, freilich, aber sobald er zu essen kriegt, ist ihm geholfen. Wie hingegen, wenn Einer essen möchte und keinen Appetit hat; keine Lust und keinen Genuß, an Allem satt und übersatt, was das Leben geben kann. Wie ist einem Solchen zu helfen? Der Mensch will empor, sowohl in seinen Fähigkeiten, als auch in seinen Genüssen, sobald es abwärts geht, ist er elend. Darum ist der besser d'ran, der unten geboren ist, als der, welcher sich oben postirt findet."

„Schaut ganz so aus, als wie wenn es wahr wäre, Hoheit," meinte der Bauer, „aber ich glaub's doch nicht."

Von mir glaube es nicht, Mathias, da hast Du recht. Zu dieser Gattung von Unzufriedenen gehöre ich nicht. Ich sehe unten meine Freude und Lust, aber mir ist manchmal verboten hinabzusteigen."

„Wenn's redlich wahr ist," meinte der Hiesel, „daß der Herr die Postmeisterische gern sehen und der Kaiser laßt nicht heiraten, nachher ist's auch zum Giften."

Vom Erzherzog Johann wird eine Geschichte erzählt, welche, verbürgt oder nicht, zur Ergötzung wiedergegeben sein mag. —

Für's erste kehren wir bei der schönen Kathrin in der Sennhütte ein. Sie kocht das Abendbrot und singt dabei das Lied vom „Prinzen Johann." Hinter dem Herde steht eine possierliche Gestalt, ein junger Bursche mit einem ansehnlichen Kropf am linken Halse. Die rothen Bartstoppeln seines Gesichtes sind so steif und verstruppt wie die Drahthäkchen an einer alten Wollenkraue. Das ist der Almbub', der Käser — steht an dem Kübel und soll Butter rühren.

„Kasmodl, laß mir die Buttermühl nicht stehen!" mahnte ihn die Kathrin.

Darauf entgegnete der Bursche: „Sennin! Keine Arbeit ist mir zu schlecht, alsdann; aber alleweil Kasmodl, Kasmodl, dasselb' mag ich nicht heißen. Denn warum? Weil ich bei der Gard' bin eingeschrieben gwest, als der Isidor Hieronymus Tipel."

Auf das achtete die Kathrin nicht. „Was meinst denn, Kasmodl?" sagte sie, „was werden wir denn machen, wenn uns der Förster die Gaisen von der Weid' wegtreibt, weil er sagt, sie thäten die Setzlinge zernagen? Was wirst denn sagen, wenn uns die Jager die Kühe auf der Wiese ausmelken?"

„Die Höllsaggra!"

„Und was werden wir denn essen, wenn uns der Hase den Salat frißt?"

„So fressen wir den Hasen."

„Und wenn uns der Hirsch das Kraut packt?"

„So packen wir den Hirschen, ist die Zuspeis' gleich dabei."

„Du hast leicht reden," rief die Sennin, „Du verlangst Dein Essen und fragst nicht danach, wo man's nimmt."

„Nit so!" begehrte der Kasmodl auf, „denn ich bin z' Wien bei der Freiheit gwest, und wir von der Gard'...."

„Geh' hör' mir auf mit Deiner Freiheit und mit Deiner Gard'! Oder haben wir leicht was davon? Wäret Ihr Sturmhansen nur auf die Alm kommen — bei uns anstatt der Gard' die Gert'; — hätt' was auszupeitschen geben. In jedem Winkel sitzt so Einer, auf den Wänden treiben sie herum, wie die Geier. Bist nicht gar vernagelt, so wirst wissen, wen ich meine. Laut darf man's nicht sagen, sie haben die Mücken abgerichtet zum Spioniren."

Ein Fremder trat in die Hütte. Der trug Jagdgewand und war ein Mann in den besten Jahren, gleichwohl sein Schnurrbart schon in's Graue schlug.

„Gesegne Gott das Nachtmahl!" grüßte er.

„Bedanken uns schön!" versetzte das Mädchen schneidig, und für sich: Hab' gemeint, es müßt' heut' der Sebaldl kommen; letzt ist's ein Hasenschrecker. Na, da kunnt Eins eine Freud' haben!

„Ist's erlaubt?" fragte der Fremde, im Begriff, sein Gewehr abzulegen.

„Schau, das ist was Seltsames," antwortete das Mädchen, „jetzt fragt einmal Einer, ob's erlaubt ist."

Der Kasmodl trillerte:

„Af der Olma, af der Olma,
Do hobn ma Küa und Kolma,
Do hätt' ma Kas und Butta gnua,
Aba fressn thuats da Jagabua.

Als sich der Fremde jedoch über diesen Spott nicht zu ärgern schien, wurde der Bursche noch anzüglicher und rief

in die Wand hinein: „Raufen möcht' ich heut'! Ich bin kein Jagerbua! Denn, weil ich bei der Gard' bin gwest. Haben scheibenschießen lassen auf unsere Brust, denn warum?"

„Zur Zeit, als ich bei den Kaiserlichen diente," bemerkte der Fremde mit Schalkheit, „da haben wir den Tornister auf den Rücken geschnallt; neuzeit tragen sie ihn auf der linken Seite."

„Warum nicht gar!" rief erstaunt der Bursche, welcher die Anspielung auf seinen Kropf nicht verstand, „alsdann auf der linken Seiten? Schau, daß Einer halt auf die Alm herauf gar nichts erfährt. Denn, weil ich schon sieben Monat wieder daheim bin."

„Bist bei der Nationalgarde gewesen?"

„Ja freilich, sonst hätten mich die Kaiserlichen genommen. Denn warum? Gewachsen bin ich sauber. Nur das Bisserl dicken Hals da."

„Kropf ist besser wie Loch!" rief das Mädchen d'rein.

„Ja, Patzen! Das Loch hätten sie mir geschossen. Und eher, als wie das — zehnmal lieber Kasmodl!"

„Geh', scher' Dich nicht und rühr' Dich!" sagte die Sennin, „ich brauch' noch Butter vor dem jüngsten Tag."

„Raufen möcht' ich! Und wissen soll er's, daß seit Neuzeit für die Jagersleut' auch ein Herr ist. Denn wir, was wir bei der Gard' sein gewest . . . ."

„Jetzt hör' mir auf zu rechten. Das brauch' ich nicht!" schrie die Kathrin und schlug mit beiden Händen in die Hüften. Der Kasmodel schlich zu seinem Butterkübel.

Der fremde Jäger hatte sich des Rauches wegen so niedrig als möglich auf einen Holzblock hingesetzt. Es dunkelte der Abend. Die Kathrin kam dem Fremden nicht in die Nähe; erstens hatte ihr Kittelchen keine Neigung, die hohen Bund-

schuhe zu verdecken, und Kathrin wollte doch nicht zeigen, daß es Mannsschuhe waren. Sebald's Schuhe; der Bursche trug an seinen Füßen vielleicht die Strümpfe, die sie gestrickt — weil die Zusammengehörigkeit und Wechselseitigkeit solcher Leute eben schon bei den Zehen anfängt.

Wie die Kathrin nun so herumhantirte, sang sie:

„So an guatn Herrn
Wurd ma nit bol kriagn,
Kunt ma suachad ah
Oli Berg ofsliagn,
Wia da Hansel is —"

„Der Hansel, das ist wohl Dein Herzliebster?" sagte der Jägersmann.

Entrüstet über solches Dreinreden versetzte die Sennin: „Dort im Schaff steht frisches Wasser, nehm' Er einen Schluck in den Mund. — Ich denk' derselb' Hansel, von dem ich das Lied sing', ist freilich wohl unser Herzliebster! Dumm genug, wenn er vom Prinzen Johann noch nichts hätt' gehört. Wer ein rechter Steirer ist, der thut bei dem Liede lustig mit, oder, hat er keinen Stimmstock — hört fleißig zu. Sonst bringt mich Einer gleich in die Gall'!"

Jetzt sind wir im Fahrwasser, dachte der Kasmodl und kam hervor: Von wo er — der Fremde — her wäre? Ob das Steierland nicht noch zertreten läg' unter den Füßen, hätte es alsdann nicht der Johann in die Hände genommen? Ob wir ohne ihn solche Land- und Eisenwerkwirthschaften hätten? Ob wir zu Graz ein Joanneum hätten? Denn warum? — Der Kasmodl verfing sich in seinen Athem und schnaufte.

„Geh', Du Narr, verzuck' Dich nicht!" rief die Kathrin und schlug mit der flachen Hand mehrmals auf seinen Rücken, um ihn vom Hustkrampfe zu befreien. Will einer die Gut-

thaten vom Prinz Johann erzählen, muß er einen längeren Athem haben als wie Du."

Der Kasmodl stieß mit beiden Fäusten gegen seine Brust: „Da drinnen thät ich's wohl haben, aber halt außer mag's nicht. Ein guter Herr! Wissen möcht' ich nur, wie er ausschaut."

„Geh' und bring' die Küh' heim!" befahl die Sennin, und schob den Almburschen zur Thür hinaus.

Der Fremde lächelte. In demselben Augenblicke polterte zur Thür Ersatz für den Kasmodl herein. Es war ein junger, kräftiger Bursche in der gewöhnlichen Tracht der Holzhauer. Er hatte einen todten Rehbock über der Achsel und darüber einen Lodenmantel geworfen. So stürzte er verwirrt herein. „Kathrin, ich weiß keinen Ausweg, ich komm' zu Dir!"

„Du einfältige Dreifaltigkeit!" rief die Sennin, „Sebald, ja, was hast denn?"

„Ich hab' nichts, aber sie haben mich! Die Jäger sind mir am Rücken."

„Jesus Maria!" Und das Mädchen schielte, dem Burschen stumme Zeichen gebend, gegen den Fremden.

Sebald achtete nicht darauf. „Drei sind ihrer!" rief er, „Einer hat schon den Stutzen auf mich angelegt, und duck' ich mich nicht g'schwind hinter die Wand, so bin ich hin. Wie sie's meinem Vater haben gemacht, diese Höllteufel! Hast denn keinen Winkel für mich?"

„Mein armer Narr, so verkriech' Dich in's Bettstroh, oder hupf' eilends auf die Dachschupfen!"

„Ein alter Spaß. Just daß sie mich um ein Vaterunserlang später haben. Um ein Vaterunserlang feilsch' ich nimmer!" Der Bursche ballte knirschend die Fäuste; jetzt erst bemerkte er den Fremden. „Ha, ha, sie haben mich ja schon!" lachte er auf. „Aber Eins will ich noch rechnen! Nicht als schlechter

Mensch will ich dastehen. Diesen Rehbock verantworte ich vor Gott. Das Wild ist herrenlos, springt über eine Grenze um die andere, ist überall daheim, gehört, dem es anspringt."

Der Fremde erhob sich. Seine scharfen Augen rollten, wie zwei Bleikugeln in der Gluth. „Dem es anspringt? Wo steht das geschrieben?"

„Auf dem Papiere nicht, das glaub' ich. Ist Einer auf die Welt gesetzt, so will er auch seinen Theil davon."

„Aber die Welt, lieber Freund, ist planmäßig vertheilt; Jedem steht es frei, sich auf rechtmäßigem Weg sein Theil zu holen."

Darauf versetzte Sebald: „Wenn ich durstig bin und komm' zum Bach, so frage ich nicht erst: wem gehört das Wasser? Hin leg' ich mich und trink'! Wer den Durstigen niederschlägt am Quell —! Herr Jäger — auch meines Vaters Blut schreit zum Himmel!"

„Habe ich Deinem Vater Leides gethan?" fragte der Fremde den wild aufgerichteten Burschen.

„Leides gethan? Gar nicht. Blos umgebracht haben ihn die Jäger; und leicht gehört der Herr auch zu der Bande, die lieber auf den Wildschützen zielt als auf den Hirschen."

„Junger Mann," sprach der Fremde mit Nachdruck. „Du begehst mit solchen Reden ein Unrecht. Du kennst vielleicht so gut, wie ich, die Pflicht der Wildhüter. Du weißt auch, was rechtlich erworbenes Eigenthum heißt, aber Du willst das Gewissen verleugnen, weil Du Dich davor fürchtest. Und Dir ist bekannt, daß weder der Wildhüter noch der Jagdherr den Wilddieb eigenmächtig strafen kann; dazu sind die Richter mit dem Gesetze da."

„Bei meinem Eid!" rief der Bursche „was weiß der Jagdherr, der Prinz Johann, wie sie's treiben, seine Knechte,

mit uns armen Leuten. Der ist seit lang' schon nicht mehr in der Gegend gewesen. Vom frischen Vatersgrab weg hab' ich wollen in die Wienerstadt reisen, daß ich's dem Johann hätt' erzählt, wie es gewesen ist. — Wenn wir auch ein Bauerngütel haben, 's ist all' von Stein und rother Erden. Die Almerei ist unser Erwerb, jagt uns nicht der Jäger die Gaisen von den besten Weiden weg?"

„Das wird wohl nicht sein dürfen."

„Alles darf sein!" rief der Bursche. „Meinen Vater haben sie erschlagen, weil er ein Reh geschossen hat. Der Wilddieb ist auch ein Dieb! selber hat er's gesagt. Das Weib ist krank gelegen, er hat keine Arbeit gehabt. So ist er doch mit der Büchs' ausgegangen in der Morgenfrüh', und zur Abendstund' haben wir ihn gefunden. — Zermartert, voll Mark und Blut!" schrie er auf und verhüllte sein Gesicht, als wehre er von sich ab das Bild seines gemordeten Vaters.

„Geleugnet ist's worden!" fuhr er dann fort, „aber wenn mich heute Gott im Himmel d'rum fragt, so ist meine Antwort: Die Jäger haben es gethan."

Die Kathrin suchte ihn zu beruhigen.

„Ich bin damalen ein halb erwachsener Bursch' gewesen," sagte er, „hab' den Prinz Johann wollen aufsuchen und hätte ich mir die Füße müssen abgehen bis auf die Knie. Aber der Verwalter hat gesagt, ich sollt' gescheit sein, es thät' mir nichts nutzen. — Bin ich halt gescheit gewesen — hat mir auch nichts genutzt."

Der Fremde war nachdenklich geworden, und der Sebald fuhr fort: „Heut' hab' ich meine Mutter und meine unmündigen Geschwister zu versorgen. Die Noth leiden lassen, das kann ich nicht, und paßt's auf, mir geht's wie meinem Vater. Sie werden gleich da sein."

„Kaltes Blut, Bursche! sagte der Fremde, „für heute sollst Du nichts zu fürchten haben. Borge mir Deinen Wettermantel und siehe zu, daß Du auf den Dachboden kommst."

„Das wär' ein rechtes Glück!" rief die Kathrin, „aber so hupf, Baldl, aber so schlupf, Baldl!"

Sebald kletterte über die Holzleiter in den finstern Dachboden. Der Jägersmann hüllte sich in den Wettermantel.

„Erkenntlich thäten wir schon sein," meinte das Mädchen, „Butter und Brennkoch hätt' ich, wenn's gut wär'. Ich kindische Gredl, jetzt thu' ich aber gleich den Rehbock beiseit'."

Laß ihn liegen, Kind, der gehört mir zu," gebot der Fremde und machte sich mit dem Thiere zu schaffen. Da stürmten wild fluchend zwei Jägerbursche in die Hütte.

„Ah, da ist er ja!" schrien sie, als sie den Mann mit dem Wilde bemerkten, „der Wettermantel mit dem Rehbock!" und sie schmähten ihn, so viel aus den Mäulern ging.

Da keuchte ein dicker, rothbärtiger Mann herein, der Oberförster: „Habt ihr ihn? Nur gleich hinlegen und hauen!"

„Oho!" sagte der Fremde im Wettermantel, „das müßte auch mir recht sein. Bin ich ein Wilderer, so wird mich das Gesetz bestrafen."

„Was?" darauf der Rothbärtige, „das Gesetz bestrafen, hat er gesagt? Drei Teufel übereinand, das wäre schon das Rechte! Ein wenig in den Kotter stecken, daß sich so ein verluderter Gauch recht kunnt ausrasten. Sind ohnedies oft kaum zu erwischen, thät' man nicht die Bohnen nachschicken. Das Gesetz bestrafen, hat er gesagt? Ah, 'letzt thät er für seine Diebereien zu Lohn ein Federbett auch noch verlangen. Haut ihn, und wenn mir jeder Streich einen Silbergroschen kostet!"

„Du," lispelte ein Jägergehilf zum anderen, „einen Silbergroschen! Mehr kann sich Einer nirgends verdienen."

„Untersteht Euch und rührt mich an!" rief der Mann im Wettermantel, „jeder Streich drei Jahre Zuchthaus."

„Wie sagt er? Drei Jahre Zucht—?" gurgelte der Dicke, „das ist mir ein possierlicher Schelm. Packt ihn!"

Die Kathrin erhob ein Angstgeschrei: „Raufen thun sie. Ihr heiligen vierzehn Nothhelfer! Ist denn Keiner da?"

Die Jäger wollten eben zugreifen, da sprang der Sebald mit geschwungenem Dachbalken vom Boden herab und über die Jagdburschen: „Du dreidoppelter Morgenstern übereinand, die Weltkugel hau' ich euch um die Schädel! Her, wer sich traut! Der Wildschütz bin ich!"

Sie griffen nach den Gewehren, aber der Fremde drängte sich mit starken Armen dazwischen und warf den Mantel ab.

In demselben Augenblicke fuhr der Oberjäger zurück.

„Der Prinz! Der Erzherzog!"

„Uh, heilige Maria!" kreischte die Sennin. Dann war es still, daß man fast die Hühner schnarchen hören konnte, hätte jetzt Einer an die Hühner gedacht. Hellauf flackerte die Herdflamme und beleuchtete das Gesicht des Fremden.

Aus der in jenen Tagen bis zum tiefen Grunde bewegten Welt kam er heim in's grüne Land mit dem Felsendiadem und der eisernen Brust. Der Steiermark war er ergeben aus ganzem Herzen, was er diesem Lande gab, was er diesem Lande war, das steht anderswo geschrieben. Der Steirer hat ihn sehr geliebt und wird sein Andenken noch in späten Zeiten ehren. Der Prinz Johann ist, wie der heilige Josef ein Schutzpatron der Steiermark geworden.

„Ich merke!" sagte nun der Erzherzog zu den Männern, „daß man Unkraut gesäet hat, während ich ferne war. Ich werde jäten! Wo ist die Gerechtigkeit, die ich meinen Leuten so strenge auf das Gewissen legte?"

Die Kathrin schmiegte sich zagend an Sebald: „Nein, aber jetzt heb' ich mich schon zu fürchten an."

„Die beiden muthigen Männer hier," sprach Johann zu den Jagdgehilfen, „sind, scheint es, bisher dem Recrutenmaße nicht in die Nähe gekommen, aber sie sollen mir Dank wissen, wenn ich ihnen eine Stelle in der Armee verschaffe, wo es vielleicht bald etwas zu hauen giebt. — Der Herr Oberjäger wird die Güte haben, zur Sicherstellung einiger Vorkommnisse mit Wilderern sich zu Gerichte begleiten zu lassen. Seine Stelle im Revier zu vertreten dürfte dieser junge Mann geneigt sein," sagte der Prinz und blickte auf Sebald. „Aber zur Strafe für seine Wilderei nehme ich ihm diesen Rehbock weg. Sennin, kannst Du braten?"

Der abgedankte Dicke krümmte sich, Johann sagte:

„Wir beide sind fertig. Die Gewehre bleiben da!"

Der Dicke stahl sich davon. Bei Gericht ist's ihm später schlimm ergangen. Die Geschichte vom erschlagenen Wilderer that sich arg heraus.

Die beiden Anderen? Wie sie erst nach Hirschen geschossen hatten, so schossen sie später nach Menschen. Und erlangten ein Verdienstkreuz.

„Der neue Oberjäger hat sich bei Zeiten auf dem Brandhof einzufinden," sagte der Prinz, „für heute mag er seiner Wege gehen."

Seiner Wege gehen?

„Hat Er mit der Sennin zu schaffen?" fragte Johann den Burschen.

Versetzte dieser: „Sonst just g'rad völlig nicht gar recht viel — nur daß sie halt ein Bissel meine Liebste ist."



Um's Dirndl.

etzt bist frei," sagte der Altgeselle Simon.

„Jetzt bin ich frei," sagte der Junggeselle Lucian, der vor etlichen Tagen noch Lehrling war beim Tischlermeister zu Grabenbach.

„Was wirst jetzt machen?" fragte der Altgeselle.

„Ich werde mir einen Gesellenhut kaufen," antwortete der Lucian.

„Und sonst nichts?"

„Und eine Tabakspfeife."

„Geh, Luci, da wärst nicht gescheit. Rauch' Cigarren, brauchst für die Pfeife kein Geld auszugeben, und ist fürnehmer. Jetzt bist Tischlergeselle, jetzt mußt Dir ein Ansehen geben. Mußt auch einen Aufputz haben."

„Was soll ich denn für einen Aufputz haben? Bin ja kein Weibsbild!"

„Jetzt will ich Dir was sagen, Lucian: Das Weibsbild putzt sich mit Blümeln und Bandeln auf und das Mannsbild — mit dem Weibsbild. Verstehst mich. Ein Mädel mußt Du Dir zulegen."

Das habe ich mir auch schon gedacht," meinte der Lucian, „wenn das Ding halt nicht gar so viel Geld thät' kosten!"

„Geld kostet es schon!“ gab der Altgeselle bei, „mußt Dir nur Eine aussuchen, die ihr Geld werth ist.“

„Ich versteh' halt nichts bei der Sach'!“

„So, Du verstehst nichts dabei und willst ein Tischlergesell sein?“ begehrte der Simon auf. „Guck' einmal. Da mußt Du Dir erstens Eine nehmen, die Dir gefällt.“

„So gescheit bin ich gleichwohl.“

„Und Eine, die Dich mag.“

„Das wären Zwei,“ sagte der Junggeselle.

„Wie so denn? Das muß in Einer beisammen sein.“

„Bei mir nicht,“ bekannte der Lucian, „bei mir geht's nach dem Sprichwort: Die ich krieg', mag ich nicht, und die ich mag, krieg' ich nicht.“

„Du, Luci!“ sagte der Altgeselle, „mir scheint, Du hast in dieser Sach' schon als Lehrjung' vorgearbeitet. Da hätte ich Dich aber schon einmal beim Schopf nehmen sollen. So ein nichtiger Lehrbub' da und liebeln! Ist das eine Aufführung? So ein Umflanieren mit Weibsleuten! Das ist sündhaft, hörst Du?! Der Lehrjung' muß sittsam sein und wenn ich noch einmal so was wahrnehm' an Dir, so jag' ich Dich weg! hast mich verstanden, Luci?! — Ja so, ja so, Du bist freigesprochen, Du bist Geselle. Das ist so viel gäh gekommen; vorgestern noch der Schopfbub' und heut' schon meinesgleichen — heißt das, noch nicht, ich bin Altgeselle, und als solcher kann ich Dir den Rath geben, daß Du Dir um ein Dirndl schaust. So allein leben für einen herlebigen Burschen, das taugt nicht. Aber auf das mußt aufpassen, daß Du nicht Eine erwischest, die alleweil vom Heiraten spricht. Du, wenn man so Eine hat, das ist Dir ein Elend, sag' ich Dir! Da ist gar keine Unterhaltlichkeit dabei; wo Du mit ihr gehst und stehst, was Du mit ihr redest und anhebst, sie nur

immerfort: heiraten! Nicht einmal ein Bussel kannst ihr auf's Göscherl drucken, so wirft sie den Kopf zurück und: Heiraten, heiraten! Geh, laß mich aus mit so einem Weibsbild!"

So belehrte der ehrsame Altgeselle den neugebackenen Junggesellen. Dieser aber schaute etwas groß d'rein, und endlich sagte er: „Ja, jetzt hab' ich alleweil gemeint, die Weibsleute wären zum Heiraten da!"

That der Altgeselle einen lauten Lacher. Nichts als das, aber das war genug.

„Jetzt weiß ich nicht, wie ich d'ran bin," versetzte der Lucian kleinlaut.

„Hast Du Dir unsere Frau Meisterin schon einmal angeschaut?" fragte der Simon.

„Oh je!" machte der Junggeselle.

„Und Du weißt nicht, wie Du d'ran bist! Nachher, mein lieber Lucian, nachher hast Leim in Deinem Schädel."

Ja allerdings, die Meisterin anzuschauen, wie sie aussah, was sie sagte und that, und wie sie sich zu ihrem Eheherrn verhielt — das war freilich lehrreich.

„Lehrling," sagte der Altgeselle, „Lehrling wollt' ich in diesem Hause allzeit sein, aber Meister nicht. Ein Meister ist dahier ein Wenigster! verstehst? Und weißt, von was der Name Eheherr kommt? Das kommt von: eheher, eher war er Herr, ehe er in die Ehe ist gegangen. — Ja, mein lieber Lucian, das sind Sachen!"

„Wenn ich nicht an's Heiraten zu denken brauche," meinte der Lucian, „für den Tanzboden, da wird mir bald Eine recht sein."

„Nur gescheit sein!" mahnte der Altgeselle. Du bist jetzt ein freier Vogel — aber' denke auf die Leimspindeln! Nur gescheit sein!"

Das ist am Tage nach der Freisprechung des Lucian gesprochen worden.

Am Sonntage d'rauf ging der Junggeselle in die Kirche. Da hatte er schon den Gesellenhut auf und die Cigarre im Munde stecken. Jetzt will er sich nur noch mit einem Weibsbild aufputzen.

Der Lucian ist ein flinkes, hübsches Bürschlein und seine Frau Meisterin hatte ihn für sein sittsames Verhalten, für seine Anstelligkeit und fleißige Arbeit am Tage der Freisprechung mit etlichen Silberzwanzigern ausgestattet — was nur ein Beweis sein kann, daß ihr der Altknecht mit seinen boshaften Bemerkungen Unrecht thut.

Ein ordentlicher Kirchweg hat viele Seitensteige; so auch hier. Von jedem Dörflein, von jedem Hofe, von jeder Hütte führt einer heran und auf allen gingen die fein herausgeputzten, sittsamen Weibsleute daher. Sie — man spricht nur von den jungen — hatten schwarze Hütlein auf und rothe Kittlein an und hatten am Busen gern ein Sträußchen stecken von Nelken, Rosmarin und Herzenstrost und waren recht vorwitzig mit ihren schwarzen und blauen Aeuglein, oder sie senkten ihren Blick gar züchtiglich zu Boden — um zu sehen, wie das blaue Schürzlein passe und wie die neuen Sammetschuhspitzen bei jedem Schritt neugierig aus dem Saum des Kleides hervorguckten, was es denn eigentlich heute mit den Mannsbildern wäre — mit den schlechten Mannsbildern, vor denen sich ein jung' Dirndl nicht genug in Acht nehmen könne. Und solche Mannsbilder waren gar nicht weit, ganz junge, saubere Burschen darunter. So etwan der Tischler Lucian dort!

Ja, der Tischler Lucian. Die Cigarre taugte nichts, die warf er hin in das Brombeergestrüpp. Jetzt möchte er's doch

mit einem Dirndl versuchen. — Wie man nur mit Einer anhebt? Es ist nicht so, wie der Altgeselle meint, er — der Lucian — hat sich noch spottwenig mit den Weibsleuten zu schaffen gemacht und sich auch nie viel darum gekümmert, wie es in dieser Sache Andere machen. Eine wußte er freilich, eine ganz Besondere — na, an die ist gar nicht zu denken. Hingegen eine Andere. Vielleicht dieselbe, die dort vom Granitzbachhäusel heraufsteigt. Sie ist just nicht allzu sauber und hat kein Geld; 's ist kein G'riß um sie. Blutjung ist sie gleichwohl. Die wird's thun, die packen wir an.

So simulirte der Junggeselle, trat gegen das Dirndl hin und sagte: „Laß Dir Zeit, Granitzdirn, ich möcht' einen Kirchweggespan haben."

„Gefreut mich," gab sie zur Antwort, „der Weg ist breit genug für Zwei."

„Das mein' ich auch," sagte der Lucian, „und jetzt will ich Dich gleich fragen, wie Du heißen thust."

„Gundl, wenn's Dir recht ist."

„Freilich! Gundl sagst? Gundl ist ein sauberer Nam', Gundl. So schön rund ist er, kugelrund: freilich, so kommt er mir vor, Dein Nam'. Und jetzt möcht' ich wissen, Gundl, ob Du mich zum Schatz haben willst?"

„Ja!" sagte sie, „warum denn nicht, wenn ich noch keinen hätt'? Aber ich hab' schon einen."

„Das ist schade," versetzte der Bursche, „ich hab' mich schon gefreut auf Dich. Schau Du, jetzt fällt's mir ein, ich muß auf wen warten, der nachkommt. Laß Dir Zeit auf Deinem Weg, Granitzdirn."

Sie ging voran, er blieb stehen und wartete auf ein anderes Dirndl, das des Weges kam. Das war noch schöner als die Gundl und lachte den Burschen auch schon von weitem an.

„Geh', Sandel, geh' her, ich wart' schon auf Dich!" rief er ihr zu.

„So?" sagte die Angesprochene, „das ist gescheit. Allein dahergehen, das ist so viel langweilig."

„Ich sag's auch. Gieb mir die Hand, Sandel."

„Da hast sie. Au weh, wer wird denn gleich so fest zusamm'drucken? Das thut ja weh!"

„Das macht Dein Ring da," bedeutete der Bursche. „Willst mir's nicht sagen, wer Dir das Ringel an den Finger hat gesteckt?"

„Wenn Du's wissen willst: das hab' ich mir selber angesteckt."

„So einen Ring möcht' ich," sagte der Lucian, „ich geb' Dir meinen dafür."

„Na, Bürschel, den geb' ich nicht her."

„Von wem hast ihn denn?"

„Wenn Du's wissen willst: von meiner Mutter selig."

„Ist sie schon gestorben, Deine Mutter?"

„Ja freilich."

„Ist Dein Vater auch schon gestorben?"

„Der ist auch schon gestorben."

„Und Geschwister?"

„Sind auch gestorben."

„Geh'!" sagte der Bursche und wußte nicht recht, was er sagen sollte. „Alle gestorben. Das ist aber g'spaßig. Da mußt Du Dir einen Liebhaber beilegen."

„Warum denn nicht? Wenn Einer kommt!"

„Einer ist da."

„Und mehr brauch' ich nicht."

„So gehst heut' mit mir in's Wirthshaus, Sandel?"

„In's Wirthshaus geh' ich schon mit."

„Ich zahl' Dir einen Glühwein."

„Das hebt ja gar fürnehm an," sagte sie.

„Was eine rechte Liebschaft ist, da gehört ein Glühwein dazu, sagt unser Altgeselle. Und was bin ich jetzt doch so froh, daß ich einen Schatz hab'."

„Mir ist's auch nicht zuwider," gestand das Mädchen.

„Aber Eins muß ich Dir noch sagen, Sandel," meinte der Lucian, „es wird Dir ja nichts machen, und nur, daß man's früher ausmacht, und keine unnöthige Streiterei herauskommt. Heiraten thu' ich Dich nicht."

Wie sie gleichen Schrittes nebeneinander hergegangen waren, so blieb sie jetzt stehen, schaute den Burschen an und sagte schier traumhaft: „Heiraten willst Du mich nicht? Und das getraust Du mir in's Gesicht zu sagen?"

„Weil ich die Unaufrichtigkeit nicht leiden mag."

„Das ist recht brav von Dir," sagte sie, „ich will auch so redlich sein wie Du und will Dir sagen: Mir ist's nicht um's Liebeln, dazu wär'st mir Du viel zu lahmleidig. Aber zum Mann nehm' ich den Ersten, den ich krieg', ich will heiraten."

„Nachher hätten wir ja ausgeredet," meinte Lucian, „und es ist allemal gut, wenn Zwei so leicht miteinander reden."

„Brauchst mir jetzt keinen Gespan abzugeben, wenn's Dir etwan sauer ankommt. 'leicht magst zurückbleiben und auf eine Andere warten. Die Straßen ist lang, einmal wird schon Eine daherkommen, mit der Du Dich leicht vergleichen wirst. Behüt' Gott!"

Ja, da blieb er zurück, da mußte er wohl zurückbleiben. Aber das nahm er sich vor: er wollte Keine mehr anreden. Die Weibsleute sind halt doch nicht allemal so, wie die Männer glauben.

Als er am frühen Nachmittage vom Kirchgang nach Hause kam, sagte der Altknecht: „Na, Luci, bist frühzeitig heim, für das, daß Du heut' das erstemal als Junggeselle in die Kirche gegangen."

Der Lucian vertraute ihm, die Cigarren hätten ihn nicht gefreut und von den Weibsbildern hätte er keine 'kriegt.

„Keine 'kriegt?! Nicht einmal in's Wirthshaus mit?"

„Das schon. In's Wirthshaus wäre sie gern mitgegangen. Weil ich aber gesagt hab', daß ich sie nicht heiraten will —"

„Das hast ihr vor dem Wirthshaus gesagt?!" rief der Altgeselle, „Luci, Du hast Sägespän' gefressen. Hörst! Verstehst: der warme Wein muß erst her. Hat sie den Glühwein im Blut, nachher kannst ihr sagen, was Du willst. Aber vorher nicht, Du Pölli, Du!"

„Ich lass' das ganze G'spiel sein," brummte der Junggeselle verdrossen.

„Da hast Du Recht," versetzte der Altgeselle und wandte sich geringschätzig ab. „Beim Tabakrauchen und Weiberleutgernhaben wird einem das erstemal immer übel. Wenn man sich davon schon wollt' abschrecken lassen! Du bist mir ein Tischlergesell', Du!"

Der Lucian ließ sich das nun aber nicht mehr anfechten. — „So werd' ich halt erst rauchen und liebhaben, bis es mir schmeckt," das war sein vernünftiger Gedanke. Damit waren diese Begebenheiten abgeschlossen.

Jetzt gingen sachte zwei Jahre vorbei, und als sie vorbei waren, sah es anders aus.

Der Altgeselle war ganz und gar verzagt worden und so sehr hatten ihm die Weibsleute von allen Seiten mit allerlei Beweggründen zugesetzt, bis er floh. Denn heiraten

wollte er Keine. So zog er aus dem Lande — wie man wissen will — in den freien Bundesstaat der Schweiz, wo das Asylrecht herrscht.

Der alte Tischlermeister hinwiederum hatte ein Beispiel geliefert, wie man sich vor den Weibern — insonderheit vor der Ehefrau — am nachhaltigsten in Sicherheit bringt: er starb. Die trauernde Witwe wollte den Lucian zum Werkführer erheben, allein dieser zog es vor, auf eigene Faust ein Tischlergeschäft zu eröffnen. Denn während der zwei Jahre war ihm allerhand in den Sinn gekommen. Die Bethl, des Weizenwart Bethl, war nun ganz und schön aufgeblüht. Das war dieselbe, von der er schon vor zwei Jahren gesungen: „Und die ich mag, krieg' ich nicht." Der Weizenwart war nämlich ein angesehener Bauer und die Bethl hielt nicht viel zu den Mannsleuten.

Jetzt dachte sich aber der Lucian: Warum soll ein fleißiger und — wie die Leute sagen — tüchtiger Tischlermeister die Tochter des angesehenen Bauern nicht haben sollen? Und warum soll die schöne und kluge Bethl einen jungen und, gottlob, rechtschaffenen gesunden Mann nicht nehmen wollen? Zum Manne nehmen! Ja, bei der Bethl, da ist's was Anderes. Und warum soll der junge Tischlermeister nicht heiraten? — Schau die alte Meisterin an! würde der Simon gewarnt haben, aber dem hätte der Lucian mit Recht die kurze Antwort gegeben: Die Alte und die Junge, das ist kein Vergleich. — Was will er thun?

Wenn die nächste Kirchweih kommt, so will er die Bethl auf dem Kirchplatz anreden, will sie einladen auf einen Schluck Wein in's Wirthshaus, und beim Glühwein, und wenn die Musikanten spielen, und wie gerade Alles am lustigsten ist, will er sie fragen. Lustig sein, lustig sein, das haben die

Weibsleute ja so viel gern, und ist erst der Glühwein im Blut, so läßt sich mit ihnen reden.

So war's ausgedacht. Es hätte sich erwiesen, daß es unklug ausgedacht war, wenn nicht der Zufall, der bisweilen ein besserer Weiberkenner ist, als der feinste Tischlermeister, vermittelnd dazwischen getreten wäre. Es muß nicht gerade auf der Kirchweih sein, meinte der Zufall, und Glühwein wäre bei der Bethl schon gar ein verfehltes Mittel.

Am Tage vor der Kirchweih hatte der junge Tischlermeister eine dringende Arbeit bekommen. Thut nichts, sie läßt sich bis zum Feierabend leicht fertig bringen.

So steht er nun in der Werkstatt und hobelt ein Brett. Er ist guter Dinge dabei, läßt den Hobel flink auf- und niedergleiten, pfeift ein lustig Liedel dazu und denkt: „Morgen ist Kirchweih!"

Der Herbst schaut mit rothen Wangen zum Fenster herein; an den weißstämmigen Birken hängen wie Ducatlein die goldigen Blätter, und ein Mensch, wie der junge, arbeitslustige und lebensfreudige Lucian, hat das ganze Jahr hindurch Frühling — und morgen ist Kirchweih.

Nun das Brett auf der einen Seite gehobelt ist, wird's gewendet. Da tritt plötzlich was zur Thür herein. Ein Mägdlein ist's — rothwangig, gelbhaarig, blauäugig, und daß sie weiße Zähnlein hat, sieht man, weil sie jetzt lacht. Ja freilich, sie lacht ein klein wenig und sagt dabei: „Gelobt sei Jesu Christ!"

Den Tischler durchzuckt's wie ein heißer Blitz: „Jesses, das ist ja die Bethl! — Die Bethl ist das!" zuckt der Blitz wieder zurück. — „In Ewigkeit Amen," sagt der Bursche ganz gottlos gelassen und setzt dazu: „Du steigst daher? Was tragt denn Dich zu mir?"

So ein dummes Fragen da! Der Lucian ärgerte sich über das alberne Wort, aber jetzt, und just bei Der fällt ihm nichts Gescheites ein. Heißt das, einfallen schon, aber wenn sie ihn abtrumpft, wie ihn Andere abgetrumpft haben! Nein, er will lieber warten, bis der Glühwein mitspricht. Aber einleiten wird er's doch heut' schon sollen.

„Heut' willst was von mir, Dirndl?“ sagte er und ließ seinen Hobel ruhen.

„Das ist gewiß,“ antwortete sie, „sonst wär' ich nicht gekommen. Mein Vater, der läßt Dich schön bitten, daß Du uns ein Kreuz machen thätest.“

„Ein Kreuz? Wer ist denn wieder gestorben?“

„Das nicht, gestorben nicht,“ lachte sie, „und ein Todtenkreuz nicht — nein, deshalb schon gar nicht. Ein Sterzschüsselkreuz thäten wir brauchen. Wir essen zum Sterz so viel gern saure Milch dazu. Du auch?“

„Aber schon höllisch gern, Bethl!“

„So wirst es wissen, daß man so ein hölzernes Kreuz hat, welches man auf die Milchschüssel legt, damit man auf das Kreuz die Sterzschüssel stellen kann, und daß Jeder, der beim Tisch sitzt, mit dem Löffel wie er will in die Milch und in den Sterz fahren kann.“

„In die Milch und in den Sterz fahren kann,“ wiederholte der Lucian, „ei ja, freilich weiß ich das.“

„Und wirst es uns machen, das Kreuz?“

„Machen will ich's,“ sagte er und stellte das Brett in die Quere, daß er auch die Ränder glätten konnte. „Willst nicht ein Eichtel niedersitzen, Dirndl?“

„Meinst, ich wollt' warten auf's Kreuz?“

„Wenn Du auch just das nicht willst, aber ich möchte plaudern mit Dir.“

„So? sagte die Bethl und schaute auf seine Arbeit. „Das Brett da, was ist denn das für ein Holz?"

„Das ist ein Tannenholz," antwortete der Lucian, „was ist's, Bethl, trinkst Du den warmen Wein gern?"

„Wie kommst denn Du jetzt auf den warmen Wein? Der sauren Milch wegen brauchen wir das Kreuz."

„Ja richtig, der Milch wegen," sagte der Bursche und dachte bei sich: 's geht nicht. Jetzt will ich aber doch einmal g'rad d'rauf losbohren. Und sagte:„ Was meinst denn, Bethl, möchtest Du nicht fort von heim?"

„Uh Gott und Herr!" lachte sie, „möchte wissen, wohin!"

„Zu mir her!"

„Kunntst mich brauchen?" war ihre schalkhafte Frage.

Der Lucian maß das Brett mit dem Zollstab und schnitt dann mit rauschender Säge ein Stück davon ab.

„Du wärst mir schon recht," sagte er, aber sie hörte im Geräusch das Wort nicht. Sie schaute auf das Brett und fragte: „Wie lang muß es denn sein?"

„Fünf Schuh und drei Zoll," antwortete er. — „Und meinst, wir möchten uns nicht miteinander vertragen?"

„Oh Du, ich bin bös', mein Lieber!" rief sie lachend, setzte aber ernsthafter bei: „Nein, kränken wollt' ich Einen nicht, wenn —"

„Wenn?"

„Wenn ich mir ihn einmal ausgesucht hätt'."

„Und wolltest Dir nicht etwa einen Tischler aussuchen?"

Sie schwieg erschrocken.

„Wolltest Du ihn gern haben, Bethl?"

Sie schwieg. Er blickte auch nicht auf, sondern schnitt jetzt ein kleineres Brettchen mit sechs Ecken zurecht.

„Was meinst dazu?" fragte er wieder, aber immer, ohne sie anzublicken.

Bethl wischte mit der Schürzenecke die Lehne des Stuhles ab, die aber gar nicht staubig war.

„Was meinst dazu?"

„Und —" lispelte sie nun mit hochrothen Wangen, „thät's dem Tischler sein Ernst sein?"

„Nach Spaß geht's mir jetzt nicht," sagte er und arbeitete.

Sie sah ihm ein Weilchen still zu und that dann, um ihre Befangenheit zu verbergen, die Frage: „Ein Winkelkastel, gelt, ein Winkelkastel wird das?"

„Versteht sich, ich wollt' schon gut sein auf Dich," sagte er.

„Ich kunnt Dir wohl zu leicht sein," gab sie zu bedenken, „ich bin halt nur eine Bauerndirn auf dem Berg oben."

„Und ich bin ein Tischler im Thal herunten," antwortete der Lucian, während er mit einem kleinen Bohrer einige Löcher in den Rand des Brettes schnitt.

Nach einer Weile fragte die Bethl wieder: „Da werden jetzt Nägel eingeschlagen?"

„Da werden jetzt Nägel eingeschlagen," antwortete der Bursche. „Und im Thal ist's schön eben. Wir wollten recht verträglich miteinander sein —"

„Aber nein!" rief jetzt das Mädchen und sprang vom Sessel auf, „was ich doch ein närrisches Ding bin! Da versitz' ich mich und daheim warten die Ferkeln auf mich. Weil ich die Ferkeln füttern thu'."

„So, die Ferkeln thust füttern?"

„Ja, das thu' ich. — Jesses und Josef, was du da für einen spaßigen Trog zusammenmachst!"

„Ja," sagte er und fügte die Bretter ineinander „Wolltest nicht noch ein wenig bei mir dableiben? Schau, weil

wir schon im Plaudern sind, sollst nicht fortgehen, ehevor wir's richtig gemacht haben. Ledig bleiben mag ich nicht und auf Dich hab' ich schon lang gedacht. Kann ich mich verlassen?"

Sie schwieg.

„Hast aber einen Andern im Sinn, so thu' mir's offenherzig sagen."

Sie schüttelte das Köpfchen: „Einen Andern hätt' ich freilich dieweilen noch nicht."

„So sag' mir ja. Sag' mir frisch ja."

„Das Jasagen," meinte nun die Bethl, „das wollt' ich gerade noch zuweg bringen. Aber was nachher d'ran hängt —"

„Die Hochzeit hängt d'ran und viel lustig' Sach'."

„Und an's Auseinanderscheiden denkst nicht?" fragte sie

„Geh, wer wird an so was denken! Nur der Tod wird scheiden."

„Nur der Tod, nur der Tod!" rief das Mädchen lebhaft. „Aber der Tod ist mir schon genug und mehr als genug. Bin ich allein, so macht er mir gar nichts. Aber hab' ich einen Mann, so — däucht mich — kunnt' ich ihn so viel lieb haben, daß ich den Tod thät' fürchten, wie das höllische Feuer! daß ich keine Stund' kunnt lustig sein, weil ich wüßt': so kann's nicht dauern, wie es auch jetzt freudig ist! freudig ist auf der Welt! es kommt ein Tag, der uns auseinanderreißt. Den Tag wirst erleben. — Nein, Lucian, wer kunnt sich das denken und nicht närrisch werden auf der Stell'!"

Jetzt ließ der Tischler das Werkzeug fallen. — Das ist Eine! Das ist eine Goldene! — Ist's nicht aber doch zu unrechter Zeit, daß er jetzt mit ihr spricht? — Er starrte auf das weiße Tannenbrett.

„Bethl," sagte er dann, „den Knappenpaul, den hast Du gekannt."

„Den Paul, freilich kenn' ich ihn."

„Der ist ein kreuzlustiger Bursch' gewesen, hat geblüht wie das helle Leben, hat schon seit manchem Jahr ein Dirndl lieb gehabt."

„So?" sagte sie.

„Aber mit dem Heiraten hat er zugewartet, ist ihr wohl nachgeschlichen und hat nichts denken können, als alleweil nur an das Dirndl. Ist sie ihm begegnet, so ist er ihr ausgewichen oder hat vor lauter Verlegenheit ein närrisches Wort herausgeredet, und das Rechte hat er ihr nicht zu sagen getraut, hat gemeint, es wär' alleweil noch Zeit dazu. Gestern im Bergwerk hat ihn ein Stein erschlagen."

„Das ist aber zum Erschrecken!" meinte sie.

„Jetzt ist er ausgelöscht," sagte Lucian, „nein, Bethl so lang' wart' ich nicht. D'rum, jetzt, so sag's!" Er stellte sich kerzengerade vor das Mädchen hin: „Schau mich an! Bin ich Dir recht? Wie ich auswendig bin, das siehst. Und inwendig — inwendig bin ich brennheiß in Dich verliebt und mag mein Lebtag Keine als wie Dich allein! Kannst jetzt nein sagen? Sag's wenn du kannst!"

Ihre Zunge ist schwer wie neun Pfund Blei. Ihre Hände und Füße zittern, sie muß sich an den Thürpfosten halten und starrt d'rein. Der Lucian schafft an seiner Arbeit weiter, er fügt die Bretter ineinander, er treibt die Nägel ein. Vor dem hohlen Schall schrickt das Mädchen auf und ruft: „Jesus Maria, das ist ja eine Todtentruhen!"

„Ja freilich," sagt der Lucian, „das ist das neue Haus für den Knappenpaul — der zu lang' gewartet hat. Zergrimm' Dich nicht, Dirndl, schau mich an und sag: Ja."

„Aber die gräulich' Todtentruhen da!" haucht sie. „Daß Du gar so traurige Arbeit hast, Tischler!"

„Wie's Gott giebt. Heute eine Truhen, morgen ein Sterzschüsselkreuz, übermorgen eine Wiegen. Wie's Gott giebt."

Mit nassen Augen, mit zuckenden Lippen, so stand sie da, so sank sie an seine Brust hin. — Von den Lippen gesogen hat er ihr das Ja, dann floh sie mit hochwogender Brust davon — ihre Füßchen haben den Boden kaum berührt.

Der Lucian stand da neben dem Sarge und war erstaunt, daß es jetzt auf einmal geschehen, was er so lange gedacht, geplant hatte. — Der Altgeselle Simon hat doch Unsinn geschwätzt. Der Glühwein ist nicht nöthig; wenn Lieb' im Herzen ist, so lockt sie auch ein Hammerschlag auf den Todtensarg hervor.

Wer sich nur nicht zu früh verzettelt! Wer in starker und junger Mannhaftigkeit zu warten weiß, bis das Glück reif ist! Wie singt jetzt der Tischler Lucian? Der singt: „Die ich mag, krieg' ich!"



Inhalt.

Psychologische Studien aus dem Thierreiche.

Nachträge.

Ch. Reißer & M. Werthner, Wien.

